

42

2935

K. 91.

42

2935

OPUS FRANCIGENUM.

STUDIEN

ZUR

FRAGE NACH DEM URSPRUNGE DER GOTHIK

VON

D^R. HUGO GRAF.

MIT 9 AUTOGRAPHISCHEN TAFELN.



STUTTGART.

VERLAG VON KONRAD WITTWER.

1878.

G. n. 2285

Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

SEINEN HOCHVEREHRTEN LEHRERN,

DEN HERREN

PROFESSOR D^R. W. VON LÜBKE IN STUTTGART

UND

PROFESSOR D^R. J. A. MESSMER IN MÜNCHEN,

IN EHRFURCHTSVOLLER DANKBARKEIT

GEWIDMET

VOM VERFASSER.

V o r w o r t.

Die Geschichte der Baukunst ist eine Wissenschaft, welche erst noch in der Gestaltung begriffen ist. Zwar ist die Kenntniss der Denkmäler seit mehreren Jahrzehnten, Dank einer Fülle von fleissigen Arbeiten, eine ziemlich umfassende. Die Gruppierung der Erscheinungen nach ihrer Bedeutung im Zusammenhange der Stylentwicklung konnte daher längst in Angriff genommen werden und hat in vielfacher Beziehung wohl ihre bleibenden Umrisse gewonnen. Dies ist namentlich in Bezug auf jene Stylperioden der Fall, welche nicht mit einem eigenen schöpferischen Gedanken arbeiteten, sondern ihren Formenbestand vorausgegangenen Bauweisen entlehnten, um denselben meist nicht im Sinne eines ästhetischen Fortschrittes weiterzugestalten. Geringe Klarheit waltet aber noch in der Kenntniss jener Vorgänge, aus welchen sich die beiden bedeutendsten Erscheinungen auf baugeschichtlichem Gebiete entwickelten: der antike (hellenische) Architravbau und der mittelalterliche (gothische) Gewölbebau. Ohne eine klare Einsicht in diese Vorgänge kann aber die Prinzipienfrage nicht als erledigt gelten, entbehrt die wissenschaftliche Darstellung, das ästhetische Urtheil und das praktische Verhalten einer sicheren Richtschnur.

Hinsichtlich der antiken Baukunst können wir an dieser Stelle nur die, auf ernste Studien gegründete Ueberzeugung aussprechen, dass es nicht sowohl der Mangel an monumentalen Resten und an schriftlichen Ueberlieferungen ist, welcher bisher die Anfänge in den Schleier des Geheimnisses hüllte, als vielmehr das System, welches bei der Betrachtung seine Herrschaft ausübte und dessen Ansehen man nicht zu ver-

letzen wagte. Der exclusive Hellenismus bewegt sich aber in einer Sackgasse; er muss die Geschichte des griechischen Tempels mit dem fertigen Schema beginnen und verzichtet freiwillig auf eine wissenschaftliche Entwicklung, wie sie die Architekturgeschichte erfordert.

Hinsichtlich der nordischen mittelalterlichen Architektur, deren Endergebniss man als den »gothischen« Styl in strengerer Geschiedenheit zu betrachten pflegt, als es der geschichtliche Zusammenhang gestattet, sollen diese Blätter einige Bausteine liefern, welche in wesentliche Lücken des bisherigen Systems der baugeschichtlichen Darstellung einzufügen sind. Haltung und Umfang dieser Schrift waren durch einen besonderen Zweck bedingt, welchem sie zu dienen hatte; es musste namentlich der zweite Theil mehr den Charakter einer Skizze annehmen, als einer ausführlichen Darstellung, welche einen beträchtlich umfangreicheren Rahmen in Anspruch nehmen würde, sich aber auch auf ein viel reicheres Material zu stützen hätte, als es uns zu Gebote steht. Die spärlichen Baureste Frankreichs aus dem merowingischen Zeitalter sind einer ausreichenden Untersuchung im Hinblick auf die von uns behandelte Frage noch nicht unterworfen worden, und auch den schriftlichen Quellen mögen noch schätzenswerthe Beiträge abzugewinnen sein. Eigener und fremder Thätigkeit bleibt daher manche Ergänzung und Klärung vorbehalten.

Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1
I. Zur Geschichte des Strebebogens	12
II. Die Entstehung der kreuzförmigen Basilika	42
Anhang. (Urkundliche Belege.)	117

Einleitung.

Die Fähigkeit, aber auch das Bedürfniss einer steten Bewegung, Entfaltung und Fortbildung durchdringt und bedingt die Gesammtheit der organischen Daseinsformen mit der Macht des Naturgesetzes. Die Wirksamkeit dieses Gesetzes ist das Leben, seine Grenzen sind die Grenzen des Lebens. Ihm entspringt nach der geistigen Seite der Menschennatur hin jede Schaffenskraft, jede Schaffenslust. Dieses Vermögen und dieser Trieb ist auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit auch dann nicht erledigt, wenn der Höhepunkt erreicht, die Idee zu vollem Ausdruck gebracht ist. Die unendliche Wiederholung des gewonnenen Ausdruckes würde die Fesselung des Selbstbewusstseins bedeuten, das nur bestehen kann, indem es sich manifestirt. Eine solche Lage müsste mit dem geistigen Tode oder mit der Zersprengung der Fessel enden.

Ist aber — und wir wenden uns hiemit der Baukunst, dem uns zunächst liegenden Gebiete zu — der Höhepunkt erreicht, die der ganzen vorläufigen Bewegung als Ziel vorschwebende Idee (Bauidee) zu wahren und schönem, technisch und ästhetisch vollendetem Ausdrucke gebracht, so kann doch jeder weitere Schritt nur vom Ziele hinweg und in fallender Linie geschehen. Die stets neuer Gestaltungen bedürftige Phantasie im Vereine mit einem, immer noch möglichen Bewusstsein der Richtung auf ein Höheres vermag dann wohl Bestechnendes, Reizvolles, Anziehendes hervorzubringen; in der That sind die Kategorien des Prächtigen, Reizenden, Anmuthigen die ersten Stufen auf jener abfallenden Linie. Allein, wenn man sich überhaupt einmal von der Höhe der reinen Schönheit und der klaren Erfassung der Aufgabe entfernt, ist trotz allen Aufgebotes an Thatkraft und Erfindung ein wahrhaft befriedigendes Ergebniss nicht mehr möglich. Zu einer Danaidenarbeit ist der Mensch aber nicht geschaffen. Mit der Abspan-

nung und Hoffnungslosigkeit stellt sich die Unlust und der Drang nach einer erfolgreicheren Bethätigung seiner Kräfte ein. Hier sind nun zwei Wendungen möglich.

Entweder tritt ein völlig Neues auf. Das Ziel der Bauthätigkeit wird von einer anderen Seite her aufgefasst; längst vielleicht gekannte und gebrauchte Elemente werden in einem höheren Sinne aufgenommen, zu höherer Leistung berufen, und damit die Möglichkeit eines neuen Ergebnisses gewonnen. Nur einmal trat eine solche Wendung im Verlaufe der Baugeschichte ein.

Oder man kehrt sich einer Bauidee zu, welche in einer vergangenen Zeit, also unter vielfach anders gearteten Verhältnissen und Bedürfnissen bereits eine Entwicklung und Durchführung erfahren hat; sie wird dem neuen Erfordernisse angepasst, durch die in der zwischenliegenden Epoche gewonnenen technischen Mittel bereichert, und so ein relativ Neues geschaffen.

Vorgängen letzterer Art, deren Wesen als Eklekticismus zu bezeichnen ist, begegnen wir mehrfach in der Geschichte der Baukunst. Eklektisch verhielt sich die römische Architektur von Anfang an; wenn Vitruv von dem Architekten mehrfache geschichtliche Kenntnisse verlangt, damit er »auf Befragen den Grund angeben könne«, warum er diese oder jene Zierden — wie Karyatiden u. s. w. — angebracht und sie gerade so gemacht habe, so liegt hierin das Geständniss ausgesprochen, in wie wenig unmittelbarer Beziehung die Formen der antiken Architektur zu dem römischen Volks- und Kunstbewusstsein standen. Es ist kein Zufall, dass gerade dieser Schriftsteller zu erneutem Ansehen und Einflusse gelangte, als die Bauidee der Steindecke im gothischen Dome den Höhepunkt ihres technischen und künstlerischen Vermögens erreicht hatte, und alle weiteren Versuche keine Förderung mehr erzielen konnten. Der Mangel einer neuen Bauidee von fundamentaler Bedeutung musste zu einer geschichtlichen Anleihe führen. Als aber die von römischen und vitruvianischen Studien getragene Renaissance ihr Bestes gethan und den Rest ihrer Potenz in den Ausschweifungen des Barok und Rokoko erschöpft hatte, war doch wiederum ein anderer Ausweg nicht möglich, als der Anschluss an frühere Bauweisen. Denn die Zahl der im höchsten Sinne typischen Baustyle ist so beschränkt, als die der dominirenden Materialien; alle anderen Stylarten sind entweder Vorstufen, wie der ägyptische, die vorderasiatischen Style, in einer späteren Epoche und für eine andere Bauidee der römische, der byzantinische

Gewölbebau, der sogenannte romanische Styl; oder sie beruhen auf Ableitung und Kombination, wie die verschiedenen Arten der Renaissance und die, wenn auch in mancher Hinsicht reizenden und liebenswürdigen Verirrungen des Barok und Rokoko. Zwei Höhepunkte sind es, auf welche diese Unterarten hinstreben oder zurückweisen: der antike (hellenische) Säulenbau, welcher die dem Holzbau entnommene Idee der horizontalen Decke zu ihrer künstlerischen Vollendung führte, und der sogenannte gothische Styl, in welchem die Idee der Steindecke ihren höchsten Ausdruck fand.

Dass sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gerade diesen beiden letzteren Stylarten ein erneutes Studium zuwandte, bekundet den kritischen Zug der Zeit. Es entsprach einem fortgeschrittenen historischen Sinne, sich nicht mehr mit einer Einseitigkeit zu begnügen, sondern einer vollständigeren Kenntniss des früher Geleisteten und damit erst der Möglichkeit einer Baugeschichte in wissenschaftlichem Sinne zuzustreben. Während die Engländer Stuart und Revett (von 1751 an) zum ersten Male umfassende Aufnahmen der attischen Bauüberreste (*Antiquities of Athens*, Bd. I. London 1762) bearbeiteten, legte Johann Winkelmann durch seine »Anmerkungen über die Baukunst der Alten« (Leipz. 1762) den Grund zur Baugeschichte des Alterthums. Schon etwas früher hatte sich, ebenfalls zuerst in England, die Aufmerksamkeit der gothischen Baukunst wieder zugewandt. Der Engländer Langlay gab 1740 eine Sammlung gothischer Formen heraus, und 1760 erklärte ein französischer Kenner, Turgot, in einem Vortrage vor der französischen Akademie die Gothik als einen Fortschritt gegenüber der griechischen und römischen Baukunst.

Die Tradition, das Geleise, in welchem sich die höheren Studien bewegten, bot freilich der Würdigung der Antike einen ungleich günstigeren Boden, und so neigten sich akademische Gunst und wissenschaftliches Interesse viel mehr auf die Seite der antiken als der mittelalterlichen Baukunst. Der Kunstliebhaber, der den Dingen offenen Sinnes und unbefangenen Geistes gegenübertrat, war dagegen mit seinem Geschmacksurtheile frei und deshalb in einer Lage, welche zugleich Vortheil und Nachtheil in sich schloss. Ihm war der unmittelbare Eindruck massgebend, und je weniger Gewicht er den fertigen Schulbegriffen beilegen mochte, um so schwerer musste ihm die Entscheidung fallen. Es ist bezeichnend, selbst Geister von höchster Kraft und Entschiedenheit zwischen beiden Stylen schwanken zu sehen, ohne zu einer

Wahl zu gelangen. Goethe, der durch seinen begeisterten Aufsatz »von deutscher Baukunst« (1772) in Deutschland das allgemeinere Interesse auf diesen Styl gelenkt hatte, ist in seiner »italienischen Reise« von der Anschauung der Antike ebenso tief ergriffen; in seinen aphoristischen Aeusserungen über Kunst (Sprüche in Prosa) weiss er bald an dem einen bald an dem anderen Style Hohes anzuerkennen oder seine Anerkennung einzuschränken; in seinen späteren Jahren, nachdem er 1810 die Gebrüder Boisseree kennen gelernt hatte, wandte er sich mit neuem Antheil der Gothik zu und schrieb als vierundsiebzigjähriger Greis (1823) noch einmal »von deutscher Baukunst«. Es ist an diesem Orte unsere Aufgabe nicht, den Gegensatz der Schulmeinungen zu verfolgen, — ein Gegensatz, der ohnehin einer inneren Berechtigung entbehrt. Wenn die Erfassung der Aufgabe, die Mittel zu ihrer Lösung in beiden Bauarten auch auf disparaten Elementen beruhen, so findet doch jede ihre volle Rechtfertigung in dem Masse, in welchem sie ihr eigenthümliches Ziel zu verwirklichen vermochte, und beide Style stehen nicht gegen einander, sondern vielmehr neben einander auf den höchsten Höhen menschlichen Geisteslebens.

Näher als der Streit zwischen Classicisten und Gothikern liegt unserem Ziele eine kurze Uebersicht der Versuche, durch welche man Entstehung und Herkunft des gothischen Baustyls bestimmen wollte. Geringe Beachtung verdienen jene Versuche, welche durch einen Einfall, eine mehr oder minder geistreiche Kombination die mühevollere Forschung zu ersetzen vermeinten. So gelangte der Engländer James Hall (Essay on the origine of gothic Arch., London 1813), von einem ästhetischen Eindrucke und einer missverstandenen oder missbrauchten Stelle ausgehend, zu der Ableitung des gothischen Styles von dem Walde und dem ursprünglichen Leben der uncivilisirten Kelten und Germanen. Die einem mittelalterlichen Manuskript entnommene Stelle: *est enim omnium in Anglia ecclesiarum prima et vetustissima primo ex virgis torquatis facta, ex qua virtus divinae sanctitatis jam inde a principio redolevit spiravitque in omnem patriam* — sagt doch nichts anderes aus, als dass die christliche Kirche in England von geringen Anfängen zu grosser Macht und Bedeutung gelangte. Jenem ästhetischen Eindrucke zwar, auf welchen die Vergleichung des gothischen Bauwerkes mit dem Walde und seine Herleitung aus der Nachahmung der sich gleichsam zusammenwölbenden Zweige und Kronen der Bäume gegründet wurde, wohnt eine ächte Empfindung inne; denn er ist nichts anderes, als das

Erfassen einer Wirkung, die das Bauwerk üben muss, wenn es sich zum Kunstwerke erheben soll. Es ist derselbe Eindruck, welchem Goethe in dem ersten der erwähnten Aufsätze die überschwenglichen Worte lieh:

»Der Genius — gab Erwinen von Steinbach ein: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, dass sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen und Blättern, wie der Sand am Meere, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn seines Meisters.«

Aber an diese Wirkung der Kunstform, durch welche der konstruktive Mechanismus den Ausdruck eines lebensvollen Organismus erlangte, an dieses Endergebniss, in welchem der Baustyl seinen Kunstcharakter zu erweisen hatte, ist doch nicht der historische Ursprung desselben anzuknüpfen. Die Bezeichnung »Baum- und Zweigstyl« blieb mit Recht vereinzelt und verscholl.

In seinem Aufsätze über »Baukunst« vom Jahre 1788 wollte Goethe »den grössten Theil sogenannter gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränken, Altäre und Kapellen auszustatten pflegte,« erklären. Es ist ebenso natürlich, als unbestreitbar, dass der gothische Styl eine grosse Anzahl von Formen aus der vorangegangenen Epoche herübernahm und in seiner Weise umgestaltete. Goethe übersah jedoch, dass es die Festigkeitsverhältnisse des Steines sind, welche in dem System des gothischen Baues zu so konsequentem und prägnantem Ausdrucke gelangen, dass dieser Styl hierin weder von einer früheren Bauweise erreicht, noch von einer späteren überboten wurde. Aus jenen Holzschnitzwerken konnte sich darum nimmermehr das Wesen des gothischen Styles entwickeln, welches eben in der konstruktiven Leistung liegt; sie ist es, welche allen Zierformen Ort und Beziehung verlieh und auch auf ihre Gestaltung einwirkte. Goethe drang in Allem, was er über Gothik schrieb, nicht über die dekorative Erscheinung des Styles hinaus, welche doch nur das Bedingte ist.

Aehnlicher dilettantischer Betrachtungsweise entsprang, was man aus Zeitstimmungen, religiöser Richtung oder selbst staatlichen Verhältnissen für den Ursprung der Gothik und die Bestimmung ihres Wesens zu gewinnen meinte. Wenn ein Kunstliebhaber ¹⁾ den »altdeutschen«

¹⁾ Haller von Hallerstein bei Heideloff, der kleine Altdeutsche, Nürnberg 1852. III. Curs, 2. Abth. Vorwort.

d. h. gothischen Styl den »monarchischen, den Styl der Ordnung und des Glücks«, den Renaissancestyl den »protestantischen« genannt hat, wie denn heute noch vielfach die Bezeichnung des gothischen Styles als des specifisch »katholischen« beliebt ist, so ist damit in Bezug auf das Wesen derselben nichts, in Bezug auf zufällige Verhältnisse des Wahren sehr wenig ausgesagt, überhaupt aber nur einem subjectiven Geschmacksbedürfnisse gedient. Der gothische Dom ist seinem Wesen nach von zwei Seiten her bestimmt: er ist ebensowohl Kunstwerk als Kultgebäude. Die Idee monumentaler Raumentfaltung, welche weder katholisch noch protestantisch, noch überhaupt nur christlich ist, steht unter dem Gesetze des Stoffes, der mit seinen natürlichen Eigenschaften in keiner Kunst einen gleich vorwiegenden Einfluss übt, wie in der Baukunst. Was also am Bauwerke in anderen als den technischen und künstlerischen Bedingungen wurzelt, wird sich auch als ein Anderes zu erkennen geben, als das struktiv und ästhetisch Nothwendige. Nur die strenge Unterscheidung dieser Elemente und die Ermittlung der realen Zusammenhänge des geschichtlichen Entwicklungsganges können zu einem zutreffenden Urtheile führen; anderen Falles vermögen selbst die geistreichsten Wahrnehmungen nur einen geringen Dienst zu leisten.

Zu den letzteren müssen wir auch dasjenige rechnen, was über den »Vertikalismus« als Charakteristikum des gothischen Styles vorgebracht wird, insofern man dessen Ursache in der geistigen Stimmung der Epoche sucht. Viollet-le-Duc ¹⁾ gelangte auf Grund einer eingehenden Untersuchung des Gewölbebaues in der vorgothischen und frühgothischen Periode Frankreichs zu der Erklärung der grossen Höhe der Mittelschiffswölbungen aus dem Bedürfnisse der Konstruktion (Verminderung des Seitenschubes); indem er sodann die Ausbildung des Gewölbes bis zur Stufe des vollendeten gothischen Systems verfolgt, ist er geradezu betroffen von der Wahrnehmung, welche Mühe die Architekten aufwandten, um die Scheitelhöhe der Gewölbe zu vermindern. Kugler, der den Nachweis dieses Kampfes gegen den Vertikalismus als folgerichtig anerkannte ²⁾, versuchte dennoch, jene vertikale Tendenz als eine Macht, welche ausser und über dem Gesetze der konstruktiven Entwicklung waltete, zu retten. Den Beweis freilich blieb er schuldig, dass »das technische Endergebniss ohne den aufwärts und dem Lichte

¹⁾ Dictionnaire rais. de l'arch. fr., Paris 1854—1868 t. I. p. 187 ff.

²⁾ Franz Kugler, Gesch. der Baukunst, Bd. III. S. 9.

entgegenstrebenden Drang (der Zeit) nimmer zu Tage getreten wäre«. Denn auch an dem äusseren Strebenwerk mit seinen »freien Höhenpunkten«, woran sich nun hauptsächlich jene Tendenz erweisen soll ¹⁾, müsste doch erst ein vertikaler Ueberschuss über das konstruktive und ästhetische Erforderniss aufgezeigt werden, ehe es nur möglich wäre, eine Vorstellung von dem Wirken jener nebelhaften Macht zu gewinnen. Selbst eine Reihe von Einzelfällen, in welchen sich ein solcher Ueberschuss als lokale Besonderheit etwa nachweisen liesse, würde die Behauptung nicht rechtfertigen, dass »jenes Mystische der Totalität des gothischen Baues eingewoben sei«.

Einer objectiveren Betrachtungsweise entsprangen die nationalen Ansprüche auf die Urheberschaft des gothischen Styles. Wenn auch hier, besonders auf deutscher Seite, viel Schwärmerei unterlief, so bewegte man sich doch auf historischem Boden, und die Begründung des Anspruches forderte zunächst zu topographischen und chronologischen Studien auf. So lange diese sich noch in den Anfängen bewegten, ist es begreiflich, dass jede der drei Nationen, auf deren Gebiete die gothische Idee mit der Bedeutung eines lebendigen Kunstgesetzes gewirkt hatte, sich ein Vorrecht an das geistige Eigenthum beimass. Berichtigung erfuhr zuerst der englische Anspruch. Bereits 1809 wies Lord Withington ²⁾ zum grossen Missvergnügen der Societät der englischen Antiquare nach, dass Frankreich die Gothik früher besass, als England.

Schwierigere Verhältnisse bot die Untersuchung des deutschen Antheils. Die Thatsache, dass auf deutschem Gebiete die künstlerische Ausgestaltung des Systems am weitesten gedieh, wie denn im Kölner Dome geradezu das Meisterwerk desselben anerkannt wird, schien zu dem weitestgehenden Ansprüche zu berechtigen. Hiezu kommt, dass sich an bedeutende Werke im Auslande (Mailand, Burgos, Valencia) die Namen deutscher Meister knüpfen. Aber auch die übliche Bezeichnung des Styles konnte nur bestärken. Vasari führt den Ursprung der Bauart, welche man zu seiner Zeit die deutsche nannte — *lavori, che si chiamano Tedeschi* ³⁾, selbst noch vor die Zeit Theodorichs des Grossen zurück; im Leben des Arnolfo di Lapo nennt er den Palast

¹⁾ A. a. O. S. 8 und S. 17.

²⁾ Historical survey of the eccles. antiquities of France, London 1809.

³⁾ Vasari, le vite dei piu ecc. pitt., scult. et arch., Giunti 1568. Introduzione, dell arch. p. 26. 27.

der Signori zu Arezzo un palazzo della maniera dei Gotthi. Auf sein Ansehen hin wurde die letztere Bezeichnung allgemein angenommen und bildet, wie unwissenschaftlich an sich, noch immer den wissenschaftlichen Terminus. So ist es denn erklärlich, dass man, als dem sogenannten gothischen Style überhaupt wieder eine Würdigung zu Theil wurde, in Deutschland mit Stolz und Eifer die ganze Erscheinung nach Ursprung, Entwicklung und Vollendung als nationales Eigenthum in Anspruch nahm. »Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzose« — schrieb Goethe (Aufsatz vom Jahre 1772), und dieser Standpunkt fand in der Geistesrichtung der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, als sich das geschichtliche und linguistische Interesse wie auch die dichterische Phantasie mit Wärme der deutschen Vorzeit zuwandten, reichliche Nahrung. In dieser Zeit entstand auch jener Hang zu mystischer Deutelei, der, wie wir sahen, noch immer nicht aus der kunstgeschichtlichen Betrachtung gewichen ist. Obwohl schon im Jahre 1837 etwas zu Tage trat, was der Forschung einen sichereren Boden bereiten sollte, so war die Strömung der hergebrachten Meinung doch noch zu mächtig, als dass das unbequeme Neue sofort hätte Geltung erlangen können. Und wer möchte es Männern, deren Begeisterung für die Kunst mit einem lebhaften patriotischen Gefühle verwachsen war, auch verdenken, dass sie eine ihr ganzes Streben erfüllende Ueberzeugung nicht als einen Irrthum preisgeben wollten! So glaubte Heideloff¹⁾ unter dem Beifalle und Beistande der Archivare Dr. Schneegans in Strassburg und Bianco in Köln, den »Erfinder« der Gothik in der Person keines Anderen als des grossen Albertus entdeckt zu haben; dabei erhielt eine mystische Schrulle einen wichtigen Platz — das Achtort, auf welchem er sein ganzes Lehrsystem der Gothik aufbauen wollte. Aber auch vom Standpunkte strengerer geschichtlicher Forschung wurde die Sicherung des deutschen Besitzes unternommen. Der gelehrte Lepsius, welcher schon in seiner Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von Gally Knight's Werk über »die Entwicklung der Architektur vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich« u. s. w. (Leipz. 1841) freilich sehr unsichere chronologische Gründe für die Priorität der konstruktiven Anwendung des Spitzbogens

¹⁾ C. Heideloff, Bauhütte des Mittelalters. Nürnberg 1844. Derselbe, der kleine Altdeutsche, Nürnberg 1849. Curs I. Nr. III. Entstehung des altdeutschen Baustyles.

auf altsächsischem Boden vorgebracht hatte, hielt an dieser Behauptung trotz der ausreichenden Einwände Kugler's¹⁾ in seinen Briefen aus Aegypten (1852. S. 52) fest.

Die Forschung hatte inzwischen, wie bereits angedeutet, die Richtpunkte einer neuen Perspective gewonnen. Domkapitular Dahl²⁾ hatte durch Anführung einer urkundlichen Stelle, deren Tragweite er selbst nicht erkannte, die Aufmerksamkeit auf die Augustiner-Stiftskirche St. Peter zu Wimpfen im Thal gelenkt. Nach jener berühmt gewordenen Nachricht³⁾ wurde diese Kirche von 1259 an durch einen Baumeister, der kurz zuvor von Paris zurückgekommen war, »opere francigeno« erbaut. Da sich der Bau im Ganzen intakt erhalten hat, so ist das Specimen gesichert, zugleich aber auch die Thatsache, dass zur Zeit des Baues die Erscheinung des frühgothischen Styles, wie sie sich hier bietet, französischen Ursprungs erachtet wurde. Indem die Frage nach dem Ursprunge der Gothik dergestalt eine neue Fassung erhielt, ergaben sich auch neue Schwierigkeiten. Angesichts des Umstandes, dass doch schon die sogenannte romanische Architektur Deutschlands Uebergänge zum gothischen System aufweist, dass die Kirche zu Wimpfen nicht der früheste gothische Bau in Deutschland ist, wie denn selbst der Kölner Dom nach Plan und Beginn des Baues um mehr als ein Jahrzehnt früher fällt, musste es zweifelhaft erscheinen, wie viel oder wie wenig von der Gesamterscheinung jenes bescheideneren Denkmals unter der neuen Bezeichnung zu fassen sei. Viollet-le-Duc hatte zwar den lückenlosen Entwicklungsgang der »französischen« Baukunst von einer konstruktiven Stufe zur anderen vom Beginne des elften Jahrhunderts bis zum Ausgange der gothischen Periode nachgewiesen. Allein mehr noch als die ihm gestellte Aufgabe scheint ihn das stolze Bewusstsein eines unanfechtbaren Besitzes seiner Nation von einem Eingehen auf benachbarte Gebiete abgehalten zu haben. Man müsse, meint er⁴⁾, die französische (d. h. gothische) Architektur vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts nicht da studiren und beurtheilen, wo sie importirt worden; man müsse sie auf dem Boden betrachten und beur-

¹⁾ Kleine Schriften, Bd. II. S. 376, 455, Kunstblatt 1842. Nr. 73.

²⁾ s. H. F. Müller's Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde, Heft vom Jahre 1837. 2. Aufl. S. 74.

³⁾ s. J. Fr. Schannat, Vindemiae literariae, 1723. Coll. II. Nr. VI. Burckardi de Hallis chronicon ecclesiae collegiatae S. Petri Wimpinensis, p. 57 ff.

⁴⁾ A. a. O. Bd. I. S. 146.

theilen, der sie entstehen sah, mitten unter den materiellen und sittlichen Elementen, aus welchen sie ihre Nahrung zog. Sodann aber wirkte die seinem Werke eigene Form des Diktionär ungünstig auf die Uebersichtlichkeit und den Zusammenhang der Darstellung; hieran mag zum Theil die Schuld liegen, dass Entwicklungen, welche sich dort vollständig vorfinden, in der deutschen Wissenschaft noch keine hinreichende Beachtung fanden, dass aber auch einige wesentliche Stücke hinsichtlich der Vollständigkeit und Tiefe der Untersuchung noch einer weiteren Förderung bedürfen.

So ist denn die Frage nach dem, was eine unmittelbare Uebersichtlichkeit der deutschen Gothik aus der Heimath des opus francigenum bildet, noch immer nicht zu völliger Lösung gebracht. Von ungleich höherer Bedeutung aber dünkt uns die Untersuchung der Umstände, aus deren Zusammenwirken sich überhaupt die technische Möglichkeit des gothischen Baues ergab; es ist ja wohl selbstverständlich, dass mit der Aufhellung dieses letzteren Verhältnisses auch jenes erstere an Klarheit gewinnen muss. Wenn sich die Absicht unserer Schrift nach diesen beiden Richtungen hin wendet, so kann es unsere Aufgabe doch nicht sein, die ganze Summe von struktiven und stylistischen Elementen, aus welchen sich der gothische Bau zusammensetzt, in das Bereich der Betrachtung zu ziehen. Es würde dies, anderer Hemmnisse nicht zu gedenken, einen weit ausgedehnteren Rahmen erfordern, als er dieser Schrift gewährt ist. Indem wir den beiden wesentlichen Elementen des Bauwerks, dem Aufbau, an welchem sich die konstruktive Leistung zu bewähren hat, und der Plananlage, in welcher die Raumentfaltung ihre Grenzen findet, je einen bedeutsamen Bestandtheil entnehmen und unserer Untersuchung zu Grunde legen, hoffen wir, auch für die Würdigung des gothischen Baues nach seiner Totalität wesentliche Gesichtspunkte zu gewinnen. Zuvor aber müssen wir gegen eine weitverbreitete Meinung Verwahrung einlegen. Mögen diejenigen, deren patriotisches Gefühl die Stärke ihres Geschichtssinnes überwiegt, einen Trost in der Ansicht finden, als ob ein Streit darüber völlig nutzlos erscheine, wo sich die gothische Baukunst zuerst entwickelte, in Südfrankreich oder in dem alten Sachsen, in England oder sonst wo, — da die Keime dazu fast überall gelegen hätten; nur darf eine solche Anschauung keinen wissenschaftlichen Anspruch erheben und ihre Vertretung¹⁾

¹⁾ s. C. Busch, die Baustyle, Leipzig 1868. Bd. II. S. 192. 224.

muss den Werth einer sonst verdienstlichen Arbeit beeinträchtigen. Gewiss ist der spezifisch nationale Charakter einer Kunst nur das Merkmal einer beschränkten Entwicklung; er steht ihrer allgemeinen Bedeutung im Wege; er wird in der Masse zurücktreten, als die Leistung der Vollendung entgegenschreitet. Stellen wir diesen Anspruch von dem Standpunkte eines rein ästhetischen Verhaltens, so hat doch die kunstgeschichtliche Betrachtung ihre besonderen Bedingungen. Sie will den Weg verzeichnen, welchen die Kunst von ihren Anfängen nach dem Ziele hin zu durchlaufen hatte; ihr sind die nationalen Einwirkungen und die örtlichen Modifikationen die Durchgangspunkte der Kunstidee, deren Würdigung erst die Nothwendigkeit und die Bedeutung des Endergebnisses völlig ermessen lehrt. Dieser Einblick in den tatsächlichen Vorgang und seine realen Ursachen ist die Grundlage einer wahrhaft geschichtlichen Erkenntniss auf dem Gebiete der Kunst wie aller Kultur, — ist der Ariadnefaden in dem Labyrinthe der Erscheinungen.

I.

Zur Geschichte des Strebebogens.

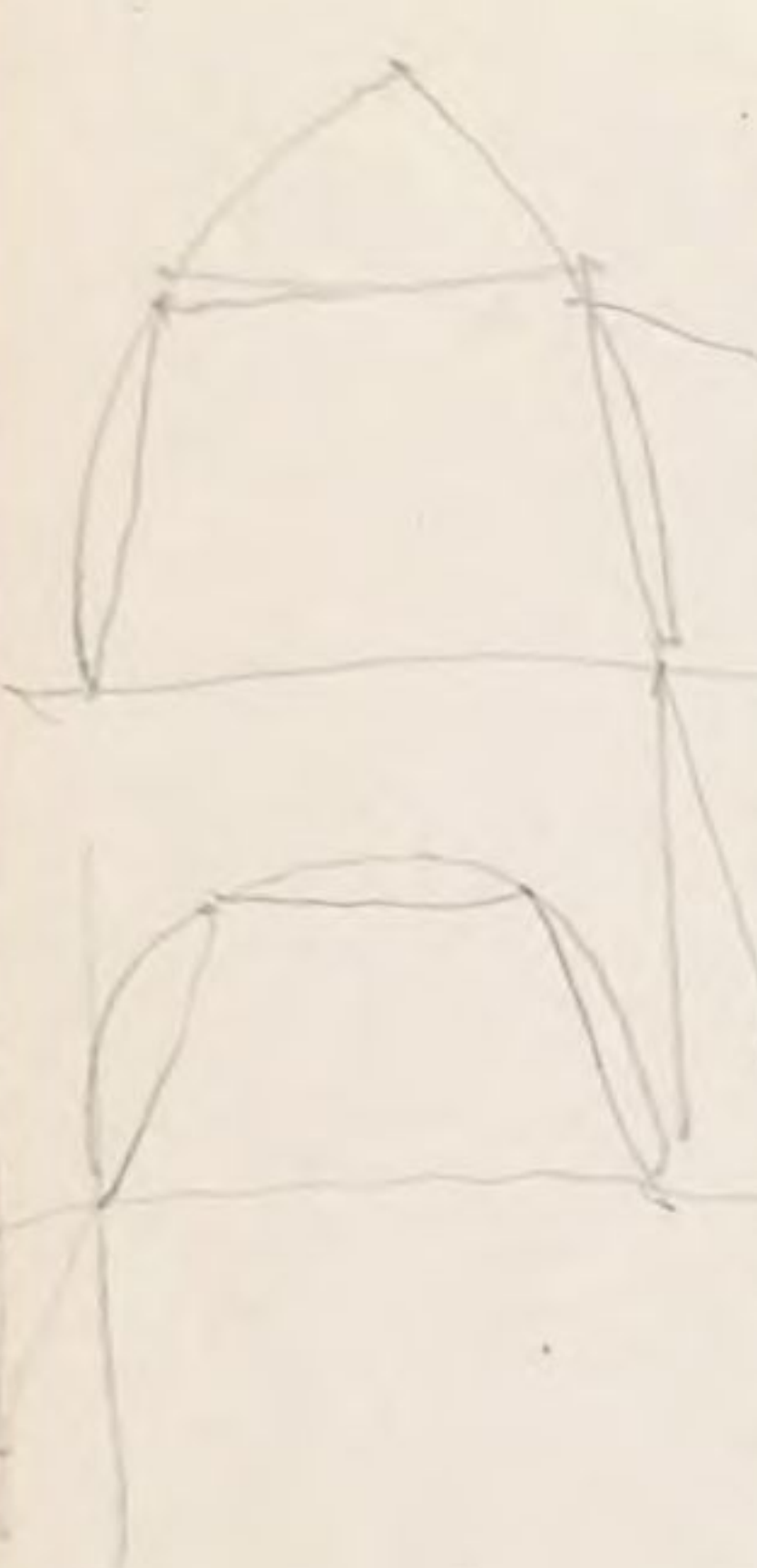
Dem bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland sich fristenden, sogenannten romanischen Baustyle ist die organische Ausprägung einer bestimmten Bauidee durch die dekorative Form nicht gelungen. Letztere verhält sich namentlich an der Aussenseite des Baues völlig indifferent gegen die innere Raumgestaltung, über welche sie in keiner Weise Aufschluss gewährt; denn sie bedient sich derselben Charaktere an den flachgedeckten wie an den in verschiedenen Systemen eingewölbten Basiliken. Belege hiefür bieten die flachgedeckte grossartige Klosterkirche zu Limburg a/Hardt, die im (fälschlich sogenannten) alten System gewölbten Dome zu Worms, Speyer, Mainz, die wegen ihres Wölbungssystems so interessante Abteikirche zu Laach und viele andere, den angeführten Typen sich anschliessende kirchliche Bauten. So mochte auf das an romanische Monotonie und Unbestimmtheit des Ausdrucks gewöhnte Auge die Belebung der struktiven Massen, die charakteristische Fülle der dekorativen Erscheinung, womit schon der frühgothische Styl selbst in den einfachen Verhältnissen des Neubaues zu Wimpfen auftritt, zunächst den Eindruck des Neuen und Wunderbaren üben. Der Chronist hebt wenigstens die künstlerische Ausstattung besonders hervor: *idem vero artifex, mirabilis architecturae basilicam yconis sanctorum intus et exterius ornatissime distinctam fenestras et columnas ad instar anaglici operis multo sudore et sumptuosis fecerat expensis, sicut usque hodie in praesens humano visui apparet: populis itaque undique advenientibus, mirantur tam opus egregium, laudant artificem etc.*¹⁾

¹⁾ s. Schannat a. a. O.; Mone, Quellensammlung Bd. III. c. 35; — in deutscher Uebersetzung bei Franz Kugler, Geschichte der Baukunst, Bd. III. S. 296.

Die Kunstform eines architektonischen Werkes ist nun wohl dasjenige Moment seiner Erscheinung, womit es sich zunächst an den Sinn des Beschauers wendet. In jedem Style aber, welcher eine ihm eigenthümliche Bauidee zu hinreichender Klarheit gefördert hat, um die ganze Fülle des künstlerischen Ausdrucks aus der Tiefe seines eigenen Wesens schöpfen zu können, in jedem ächten Baustyle also ist die Kunstform nur der allgemeinere geistige Ausdruck des besonderen struktiven Gedankens. Dieses natürliche Verhältniss der architektonischen Kunstform zur konstruktiven Idee müsste schon zu dem Schlusse führen, dass auch, und vor Allem, die letztere unter der neuen Bezeichnung zu fassen sei, wenn es nicht ausdrücklich in den Worten des Berichtes enthalten wäre: Richardus de Dietensheim — opere francigeno basilicam — construi jubet. In dieser Hinsicht bietet der Bau als kreuzförmige Basilika von einfachem Grundrisschema¹⁾ den Typus des sogenannten gothischen Styles in schlichter aber klarer Ausprägung. Mittelschiff und beide Seitenschiffe sind mit spitzbogigen Kreuzgewölben überdeckt, deren Diagonalbögen als einfache Rippen gestaltet sind, während die stärkeren Gurtbögen ein reicheres Profil zeigen. Die Gurtbögen des überhöhten Mittelschiffes werden durch Strebebögen gestützt, welche über die Seitenschiffe hinweggreifen und ihr Auflager auf massigen Strebepfeilern finden (s. Taf. I. Fig. 1). Auf der Südseite ward jedoch in der ursprünglichen Bauperiode nur ein Strebebogen ausgeführt. Diesen Bestand fand Franz Kugler noch vor, als er im Jahre 1827 den Bau besuchte²⁾. Indessen machte sich die Nothwendigkeit der übrigen drei Strebebögen dadurch geltend, dass die Hochwerksmauer an jenen Stellen nach aussen wich, welche durch die Gurtbögen und Gräte des Mittelschiffes in Anspruch genommen sind. So sah man sich bei den Restaurationen in den Jahren 1856 und 1857 veranlasst, die fehlenden Strebebögen zu ergänzen, um den Ruin des schönen Bauwerks zu verhüten. Wir sind aber nicht berechtigt, dem mittelalterlichen Baumeister

¹⁾ s. Taf. I. Fig. 2. Der Grundriss zeigt eine merkwürdige Unregelmässigkeit, welche wir von der mangelhaften Orientirung des älteren romansichen Baues herleiten möchten. Von letzterem blieb nämlich die Westseite mit zwei Thürmen und zwischenliegender Vorhalle stehen; ihre äussere Flucht weicht um ungefähr 11° gegen Nordwest von der normalen Richtung ab; der Meister des Neubaus liess nun die Achse des Langhauses schon mit merklicher Neigung von der Flucht der Westseite abgehen und beugte sie noch einmal von der Vierung an durch den Chor hin, wodurch letzterer eine fast exakte Orientirung erhielt.

²⁾ s. dessen kleine Schriften, Bd. I. S. 97.



eine Unterlassung zur Last zu legen; es müssen vielmehr äussere Umstände gewesen sein, welche ihn an der Vollendung des Strebenwerks hinderten. Denn bei der modernen Ergänzung waren den Pfeilern, welche die Strebebögen tragen, nur die oberen Theile hinzuzufügen, während die unteren bereits vorhanden waren¹⁾. Hatten diese letzteren nur die Seitenschiffsgurten zu stützen, so konnten sie beträchtlich geringere Dimensionen erhalten; ihre thatsächliche Stärke dagegen lässt sich nicht aus dem blossen Bedürfnisse der Symmetrie mit den entsprechenden Theilen jenes einen Pfeilers rechtfertigen, welcher den ursprünglich schon vollendeten Strebebogen trägt. Eine eingehendere Prüfung wird jeden Zweifel an der Absicht des Architekten und an seiner Sorgfalt beseitigen. Wir folgen hiebei einem Verfahren, welches Viollet-le-Duc²⁾ dem Gebrauche der gothischen Periode zuschreibt, da es als ein traditionelles von den französischen Architekten der Renaissance im sechszehnten Jahrhundert angewandt wurde, um die Stärke der Widerlager für Gewölbekonstruktionen zu ermitteln. Nach diesem höchst einfachen graphischen Verfahren wird die Kurve des Gewölbes, sei sie ein Halbkreis oder ein Spitzbogen, in der Weise getheilt, dass drei Sehnen von gleicher Länge entstehen; verlängert man eine der seitlichen Sehnen durch den Kämpferpunkt um ein Stück gleich ihr selbst, zieht man sodann durch den Endpunkt dieser Verlängerung eine horizontale Linie und fällt ein Loth auf diese aus dem Kämpferpunkte, so entsteht ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Grundlinie die Stärke des Widerlagers angibt, sei dieses Wand oder Pfeiler. Die auf solche Weise zu gewinnende Dimension des Widerlagers würde für die Seitenschiffe der Kirche von Wimpfen nach der auf Taf. II. ausgeführten Konstruktion 1,20 m betragen, während sie in Wirklichkeit 2,75 m beträgt, also das erforderliche Mass mehr als zweifach enthält. Untersuchen wir nun diese faktische Widerlagsstärke im Hinblick auf die Strebebögen, so stellen sich diese zunächst als Bögen von der Form des Viertelskreises dar, dessen Ergänzung zur vollen halbkreisförmigen Wölbung durch die statische Wirkung (Seitenschub) des Mittelschiffsgewölbes vertreten wird. Wendet man demgemäss das oben beschriebene Verfahren unter der Annahme eines halbkreisförmigen Bogens auf die Strebebögen an, so ergibt sich eine Länge der Theilungssehnen gleich dem Radius des

¹⁾ s. Dr. A. v. Lorent, Wimpfen a/Neckar. Stuttgart 1870. S. 280.

²⁾ A. a. O. Bd. IV. S. 63.

Bogens, und die Stärke des Widerlagers wird gleich dem halben Radius sein. In unserem Falle ist der Radius des Strebebogens 5,50 m (gleich der Seitenschiffsweite, s. Lorent a. a. O. S. 286); es muss also, wie dies die Konstruktion auf Taf. II. zeigt, die Stärke des Widerlagers (Pfeiler einschliesslich der Wandstärke des Seitenschiffes) 2,75 m betragen, — ein Mass, in welchem die mehrfachen uns vorliegenden Aufnahmen des Bauwerks übereinstimmen. Aus diesem Ergebnisse, das jedenfalls einem bewussten Verfahren des mittelalterlichen Meisters zuzuschreiben ist, schöpfen wir Grund zu einem mehrfachen Schlusse. Zunächst finden wir die Angabe von Viollet-le-Duc bestätigt und zwar in dem Sinne, dass ein derartiges Verfahren bereits in der frühgothischen Periode üblich gewesen sein müsse. Sodann dürfen wir schliessen, dass der Meister von Wimpfen dieses Verfahren ebenso, wie Vieles andere von seiner Kunst, als eine Frucht seiner französischen Studien in die Heimath mitbrachte. Endlich aber erkennen wir, dass er die Dimensionen sämtlicher Strebepfeiler mit aller Sorgfalt, welche das konstruktive Verfahren jener Zeit ermöglichte, auf die Anwendung der Strebebögen bemessen hatte, deren Ausführung also in seiner Absicht gelegen haben muss.

Indem wir bezüglich der weiteren Charakteristik des interessanten Bauwerks auf die vorhandenen Arbeiten¹⁾ verweisen, halten wir für unsere fernere Untersuchung die wichtige statische Bedeutung des Strebebogens sowie die Gewissheit fest, dass dieses Bauglied in der Bezeichnung *opus francigenum*, welche der Gesamtanlage der Kirche ertheilt wird, einbegriffen ist.

Der französische Ursprung des Strebebogens erscheint nun freilich dadurch sicher gestellt, dass jener Bau, an welchem die sogenannte gothische Bauweise zuerst zu entschiedenem Ausdruck gelangte, nämlich die von 1140 an neuerbauete Abteikirche von St. Denis bei Paris, bereits ein ausgebildetes Strebebogensystem aufweist. Da dieses indessen hier schon in technisch und stylistisch weit geförderter Gestalt erscheint, so ist für den Hergang seiner Entstehung auch an dieser Stelle keine Auskunft zu gewinnen, — man müsste denn mit Mertens die gothische Baukunst für eine »individuelle Creation des Abtes Suger und seiner

¹⁾ Ausser den angeführten Schriften von F. Kugler und Dr. A. von Lorent s. auch E. Paulus in den »Schriften des württemb. Alterth.-Vereins«, Heft 7. 1866, S. 33 ff.

Baumeister« halten¹⁾. Hierbei bliebe aber doch Alles im Dunkel, selbst wenn sich die Annahme, dass diese individuelle Schöpfung »durch einen Zusammentritt der Kunst der Schule von Franzien mit der Schule von Palermo« bewirkt worden sei, irgend erweisen liesse. In den Werken dieser letzteren, von 1129 datirten »Schule« hat der Strebebogen nirgends eine Stätte und müsste also wiederum jenem unbestimmbaren individuellen Elemente zugeschrieben werden. Der Strebebogen ist aber ein struktives Mittel, welches zu dem Wesen des gothischen Baues in der allerengsten Beziehung steht. Hierüber besteht unter den gründlichsten Kennern der Gothik keine Meinungsverschiedenheit. Viollet-le-duc äussert sich über die Strebebögen in folgenden Worten²⁾: »Jusqu'à leur application dans les églises gothiques, tout est tâtonnement; du moment que les arcs-boutants sont nettement accusés dans les constructions, la structure des églises se développe dans son véritable sens, elle suit hardiment la voie nouvelle. Demander une église gothique sans arcs-boutants, c'est demander un navire sans quille; c'est pour l'église comme pour le navire une question d'être ou de n'être pas«. Er entwickelt sodann die Bedeutung wie die Entstehung des Strebebogens aus dem Problem, das sich die Baumeister der romani-schen Epoche gestellt hatten: der Ueberwölbung der Basilika. Ungewitter widmet dem Strebebogensystem die warme, aber durchaus sachgemässe Würdigung³⁾: »Der eigentliche Triumph der Kunst liegt darin, dass es dadurch gelungen ist, eine Vereinigung des traditionellen Basilikentypus mit den Fortschritten der Technik (nämlich der Wölbung) zu bilden und so beiden Principien eine gesetzliche Geltung zu gewähren.«

Bei solcher Bedeutung der Sache erschiene die Erfindung des Strebebogens, wäre sie von einem Einzelnen oder auch nur von einer einzelnen Bauhütte ausgegangen, als die genialste That auf dem ganzen Gebiete mittelalterlicher Baubestrebungen und müsste mit dem höchsten Architektenruhmee umgeben sein.

Dass hier aber keineswegs das Resultat einer persönlichen Eingebung, einer »individuellen Creation« vorliegt, hat Viollet-le-duc bereits im Jahre 1854 hinreichend nachgewiesen⁴⁾. Zurückgreifend in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts deutete er an den frühesten

¹⁾ Fr. Mertens, die Baukunst des Mittelalters, Berlin 1850. S. 101.

²⁾ A. a. O. Bd. I. S. 60 ff.

³⁾ G. Ungewitter, Lehrbuch der goth. Konstruktionen, Leipzig 1875. S. 468.

⁴⁾ A. a. O. Bd. I. Artikel arc-boutant, S. 60 ff.

Versuchen einer Mittelschiffswölbung im mittleren und südlichen Frankreich auf jene Form hin, welche noch in schwerer Masse bereits den statischen Gedanken des Strebebogens in sich schloss, die Versuche des Gewölbebaues ein Jahrhundert hindurch begleitete und endlich im Bau der Abteikirche von St. Denis die überflüssige Masse abwarf, um sich nun in klarer und endgiltiger Ausprägung als jenes strukturelle Mittel darzustellen, welches die Leistung der mittelalterlichen Baukunst erst zur vollen Entfaltung gelangen liess.

Es könnte nun wenig befremden, dass in Büchern, welche der Darstellung der Baukonstruktionslehre mit einer vorwiegend praktischen Absicht gewidmet sind, jene durch Viollet-le-Duc gegebene Ableitung des Strebebogens fehlt. G. Ungewitter, der sein »Lehrbuch der gothischen Konstruktionen« durch den häufigen Hinblick auf geschichtliche Leistungen so lehrreich und anziehend zu machen wusste, gedenkt ihrer nicht. Breymann's »Allgemeine Bau-Konstruktions-Lehre«¹⁾ begnügt sich mit dem Hinweise auf den Artikel bei Viollet und dessen deutsche Uebersetzung in Förster's allgemeiner Bauzeitung²⁾. Dagegen muss es auffallen, dass jene Entwicklung in der deutschen Kunstwissenschaft noch keine Stätte fand. Schnaase allein gedenkt ihrer; aber auch bei ihm geschieht es nur wie im Fluge und ohne den Nachdruck, welchen die Eigenthümlichkeit des Vorganges und die Bedeutung des Ergebnisses erforderten; an zwei Stellen seiner »Geschichte der bildenden Künste« bleibt sie sogar unerwähnt, wo sie vorzugsweise hätte Raum finden müssen: bei der Darlegung der »Grundzüge der mittelalterlichen Architektur« in dem Abschnitte: »der gothische Styl«³⁾ und bei der Besprechung jenes Bauwerks, von welchem diese Bewegung ihren Ausgang nahm: Notre-Dame du Port zu Clermont-Ferrand in der Auvergne⁴⁾. Völlig unerwähnt bleibt sie⁵⁾ bei Dr. A. H. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte⁶⁾; bei Dr. H. Leibnitz, die Organisation der Gewölbe im christlichen Kirchenbau⁷⁾; bei Franz Kugler, Geschichte der Bau-

¹⁾ Theil I. S. 309 der von H. Lang bearbeiteten 4. Aufl., Stuttgart 1868.

²⁾ Wien, Jahrg. 1857. S. 24.

³⁾ Bd. IV. Buch VI. Kap. 3. S. 147 ff.

⁴⁾ A. a. O. S. 484 ff.

⁵⁾ Wir verweisen auf diejenigen Stellen, wo von der Konstruktionsweise mit Strebebogensystem die Rede ist und eine Ableitung derselben entweder gegeben wird oder doch gegeben werden sollte.

⁶⁾ Stuttgart 1855, S. 164. 168.

⁷⁾ Leipzig 1855, S. 28.

kunst¹⁾; bei Dr. W. Lotz, in dessen Vortrag »über die gothische Baukunst, ihre Entstehung und ihre Bedeutung für unsere Zeit«²⁾; bei H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters³⁾; bei C. Busch, die Baustyle⁴⁾; bei H. Otte, Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland⁵⁾; bei Dr. W. Lübke, Geschichte der Architektur⁶⁾ u. A.

Das Bedürfniss einer wissenschaftlichen Darlegung führte aber doch die meisten der angeführten Schriftsteller zu dem Versuche irgend einer Begründung oder Herleitung des Strebebogens. Hiebei lassen sich zwei Standpunkte unterscheiden, je nachdem der Ausgang von dem konstruktiven oder lediglich vom formalen Gesichtspunkte genommen wird.

Den ersteren Standpunkt finden wir bei Dr. W. Lübke⁷⁾ und bei Schnaase⁸⁾ vertreten. Es wird an die Konstruktion von Strebepfeilern als Widerlager für die Mittelschiffs- und Seitenschiffsgewölbe angeknüpft. Die Unzuträglichkeit hinreichend kräftiger Strebepfeiler an der Aussenwand des Mittelschiffes oberhalb der Seitenschiffe habe Anlass gegeben, die Streben des Mittelschiffes schwächer zu bilden, diejenigen der Seitenschiffe aber entsprechend zu verstärken, um sodann von diesen zu jenen den Strebebogen hinüberzuführen, so dass der Strebepfeiler des Seitenschiffes auch den Seitenschub der Mittelschiffswölbung empfing. Diese Darstellung ist nun wohl eine Beschreibung des struktiven Systems in seiner fertigen Gestalt, — nicht aber eine historische Ableitung. An Stelle der letzteren wird die Annahme nahegerückt, als wäre der Strebebogen das Ergebniss des Scharfsinnes eines besonders begabten Baumeisters, errungen durch einen einzigen Akt eines ungemein kühnen technischen Kalkuls, also eben eine Erfindung. Dieser letztere Ausdruck wird bei Schnaase in der That auch angewandt. Die Möglichkeit eines derartigen Vorganges kann nun zwar an sich nicht bestritten werden; seine Wahrscheinlichkeit fällt aber dahin, sobald der Nachweis erbracht

¹⁾ Bd. II. Stuttgart 1858, S. 20. 143 ff. 232. Bd. III. 1859, S. 17. 18.

²⁾ s. Christl. Kunstblatt, Stuttgart 1868, S. 151.

³⁾ Vierte Aufl., Leipzig 1868, S. 315.

⁴⁾ Leipzig 1868, Bd. II. S. 183.

⁵⁾ Leipzig 1874, vgl. S. 361 und besonders S. 384.

⁶⁾ Fünfte Aufl., Leipzig 1875, vgl. S. 349. 350. 444 ff. 455. 496.

⁷⁾ A. a. O. S. 496.

⁸⁾ A. a. O. Bd. IV. S. 148.

ist, dass dem Strebebogen eine Reihe einfacherer analoger Formen vorausging, von deren letzter bis zu jenem nur noch ein Schritt übrig blieb.

Der andere Standpunkt, welchen Franz Kugler¹⁾ und H. Otte²⁾ vertreten, ermangelt durchaus der Klarheit der technischen Anschauung und wohl in Folge dessen auch eines fasslichen Ausdrucks. Die Andeutung Kugler's geschieht gelegentlich der Erwähnung der Abteikirche von St. Germer bei Beauvais, an deren Chor »in den unteren Theilen sich abgestufte Strebepfeilmassen emporschieben, oben, an der Chorthaube, nur schwächere Strebepfeiler sichtbar werden, — eine Anordnung, die« — wir lassen Kugler sprechen — »in Betreff der unteren Theile als Vorgänger des Strebebogensystems zu betrachten ist«. Leider hat Kugler keine erläuternde Zeichnung beigegeben. Da nun das (in Deutschland seltene) grosse Aufnahmswerk von Taylor, Nodier und de Cailleux³⁾, auf welches er verweist, uns nicht zu Gebote steht, so könnten wir kaum ermessen, in welchem Sinne diese Andeutung zu verstehen ist, wenn er nicht zugleich auf de Caumont⁴⁾ zur Vergleichung hinwies. Wir geben deshalb auf unserer Taf. III. Fig. 1 das bezügliche Fragment der bei de Caumont unter der Bezeichnung *Façade du XIII. siècle* vorfindlichen Darstellung wieder. Trotzdem können wir zu einem weiteren Verständnisse nicht vordringen, da auch hier ein Element mangelt, welches uns am Strebebogen doch als das wichtigste erscheint, — der Bogen, welchen Mangel auch Kugler selbst bezüglich der Strebepfeiler am Chore von St. Germer zugesteht.

Fasslicher wenigstens sind Otte's Andeutungen. Im »Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie« (S. 315) führt er zur Charakteristik des gothischen Styles unter Anderem an, dass als Widerlager »für die Sicherstellung des Hochbaues Strebepfeiler üblich wurden und Strebewände, die man unterwölbte (Strebebögen) und anfangs unter der Bedachung der Seitenschiffe zu verbergen suchte«. Welcher Bauschule und welchem Denkmale eine solche Schamhaftigkeit zuzuschreiben sei, erfahren wir nicht; mit Rücksicht auf das in beiden citirten Werken Otte's vorgeführte Material könnte jedoch nur die Kirche zu Limburg a/Lahn in Frage kommen (s. uns. Taf. III. Fig. 2). Weiterhin⁵⁾ bei

¹⁾ A. a. O. Bd. II. S. 232.

²⁾ Gesch. der rom. Bauk., S. 384; Handbuch, S. 315. 482.

³⁾ *Voyages pittoresques et romantiques dans l'anc. France*, Paris 1842—43.

⁴⁾ *Abécédaire d'archéologie chrét.*, S. 276.

⁵⁾ Handbuch, S. 482.

der besonderen Charakteristik des frühgothischen Styles vom 13. Jahrhundert bezeichnet er die Strebebögen als »eigentlich unterwölbte Strebemauern«, woran sich sodann die Betrachtung von St. Gereon zu Köln (s. uns. Taf. III. Fig. 3) anreihet. Bei der eingehenden Besprechung desselben Denkmals in seinem anderen Werke ¹⁾ wird der gleichbedeutende Ausdruck »unterwölbte Strebe« gebraucht.

Vom technischen Gesichtspunkte aus können diese Bezeichnungen ebensowenig als zutreffend gelten, wie Kugler's Herleitung vom abgestuften Strebepfeiler. Dem Strebebogen kommt eine ganz bestimmte Funktion zu, welche sich weder konstruktiv noch geschichtlich aus der Unterwölbung einer Strebemauer herleiten lässt. Er hat seinen ausschliesslichen und unmittelbaren Bezug zu den Gewölbebögen (Gurten und Gräte) des Mittelschiffes und, bei mehr als dreischiffigen Anlagen, auch zu den Gewölbebögen der über die äusseren Seitenschiffe erhöhten inneren Seitenschiffe, mit welchen er sich zu einer konstruktiven Einheit verbindet. Dies Verhältniss ergibt sich augenfällig bei der Vergleichung der Druckkurven, d. h. der Linien, welche die Pressungsmomente in der Richtung vom Gewölbescheitel nach dem Fundamente hin verbinden, — einerseits bei Anwendung von Strebepfeilern (Streben, Strebemauern), andererseits bei Anwendung von Strebebögen (s. Taf. III. Fig. 4. 5). Während im ersteren Falle eine einfache Kurve erscheint, entsteht im letzteren eine gebrochene; die den Seitenschub übenden Kräfte der Mittelschiffswölbung werden in die Kurve des Strebebogens übergeleitet, so dass auf den Kämpfer des Mittelschiffsgewölbes (Fig. 5, a) nur mehr ein vertikaler Druck wirkt. Der Anschluss des Bogens ist nicht, wie es bei einer bloßen Unterwölbung gestattet sein könnte, beliebig, sondern er ist nach oben hin abgegrenzt durch die am meisten gefährdete Stelle des Gewölbebogens, welche erfahrungsgemäss durch einen Radius aus dem Mittelpunkte des Bogens getroffen wird, der zwischen sich und der Grundlinie des Bogens einen Winkel von 35° einschliesst (s. Fig. 5); nach unten ist er abgegrenzt durch die Höhe des Kämpfers, welchen er vom Seitenschube des Gewölbes zu befreien hat. Seinen wirksamsten Anschluss findet der Strebebogen an der Aussenwand des Mittelschiffes nur wenig unterhalb der Höhe jener gefährdeten Stelle des Gewölbebogens. Hätte sich der Strebebogen, wie Kugler annahm, aus dem abgestuften Strebepfeiler entwickelt, so konnte nur ein Zufall zu seiner

¹⁾ Geschichte der rom. Baukunst, S. 384.

richtigen Anwendung führen. Etwas »Mystisches« wird der »Totalität des gothischen Baues« stets für denjenigen eingewoben bleiben, der der konstruktiven Gesichtspunkte nicht mächtig ist.

St. Gereon zu Köln und die Kirche zu Limburg a/Lahn zeigen den Strebebogen allerdings in einer eigenthümlich unfreien Anwendung, so dass seine Wirkung keine vollständige ist; dies mag jedoch aus gegebenen Verhältnissen zu erklären sein, indem er in den frühesten Stadien der Bauausführung wohl nicht in Rechnung gezogen war. Zudem rühren die bezüglichen Theile beider Kirchen aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts her, während der Bau von St. Denis mit seinem klar ausgeprägten Strebebogensystem mehr als siebenzig Jahre früher fällt, so dass an beiden deutschen Bauwerken für den Ursprung dieses konstruktiven Mittels nichts zu gewinnen ist und Otte selbst ¹⁾ eine Entlehnung aus dem nördlichen Frankreich annimmt. Beide Bauten gelten aber als die ersten in Deutschland, an welchen der Strebebogen zur Anwendung kam.

Während in der deutschen Kunstwissenschaft, wie wir sahen, selbst die Würdigung des Gegenstandes noch eine schwankende ist, ward zu seiner historischen Ableitung überhaupt noch kein ernstlicher Versuch gemacht. Die von Schnaase der Darstellung Viollet's entlehnten Andeutungen ²⁾, an sich kurz und nachdruckslos, werden durch die bereits oben citirte Stelle ³⁾, in welcher der Strebebogen als eine Erfindung bezeichnet wird, vollends entkräftet. Wir wenden uns deshalb sofort der von Viollet-le-Duc gegebenen Entwicklung zu, deren wesentlichen Inhalt wir in Folgendem andeuten.

Im Laufe des zehnten Jahrhunderts begann man in Frankreich, die Basilika zu überwölben. Aber die von Säulen getragenen Hochwerkwände boten dem Seitenschube des Gewölbes keinen genügenden Widerstand. Im mittleren Frankreich verzichtete man deshalb im Laufe des elften Jahrhunderts auf eine direkte Beleuchtung des Mittelschiffes und suchte das Tonnengewölbe desselben dadurch zu sichern, dass man oberhalb der Seitenschiffe Halbtonnengewölbe aufführte, welche sich ununterbrochen längs der Hochwerksmauer erstrecken und den Seitenschub des Mittelschiffsgewölbes aufnehmen. Das Mittelschiff

¹⁾ A. a. O. S. 383.

²⁾ Bd. III. S. 531. Bd. V. S. 41.

³⁾ Bd. IV. S. 148.

erhielt hiebei sein Licht nur durch die Seitenschiffe und die Lichtöffnungen unterhalb der Halbtonnengewölbe. Dies machte sich bei der Uebertragung des Systems in den trüberen Norden Frankreichs als ein Uebelstand geltend. Dort hatte man auch für die Mittelschiffswölbung bereits das Kreuzgewölbe aufgenommen und wusste nun beide Mittel nicht sofort in eine geeignete Verbindung zu bringen. Um dem Mittelschiffe direktes Licht zuzuführen, brachte man Fenster in den Schildmauern der Kreuzgewölbe an; in Folge dessen kamen aber die Halbtonnengewölbe so tief zu liegen, dass sie die Höhe der zu stützenden Punkte nicht erreichten. Der Ausweg ergab sich aus der Natur der Mittelschiffswölbung. Wie nämlich die Mittelschiffswände durch Anwendung des Kreuzgewölbes nicht mehr auf ihre ganze Länge, sondern nur mehr an einzelnen Stellen als Gewölbestützen in Anspruch genommen waren, so konnte, diesen entsprechend, das Halbtonnengewölbe ebenfalls in einzelne Abschnitte aufgelöst werden, indem man seine unbelasteten Theile entfernte. Auf diese Weise wurde den zwischenliegenden Theilen der Mittelschiffswand (Schildmauer) der weiteste Spielraum zur Anbringung von Lichtöffnungen gewonnen, während die als Reste des Halbtonnengewölbes übrig gebliebenen Strebebögen nicht mehr gehindert waren, wiederum in die ihrer statischen Bestimmung entsprechende Höhe aufzusteigen. — Dieser wichtige Schritt, der mit einem Male die mittelalterliche Architektur auf die Stufe hob, auf welcher ihr Problem in den Grundzügen gelöst erscheint, geschah beim Bau der Abteikirche von St. Denis.

Hinsichtlich der Reihe von Monumenten, auf welche diese Darstellung sich stützt, nimmt Viollet den Ausgang von der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts erbauten Kirche Notre-Dame du Port zu Clermont-Ferrand, der Hauptstadt der Auvergne (s. uns. Taf. IV. Fig. 1. 2. 3. 4). Man erkennt in diesem Bauwerke das Vorbild der sogenannten auvergnatischen Schule¹⁾, deren entschieden ausgeprägter Typus sich nordwärts bis nach Nevers (St. Etienne), südlich bis nach Toulouse (St. Sernin) verbreitete, während einzelne ihrer Eigenthümlichkeiten selbst noch im nördlichsten Frankreich angetroffen werden. Die Merkmale dieses Typus, soweit sie von Viollet zur Herleitung des Strebebogens in Anspruch genommen werden, bieten sich an der Kirche

¹⁾ s. Schnaase a. a. O. Bd. IV. S. 498.

von Clermont-Ferrand in folgenden Momenten dar. Die Ueberwölbung des Mittelschiffes ist durch das Tonnengewölbe bewirkt, auf dessen Rücken die Platten des ziemlich flachen Daches in eine reichliche Mörtelmasse gebettet sind. Die Wände des Mittelschiffes besitzen nicht die hinreichende Stärke, um dem Seitenschube dieses schweren Gewölbes zu begegnen. Es wurden daher oberhalb der Seitenschiffe Halbtonnengewölbe aufgeführt, welche, ebenfalls mit massivem Dache versehen, sich an das Mittelschiff in der Kämpferhöhe anschliessen, den Schub des Gewölbes aufnehmen und in der äusseren Wand der Seitenschiffe ein kräftiges Widerlager finden. Als eine Weiterbildung dieses Systems möchten wir hier das Beispiel der grossen Kirche St. Sernin zu Toulouse vom Schlusse des eilften Jahrhunderts (s. Taf. IV. Fig. 5 nach Th. King, the study-book of mediaeval archit., London 1868, t. I. Pl. 89) einschalten. Das Tonnengewölbe des Mittelschiffes unter hölzernem Dache besitzt nicht durchwegs die gleiche Stärke; es ist vielmehr über jedem Pfeiler durch einen Gurtbogen verstärkt, welcher auf Halbsäulen ruht. Diesen Gurten entsprechen Verstärkungen in den stützenden Halbtonnengewölben, während die zwischenliegenden Gewölbetheile eine leichtere Schaale zeigen. Es findet also hier bereits eine Gliederung der Halbtonnengewölbe in mehr belastete und weniger belastete Theile statt. — Ein gemeinsamer Uebelstand dieser Anlagen beruht darin, dass das Mittelschiff nur von den Seitenschiffen her und durch die mit den Halbtonnen bedeckten oberen Gallerien Licht empfängt. Wir sahen bereits, wie man im nördlichen Frankreich diesen Nachtheil zu bekämpfen suchte. In den Abteikirchen St. Trinité (abbaye aux dames) und St. Etienne (abbaye aux hommes) zu Caen (s. Taf. IV. Fig. 6), beide vom Anfang des zwölften Jahrhunderts, erscheint das Halbtonnengewölbe in derselben Weise gegliedert, wie zu Toulouse. Mit Recht bemerkt aber Viollet, dass hier dieser Anwendung desselben etwas Unlogisches anhafte. In Folge der Einwölbung des Mittelschiffes durch das Kreuzgewölbe waren die leichteren Theile des Halbtonnengewölbes, welche sich an die Schildmauern der Kreuzgewölbe anschlossen, ohne jede statische Funktion und deshalb entbehrlich. Sobald man dessen inne ward und sie beseitigte, war der bedeutsame Schritt geschehen, der Strebebogen gefunden und mit ihm das Mittel, um das erhöhte Mittelschiff mit seiner Wölbung in völlig gesicherten Bestand zu setzen, ihm aber auch jede beliebige Fülle direkten Lichtes zuzuführen, indem man die unbelasteten Schildmauern nach Bedürfniss durchbrechen konnte. Der letztere Um-

stand ist von nicht geringerer Bedeutung als der erstere; denn er verlieh dem Bauwerke die Fähigkeit, über den Lichteinfall im Sinne eines Kunstmittels in der freiesten Weise zu verfügen, durch seine kontrastirende Vertheilung im Raume und sein wechselvolles Spiel an den Gewölbeflächen in ergreifenden Akkorden auf die Stimmung des Beschauenden einzuwirken, — denn in diesem Sinne erscheint uns die Vergleichung der Architektur mit der Musik am zutreffendsten. Damit erst erhob sich das Bauwerk von der bloßen technischen Leistung zu einer des höchsten Ausdrucks fähigen Kunstform. Und ist es nicht, als ob die Wirkung dieses Ergebnisses in den preisenden Worten des Abtes Suger von »der Fülle der hochheiligen Fenster mit ihrem wunder-vollen zusammenhängenden Lichte« wiederklinge?

Niemand wird in Abrede stellen können, dass in dem gegenseitigen Verhältnisse der vorgeführten Formen ebenso wie in ihrer chronologischen Folge in der That alle Momente eines geschichtlichen Entwicklungsganges gegeben sind. Es wird sodann aber auch zuzugestehen sein, dass das Schlussergebniss nur auf jenem Boden zu Tage treten konnte, auf welchem die nothwendige Voraussetzung durch die bezeichneten Vorstufen gegeben war. Von einer Kombination ausgehend, welche den statischen Gedanken bereits bestimmt und mit bewusster Absicht in sich schloss, erforderte jener Verlauf dennoch ungefähr ein Jahrhundert, um diesem statischen Gedanken durch eine Anzahl von mehr oder minder glücklichen Versuchen und die Berührung mit verschiedenen Wölbungssystemen endlich die einfachste und wirksamste Gestalt zu erringen, in welcher er uns als Strebebogen entgegentritt. Diesem geschichtlichen Verlaufe gegenüber entfällt wohl die Möglichkeit, dass man anderwärts auf anderem Wege, sei es unmittelbar durch Erfindung, sei es durch jenes mehr dem Zufalle anheimgegebene Verfahren, wie es Kugler und Otte andeuten, zu demselben Ergebnisse gelangte. Einerseits fehlen hiefür die geschichtlichen Anhaltspunkte; andererseits aber besitzen der Zufall und die Inspiration des Erfinders für das wissenschaftliche Erkennen einen sehr bedingten Werth; dieses hat vielmehr ein hohes Interesse daran, die Dinge nach dem ihnen innewohnenden Gestaltungsprincipe zu erfassen. Nur so kann die Geschichte der Vorstellung und dem Urtheile Dienste erweisen, durch welche sie zu einer wahrhaften Lehre wird. Man wird darum in die Betrachtung der mittelalterlichen Baukunst jene Entwicklung aufnehmen müssen als ein wesentliches Glied in der Kette technischer Vorgänge, deren Abschluss

durch den architektonischen Typus gebildet wird, welchen man als den »gothischen« zu bezeichnen pflegt.

Wie wichtig uns nun auch für die Stellung der Gothik im Zusammenhange der mittelalterlichen Bauentwicklung die gewonnene Einsicht gelten mag, wie bedeutsam an sich der Schritt ist, der uns vor Erscheinungen stellt, welche in einem beträchtlich früheren Zeitraume die Anfänge dessen aufweisen, was in der gothischen Baukunst zur Vollendung kam, so können wir doch andererseits uns nicht verhehlen, dass jene auvergnatischen Bauwerke keine volle Lösung der gestellten Frage bieten. Wir stehen vielmehr vor der neuen Frage: aus welchem geschichtlichen Zusammenhange ergab sich die technische Möglichkeit jenes südfranzösischen Halbtonnensystems, das wir als eine Vorstufe des gothischen Strebebogensystems zu erkennen haben?

Viollet-le-Duc hat sich begnügt, den Ursprung des Strebebogens bis auf jenes Halbtonnengewölbe zurückzuführen. In dem Artikel über den Strebebogen nimmt er hievon seinen Ausgang und begründet diese frühe Konstruktionsweise nicht weiter. Es könnte nun scheinen, als hätte ihn davon nur die Rücksicht auf die ihm gestellte Aufgabe abgehalten, da er eben die Entwicklung der französischen Architektur vom eilften bis zum sechzehnten Jahrhundert darzustellen hatte. Allein an einer anderen Stelle seines Buches erweist es sich, dass er ein Weiteres nicht zu bieten vermochte, was als eine befriedigende Auskunft gelten könnte. Es ist im neunten Bande in dem Artikel *voute*, wo er wiederum auf jenes auvergnatische System zurückkommt. Er stellt es dort ¹⁾ mit der Basilika von Chagga zusammen, einem jener eigenthümlichen Bauwerke Centralsyriens aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr., welche durch das Reisewerk des Grafen de Vogüe ²⁾ näher bekannt wurden. Diese Basilika von dreischiffiger Anlage mit Gallerien über den Seitenschiffen ist ein völliger Steinbau. Auf den Bögen, welche die enggestellten, massigen Pfeiler untereinander verbinden, ruhen sowohl über dem Mittelschiffe, als über den Seitenschiffen und Gallerien horizontale Steinbalkendecken, so dass im ganzen Gebäude ein Gewölbe überhaupt nicht vorhanden ist. Viollet meint nun: »Indem die abendländischen Künstler das so einfache Prinzip dieser Basiliken anwenden wollten, hatten sie nur (!) die grossen Bögen des Mittel-

¹⁾ Bd. IX. 1868, S. 482, Fig. 9.

²⁾ Syrie centrale, Archit. civ. et relig. du I. au VII. siècle, Paris 1865.

schiffes zu erhöhen, durch ein darübergelegtes Tonnengewölbe zu verbinden, und über die Gallerie (Triforium) ein Halbtonnengewölbe zu legen« u. s. w. Aber wer fühlte nicht, welche Kluft jenes einfache System der geraden Steinbalkendecke von diesem Wölbungssystem trennt, das bei einer völlig verschiedenen Technik auch ganz andere statische Wirkungen in Betracht zu ziehen und zu bewältigen hatte! Mit einem vagen Hinweise auf die Kreuzzüge glaubte Viollet die nöthige Verbindung hergestellt zu haben; wenn aber auch nicht geleugnet werden soll, dass durch die Kreuzzüge manche Einwirkung vom Orient her auf das Abendland stattgefunden haben mag, deren Fäden vielleicht für immer unserer Wahrnehmung entzogen bleiben werden, so konnte doch gewiss jenes auvergnatische Wölbungssystem, das für uns so bedeutungsvoll ist, nicht von Monumenten entlehnt werden, welche der Wölbung überhaupt entbehren. Derartige Bedenken mögen es gewesen sein, welche Schnaase oder seine Mitarbeiter bewogen, eine andere Quelle für jenes Halbtonnensystem aufzusuchen. Es wird die Ansicht ausgesprochen ¹⁾: »Die steil ansteigenden Tonnengewölbe über den Emporen des Aachener Münsters haben dieselbe Bedeutung und können als Vorbilder jener Anordnung angesehen werden, welche dann später wieder wesentlich zur Bildung des Strebesystems der Gothik beitrug«. An einer anderen Stelle ²⁾ wird dieser Gedanke wiederholt. Es hätte demnach das Aachener Münster in entlegenen Provinzen Frankreichs einen Einfluss geübt, den es sonst nirgends, selbst nicht in der näheren Umgebung übte; und dieser Einfluss hätte sich in Formen manifestirt, die denn doch von jenen des Vorbildes wesentlich verschieden sind. Während die Achsen der ansteigenden Tonnengewölbe der Aachener Kapelle radial auf die Achse des Kuppelbaues gerichtet sind, liegen die Achsen der auvergnatischen Halbtonnen parallel zu der Achse der Mittelschiffstonne. So ist denn auch diese Erklärung zu künstlich, um grosse Wahrscheinlichkeit beanspruchen zu können.

Wir haben hiemit aber die letzten Versuche in Betracht gezogen, welche von der Kunstwissenschaft nach dieser Richtung hin unternommen wurden, — Versuche, die, wie wir sahen, noch nicht zu einem befriedigenden, ausreichend begründeten Ergebnisse führten. Wenn wir es nun versuchen, einen eigenen Weg nach diesem Ziele hin zu gewinnen,

¹⁾ Bd. III. S. 531, Anm. 1.

²⁾ Bd. IV. S. 484. 499.

so kehren wir zunächst zu der Kirche von Clermont zurück, indem wir uns von dem Grundsatz leiten lassen, dass ein Blick über dieses Denkmal hinaus erst dann fruchten kann, wenn wir seine Eigenthümlichkeit völlig erkannt und seine Theile nach ihrer Beziehung zum Ganzen geprüft haben. Denn, wenn überhaupt, so wird es nur auf diesem Wege glücken, den Elementen näher zu gelangen, auf welche sich diese eigenthümliche Konstruktionsweise gründete.

Ausser der uns bereits bekannten Gestaltung des Langhauses ist die Kuppel dieses Gebäudes, — überhaupt wohl das erste Beispiel einer solchen über der Vierung der abendländischen Basilika, — besonderer Aufmerksamkeit werth. In konstruktiver Hinsicht stellt sie ein Klostergewölbe dar, welches über quadratischem Plane durch acht Wangen von ungleicher Breite gebildet wird (s. Taf. IV. Fig. 4). Diejenigen Wangen nämlich, welche über den Ecken des Quadrats durch vorgekragte Bögen getragen werden, besitzen nur die halbe Breite der Wangen, welche sich auf die Quadratseiten stützen. Die stumpfen Winkel, unter denen sich die Wangen des Klostergewölbes schneiden, sind durch Abrundung ausgeglichen, um den Eindruck einer Rundform zu erzeugen. Aus dieser ganz besonderen Bildung lässt sich die Schwierigkeit ermessen, welche dem Architekten die Aufgabe bot, den quadratischen Raum der Vierung mit einer Kuppel zu überwölben. Er kannte, wie es scheint, die Hängekuppel nicht, welche wohl um dieselbe Zeit auf einem benachbarten Gebiete Frankreichs (Aquitanien) Eingang und zahlreiche Nachahmung fand, oder sie mochte ihm nach ihrer dortigen Konstruktionsweise zu schwer für die gegebenen Verhältnisse seiner kleinen Kirche von Clermont erscheinen, so dass er eine geeignetere Form zu gewinnen suchte. In jedem Falle aber tritt uns in diesem Kuppelbau eine Leistung von beträchtlicher konstruktiver Selbständigkeit entgegen.

Allein die Aufgabe stellte noch weitere Anforderungen. Die Kuppel, deren Scheitel in einer Höhe von ungefähr 23 m liegt, war in ihrem Bestande zu sichern. In der Richtung der Längachse der Kirche boten die diesseits und jenseits der Vierung sich anschliessenden Tonnengewölbe ein ausreichendes Widerlager. Die in je zwei Felder von ungleicher Ausdehnung getheilten Kreuzarme dagegen sind auf den äusseren, grösseren Feldern durch Tonnengewölbe überspannt, welche niedriger liegen als das des Langhauses, somit, bis zur Vierung fortgeführt, nicht die nöthige Höhe erreicht hätten, um der Kuppel noch

einen Dienst zu leisten. Der Konstrukteur kam daher auf den Gedanken, die an die Vierung sich anschliessenden schmälere Felder der Kreuzarme mit Halbtonnen zu überwölben, welche sich an die Kuppel selbst in angemessener Höhe anlehnen und ihr so ein genügendes Widerlager bieten. Indem diese Halbtonnengewölbe durch die breiteren Wangen der Kuppel fast auf ihre ganze Länge (s. Taf. IV. Fig. 4 a—b) in Anspruch genommen werden, repräsentiren sie vollständig denselben konstruktiven Gedanken, wie die Halbtonnengewölbe der Seitenschiffe, von welchen sie sich nur unwesentlich dadurch unterscheiden, dass ihr Dach nicht unmittelbar auf ihnen liegt und ihr Widerlager zum Theil durch die überhöhte Mauer, zum Theil durch die Tonnengewölbe der Kreuzarme gebildet wird. Wir halten also die wesentliche Einheit des konstruktiven Gedankens fest.

Beachten wir nun die Schwierigkeit, welche dem Architekten die Ueberwölbung der Vierung bereitete und die wir aus dem ganzen Wölbungsapparate der Queranlage zu erkennen vermögen, so erscheint im Vergleiche damit die Eindeckung des Mittelschiffes durch das Tonnengewölbe als der weit einfachere Theil der Aufgabe. Wenn schon aus diesem Grunde die Kuppel in den Erwägungen des Konstrukteurs sich in den Vordergrund drängen musste, so waren es aber auch allgemeinere konstruktive Rücksichten, welche ihr eine massgebende Bedeutung hinsichtlich des Wölbungssystems des ganzen Baues ertheilten. Sie musste vor Allem in ihrem Bestande gesichert werden, da ihr Ruin auch einen beträchtlichen Theil des übrigen Gebäudes in Mitleidenschaft gezogen haben würde. So musste bei der Konzeption des Wölbungssystems dieser Kirche die Kuppel nebst ihrem Widerlagsapparate den Architekten am meisten und wohl zuerst beschäftigen, um so mehr, als die Neuheit der Aufgabe weniger in der Anwendung des Tonnengewölbes lag, wie sie das Mittelschiff zeigt, als vielmehr in der Ueberwölbung der Queranlage. Wir dürfen deshalb mit grosser Sicherheit annehmen, dass die Halbtonnengewölbe über den schmalen Feldern der Kreuzarme in der Idee des Architekten früher entstanden, als diejenigen über den Seitenschiffen, und Anlass und Vorbild der letzteren wurden. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Verhältnisses wird durch Besonderheiten bestätigt, welche sich am Mittelschiffe darbieten. Der Bogen, welcher dieses gegen die Vierung öffnet, liegt ohne ersichtlichen Grund beträchtlich — etwa 4 m — tiefer, als das Tonnengewölbe. In derselben Höhe, wie die Kapitäle der ihn

tragenden Halbsäulen, liegen ferner die Kapitäle zweier Halbsäulen, welche im Mittelschiffe an das zweite Pfeilerpaar angelegt sind ¹⁾, ohne aber einen Bogen oder einen anderen Strukturtheil zu tragen. Hieraus schloss Kugler ²⁾ mit Recht, dass sie ursprünglich »zu Stützen einer Quergurte bestimmt waren, dass es also in der Absicht lag, die Wölbung schon an dieser Stelle beginnen zu lassen, dass die Anordnung der Gallerien« — also auch die der Halbtonnengewölbe — »einer im Fortgange des Baues eingetretenen Veränderung des Planes (d. h. wohl nur der Wölbung) angehört, und dass überhaupt das System, wie es an diesem Bau vorliegt, sich erst im Fortschritte des Baues selbst entwickelte«. Diese Entwicklung mag denn so geschehen sein, dass man sich entschloss, das Gewölbe des Mittelschiffes zu erhöhen, um der Kuppel ein sichereres Widerlager zu gewähren, und dass man hiebei zur Stützung der erhöhten Mittelschiffswölbung jene seitlichen Halbtonnengewölbe nach dem Vorbilde derer zu beiden Seiten der Kuppel anlegte.

Viollet-le-Duc hat im Gegensatze zu seiner sonst bewährten Gründlichkeit eine Beziehung der Queranlage zu der Gestaltung des Langhauses ausser Acht gelassen. Er unterzog allerdings an einer anderen Stelle seines Buches die Kuppel einer eingehenden, aber gesonderten Betrachtung; indem er so die Einheit des ganzen Baues zerriss, konnte ihm auch, wie wir sahen, keine genügende Ableitung der Halbtonnen des Langhauses gelingen.

Für uns ergibt sich aus der obigen Betrachtung der Fingerzeig, dass der Ursprung des auvergnatischen Halbtonnensystems in der durch die Kuppel bedingten Gewölbekombination der Queranlage von Notre-Dame du Port zu suchen ist.

Wir wenden uns zunächst einem Versuche zu, welcher zur Erklärung des Ursprungs dieser eigenthümlichen Gewölbekombination anderwärts bereits gemacht wurde.

Viollet-le-Duc ³⁾ widmete ihr eine eingehende technische Erörterung und schritt sodann dazu fort, sie nach ihrem allgemeinen Charakter mit derjenigen der Sophienkirche zu Konstantinopel zu vergleichen, um endlich letztere als ihr Vorbild zu bezeichnen. Man könne, meint er,

¹⁾ Vgl. den Grundriss Taf. IV. Fig. 3, e-e, und Lübke, S. 447, Fig. 440.

²⁾ Bd. II. S. 144.

³⁾ Bd. IV. Art. coupole, S. 355 ff.

die Kirche zu Clermont als eine Basilika von romanischer Plananlage betrachten, über deren Vierung und beiden Kreuzarmen eine Konstruktion errichtet wurde, welche alle Elemente jenes byzantinischen Baues enthalte; er lobt den auvergnatischen Baumeister, der, von dem konstruktiven Gedanken jenes ungeheuren Bauwerkes durchdrungen, es doch verstanden habe, ihn dem bescheidenen Massstabe seiner Kirche anzupassen, ohne im Kleinen nur die Formen zu wiederholen, welche einem so riesigen Bauwerke allein zustehen.

Wenn wir nun auch den Hinweis auf eine allgemeine Verwandtschaft des konstruktiven Gedankens beider Bauwerke acceptiren, so müssen wir doch die Annahme eines unmittelbaren Zusammenhangs als eine durchaus willkürliche abweisen; sie erscheint uns als ein Sprung, kaum weniger kühn, als jener Vergleich des Langhauses derselben Kirche mit der Basilika von Chagga. Uebersprungen sind dabei nicht nur die historischen Beziehungen, auf welche sich eine solche Anknüpfung stützen könnte, sondern auch die wesentlichen Unterschiede beider Anlagen. Und gerade die technischen Besonderheiten der Kirche von Clermont, welche auf dem byzantinischen Kunstgebiete überhaupt nicht angetroffen werden, müssten zunächst die Anhaltspunkte einer weiteren Anknüpfung darbieten. Die Kuppel zu Clermont ist zwar über einem quadratischen Grundplane errichtet, aber sie ist nicht, wie die byzantinischen, eine Hängekuppel; sie ist ein Klostergewölbe, welches, — und hierauf werden wir später wieder zurückkommen müssen, — vermöge der ungleichen Breite seiner Wangen in der Mitte steht zwischen dem vierseitigen und dem regelmässigen achtseitigen Klostergewölbe. Sodann ist die Kombination der statischen Linien, wie sie der Schnitt der Kuppelanlage zu Clermont ergibt, zwar dieselbe, wie an der Sophienkirche, was auch für unseren Standpunkt keineswegs ohne Belang ist; aber während das konstruktive System der letzteren in der Unterstützung der mittleren Kuppel durch seitlich angelegte Halbkuppeln besteht, ist zu Clermont, dem Bedürfnisse der breiteren Wangen des Klostergewölbes entsprechend, die Form der Halbkuppel in die eines Halbtonnengewölbes umgewandelt.

Diesen technischen Besonderheiten muss Rechnung getragen werden, wenn es gelingen soll, die wahren Anknüpfungspunkte zu gewinnen. Sodann aber erscheint es uns natürlich und nothwendig, das zeitlich und räumlich näher Gelegene in Betracht zu ziehen, bevor so weitausgreifende Herleitungen wie diejenigen Viollet's und Schnaase's unter-

nommen werden. Soll dem Versuche irgend ein wissenschaftlicher Werth zukommen, so muss vor Allem die Frage gestellt werden: War den Baumeistern der Auvergne und der benachbarten Provinzen Frankreichs die Uebung des Gewölbebaues überhaupt noch fremd, ehe sie zur Ueberwölbung der Basilika schritten? Könnte diese Frage bejaht werden, so wäre ein Anzeichen geboten, dass man bei den ersten Versuchen einer Ueberwölbung der Basilika wenigstens zu dem Entschlusse gelangen konnte, sich an entlegenen Monumenten oder Bauschulen Vorbild oder Unterweisung zu verschaffen; bei dem Mangel historischer Data wäre dann allerdings dem Scharfsinn des Kunstforschers die einzige Aufgabe gestellt, diejenigen Erscheinungen auf fremden Kunstgebieten zu ermitteln, welche nach Form und Technik die nächste Beziehung erkennen liessen. Ist die Frage aber nicht zu bejahen, so kann die Ermittlung fremder Einflüsse weder das einzige noch auch das erste Moment der Untersuchung bilden.

Wir müssen die Frage verneinen. Es soll hiebei allerdings nicht auf die, für die Frühzeit der merovingischen Dynastie bereits verbürgte und wohl überhaupt seit der römischen Herrschaft in Gallien nie völlig abhanden gekommene Wölbetechnik der Apsiden und Krypten mit Halbkuppel, Tonnengewölbe und Kreuzgewölbe verwiesen werden. Wir fassen vielmehr jene kleineren kirchlichen Gebäude in's Auge, welche, besonderen Kultzwecken gewidmet, sich dem System des Centralbaues anschlossen und den Gewölbebau bereits einen beträchtlichen Zeitraum hindurch vor seiner Anwendung auf die Basilika in mannigfaltigen Formen in Anspruch nahmen.

Das Schema des Centralbaues, welches ja auch Viollet und Schnaase bei ihrem Hinweise auf die Sophienkirche und das Aachener Münster im Auge hatten, wurde ausserhalb des byzantinischen Kunstgebietes vorzugsweise auf Baptisterien und Grabkirchen angewandt, bei ersteren in Form der Rotunde oder des Polygonalbaues, bei letzteren vorzugsweise in der kreuzförmigen Anlage. Bildete im letzteren Falle eine Kuppel oder kuppelartige Wölbung (Klostergewölbe) den Mittelpunkt, so ergab sich öfters eine dem byzantinischen System analoge Gestaltung, wobei es schwer sein wird, zu entscheiden, wie viel hievon einem unmittelbaren oder mittelbaren byzantinischen Einflusse zukommt. Die Provence, welche von ihren bedeutenden Handelsplätzen aus stets einen lebhaften Verkehr nach dem Osten hin unterhielt, ist besonders reich an solchen kleinen Centralbauten; sie berührt aber auch mit

ihrer nordwestlichen Grenze unmittelbar die Auvergne, und ein Einfluss der provençalischen Schule auf die auvergnatische hinsichtlich der Gestaltung dekorativer Bestandtheile ist eine in der Kunstgeschichte längst anerkannte Thatsache ¹⁾. Wenn wir also diesem Gebiete unsere Aufmerksamkeit zuwenden, um daselbst Anknüpfungspunkte für die Entstehung des auvergnatischen Wölbungssystems zu gewinnen, so berechtigen uns hiezu die natürlichen und anerkannten Beziehungen, und wir müssen den Analogien, welche sich hier in konstruktiver Hinsicht an solchen Bauten darbieten, welche der Kirche von Clermont vorausgingen, eine besondere Bedeutung beimessen.

Die kleine Grabkirche St. Croix des Klosters Mont-Majour bei Arles zeigt ein System des Centralbaues, welches ihr mit mehreren beträchtlich älteren Werken gemein ist, in besonders klarer Ausprägung. Sie wurde, wie ein noch vorhandenes Fragment ihrer Gründungsurkunde bezeugt, im Jahre 1019 erbaut ²⁾, nur wenige Jahrzehnte vor der Kirche Notre-Dame du Port zu Clermont. Durch ihr konstruktives System tritt sie in eine allgemeine Verwandtschaft zu der byzantinischen Bauweise (s. Taf. V. Fig. 1. 2. 3 nach Viollet-le-Duc, Bd. II. Fig. 16. 17. 18). Eine mittlere Kuppel von der besonderen Form des vierseitigen Klostergewölbes wird durch vier Halbkuppeln getragen; vor die westliche Halbkuppel ist eine ungefähr gleich breite Vorhalle gelegt, welche durch ein Tonnengewölbe bedeckt ist, so dass neben der vorwaltenden centralen Anlage doch dem Bau auch eine Längsrichtung ertheilt ist. In diesem letzteren Umstande aber scheint uns ein fruchtbares Moment gegeben zu sein, welches eine Anwendung dieses Wölbungssystems auf die Erfordernisse der basilikalen Anlage ermöglichte und nahelegte, wie wir aus einem Vergleiche dieses Baues mit der Queranlage von Notre-Dame du Port ersehen werden. An letzterer Stelle ist zwar die Kuppel nach der Form eines achtseitigen Klostergewölbes hergestellt, welches sich indessen durch die ungleiche Breite seiner Wangen dem vierseitigen beträchtlich nähert. Ferner finden wir zu Clermont an Stelle der Halbkuppeln halbe Tonnengewölbe, welche sich dem Bedürfnisse der mittleren Wölbung enger anschliessen und hier um so mehr begründet

¹⁾ s. Schnaase, Bd. IV. S. 680.

²⁾ s. Viollet-le-Duc, l. c. Bd. II. S. 455 ff. Merimée, Notes d'un voyage dans le midi de la France, en Auvergne etc., Bruxelles 1835 und 1837, S. 280 ff.; kurze Erwähnungen bei Kugler, Bd. II. S. 123; Schnaase, Bd. IV. S. 544; Lübke, Gesch. der Arch., S. 445.

erscheinen, als den durch sie überwölbten Räumen die Bedeutung von Apsiden überhaupt nicht zukommen konnte. Innerhalb dieser Verschiedenheiten bilden jedoch das centrale Klostergewölbe und der allgemeine konstruktive Gedanke der Unterstützung dieses letzteren durch seitlich angelegte halbe Gewölbe die gemeinsamen Berührungspunkte.

Eine intimere Analogie ergibt sich aus der Kombination der Wölbungsformen von St. Croix in ihrer Aufeinanderfolge nach der Längsachse im Vergleiche mit der Queranlage von Clermont (vgl. Taf. V. Fig. 1 und Taf. IV. Fig. 2). Die Vorhalle von St. Croix zeigt das Tonnengewölbe in der Längsrichtung, ihm schliesst sich über kürzerem Plane das Halbkuppelgewölbe an, auf welches sich sodann das Klostergewölbe der Vierung stützt. In gleicher Folge erscheint zu Clermont über den äusseren, längeren Feldern der Kreuzarme das Tonnengewölbe in der Längsrichtung der Queranlage, sodann über kürzeren Feldern das Halbtonnengewölbe, auf welches sich das Klostergewölbe der Vierung stützt. Diese Aehnlichkeit in der Gruppierung der Räume, in der Folge der Gewölbeformen kann nicht als eine zufällige gelten. Beachten wir, dass diese Kombination hier zum ersten Male an einer kreuzförmigen Basilika auftritt, dass ein thatsächlicher Einfluss der provençalischen Schule auf die auvergnatische statt hatte, und dass die kleineren gewölbten Bauten die natürlichen Anknüpfungspunkte für die Ueberwölbung der Basilika darboten, so tritt jene Analogie in ein bedeutsames Licht. Wir fassen sie als das Ergebniss einer Uebertragung, welche um so geringere Schwierigkeit bot, als die Dimensionen beider Anlagen¹⁾ nicht sehr verschieden sind. In St. Croix beträgt der Durchmesser des Klostergewölbes ungefähr 5,20 m, in Clermont 7 m; die Tiefe der Halbkuppeln von St. Croix beträgt über 2 m, die der halben Tonnengewölbe zu Clermont 3 m. Hiezu treten sodann noch Aehnlichkeiten in der Gestaltung äusserer Theile. Die Strebepfeiler der Kapelle von Mont-Majour erheben sich senkrecht in völlig ungegliederter Form und sind unter dem Dachgesimse ohne weitere Profilierung abgeschrägt, wie auch die Strebepfeiler an den Kreuzarmen zu Clermont. Verwandt ist ferner die Eckenbildung an den Kreuzarmen mit derjenigen an der Vorhalle der Grabkapelle. Endlich verdient noch

¹⁾ Die Masse gelten nur approximativ, da bei Viollet in verschiedenen Darstellungen die Dimensionen der gleichen Theile eines und desselben Baues nicht völlig unter einander harmoniren, uns aber die Mittel zu einer Korrektur fehlen.

die ganz eigenthümliche Ornamentirung der Kragsteine am Dachgesimse der Kirche zu Clermont Beachtung (s. Taf. VI. Fig. 1). Viollet¹⁾ leitet diese Form aus der Holztechnik ab. Das Ornament, welches auf beiden Seitenflächen der die Deckplatte stützenden Kragsteine eine Reihe volutenartig gerollter Blattspitzen darstellt, erklärt er als eine steinerne Nachahmung der Holzspäne, wie sie bei der Arbeit des Meisels entstehen, und bedient sich zur Verdeutlichung einer für diesen Zweck geschickt angefertigten Zeichnung (s. Taf. VI. Fig. 2). Er gestattet uns auf diese Weise einen Blick auf die — Späne einer vorangegangenen, durch Denkmäler nicht mehr vertretenen Holzarchitektur, und wer nur fernsichtig genug ist, wird in der grenzenlosen Geschmacklosigkeit, welche darin liegt, aus dem technischen Verfahren der Holzskulptur gerade diejenigen Elemente aufzugreifen und in Stein zu verewigen, welche durch ihren Wegfall erst der eigentlichen Kunstform ihre räumliche Umgrenzung verschaffen sollten, mit Leichtigkeit eine der letzten und um so schätzenswertheren Spuren keltischer Kunstbegabung erkennen. Uebrigens würde eine Holzform, wie sie Viollet darstellt, nicht auf die von ihm angedeutete Weise hergestellt werden.

Dieser, von einem gewissen Humor getragenen, doch allzusehr in der Luft schwebenden Ableitung glauben wir eine begründetere entgegenstellen zu können. Am Dachgesimse von St. Croix sind die aus dem antikisirenden Karnies hervortretenden Kragsteine auf ihren beiden Seitenflächen mit einem erhabenen Ornamente verziert, welches trotz der starkgekrümmten Form der Blattspitzen doch noch deutlich auf das antike Akanthusblatt zurückweist (s. Taf. VI. Fig. 3 nach Revoil, *Architecture romane du midi de la France*, Tome I. Pl. VIII). In Anbetracht der übrigen bereits vorgefundenen Analogien von Notre-Dame du Port und St. Croix und des thatsächlichen Einflusses der provençalischen Schule auf die auvergnatische können wir in der Ornamentik der Kragsteine zu Clermont nur eine schwülstige, wenig verstandene Nachahmung derjenigen von St. Croix erkennen, wobei die Form des Akanthusblattes vollends verloren ging.

Die Gesammtheit der angeführten Umstände, die Lage der Stadt Arles unweit der südlichen Grenze der Auvergne und ihre Bedeutung für den Verkehr im unteren Rhonegebiet wie als Metropole einer grossen Kirchenprovinz (Arelate) berechtigt uns, mit derjenigen Sicherheit,

¹⁾ Bd. IV. Art. corbeau S. 309, 322.

welche in Ermangelung urkundlicher Belege aus den lokalen, chronologischen und technischen Gesichtspunkten zu erlangen ist, auf eine Wechselbeziehung beider betrachteten Denkmäler zu schliessen, wobei der Grabkapelle von Mont-Majour ein bedeutsamer, befruchtender Einfluss auf die Entstehung jenes eigenthümlichen Systems der Kirche von Clermont zuzuschreiben ist. Diese Bedeutung der kleineren Kirche wurzelt in der klaren, ebenmässigen Durchbildung ihrer Gesamtanlage, deren Grundmotiv sie übrigens mit einer Reihe älterer provençalischer Bauten theilt. Die Kapelle St. Ferreol auf der Insel St. Honorat de Lerins, von Viollet¹⁾ dem siebten oder achten Jahrhundert zugeschrieben und für den ältesten abendländischen Kuppelbau erklärt, erwähnen wir nur. Ihr ähnlich, namentlich an Unbeholfenheit der Kuppelkonstruktion, ist die Kapelle St. Trinité auf derselben Insel (s. Taf. VI. Fig. 4. 5 nach Revoil, Tom. I. Pl. I); Revoil und Schnaase²⁾ schreiben sie dem 10. Jahrhundert zu. Der Chor ist hier durch den Anschluss dreier Konchen an einen Kuppelbau kleeblattförmig gestaltet; auf der vierten Seite erstreckt sich ein kurzes, durch ein Tonnengewölbe bedecktes Schiff. Dieses ist jedoch beträchtlich breiter als der Plan der Kuppel; es schliesst sich der Kuppel unmittelbar an, und sein Tonnengewölbe besitzt ungefähr gleiche Scheitelhöhe mit der Kuppel. Aus dieser unorganischen Gestaltung konnte für die Ueberwölbung der Basilika kaum ein anderes Element entnommen werden, als das Tonnengewölbe; gewiss steht auch das in der Provence, der Auvergne und bis nach Burgund verbreitete System der Mittelschiffswölbung vermittelt des Tonnengewölbes im Zusammenhange mit diesen älteren kleinen Bauten der Provence.

Das weit harmonischere Verhältniss der Räumlichkeiten in der Grabkapelle St. Croix, wo die westliche Vorhalle fast gleiche Breite mit dem Raume der Koncha und der Vierung besitzt, die engere Beziehung der Wölbungsformen zu einander, wodurch einerseits die centrale Bedeutung des Kuppelbaues zu entschiedenem Ausdrucke gelangte, andererseits die Verbindung der Räumlichkeiten in der Längsrichtung eine einheitlichere wurde, — dies scheinen uns die günstigen Elemente dieser architektonischen Kombination zu sein, welche eine Uebertragung auf

¹⁾ Bd. IV. Art. coupole, S. 348 ff.

²⁾ Bd. IV, S. 543.

die kreuzförmige Basilika, zunächst deren Queranlage, unter geringen Modifikationen gestatteten.

Als charakteristisch für diese alte provençalische Schule hinsichtlich der Gestaltung der einzelnen Konstruktionstheile fügen wir aus der Masse der vorhandenen Beispiele noch einige Darstellungen bei, welche nur kurzer Erläuterung bedürfen. Man vergleiche die Strebepfeiler der Kapelle von Mollèges (Taf. VI. Fig. 6) aus dem zehnten Jahrhundert mit denjenigen von St. Croix und der Queranlage von Notre-Dame du Port; ferner die Eckenbildung dieser Kapelle (Taf. VI. Fig. 7) und der Schlosskapelle St. Gabriel bei Tarascon (Taf. VI. Fig. 9) mit derjenigen an der Kapelle von Mont-Majour und an den Kreuzarmen von Notre-Dame du Port (Taf. IV. Fig. 3). Als vierseitiges Klostergewölbe mit abgerundeten Ecken nimmt die Kuppelbildung der Kirche St. Martin zu Londres (s. Taf. VI. Fig. 8 nach Revoil T. I. Pl. XXXIII) eine mittlere Stellung ein zwischen dem vierseitigen Klostergewölbe von Mont-Majour und dem achtseitigen der Kirche zu Clermont. Wir sehen also an einem frühzeitigen Bau der Provence, — die Kirche zu Londres wird in das zehnte Jahrhundert gesetzt, — dasselbe Mittel der Eckenabrundung zur Annäherung des Klostergewölbes an die Rundform angewandt, welchem wir auch zu Clermont begegneten.

Als ein weiteres Beispiel für die Mannigfaltigkeit der Konstruktionsmittel, welche in jenen kleineren Bauten der Provence bereit lagen, ziehen wir endlich noch die Taufkapelle von Riez¹⁾ in Betracht (s. Taf. V. Fig. 4. 5). Texier hält sie für heidnisch-römischen Ursprungs, worauf ihre populäre Bezeichnung als Pantheon hinweise; zutreffender ist jedenfalls seine Ansicht, dass die Umfangsmauer aus dem Mittelalter stamme. Er hält dieses Baptisterium für das älteste der Provence, welches anderen, wie dem durch Bischof Rikulf im Jahre 810 erbauten Baptisterium von Fréjus, zum Vorbilde gedient habe. Der Grundriss ist fast identisch mit demjenigen des Baptisteriums der Sophienkirche, welches Justinian noch vor dem Bau dieser selbst errichtete (s. Taf. V. Fig. 6); seinem übrigen Charakter nach steht es jedoch den oberitalischen Baptisterien näher, vor Allen demjenigen zu Aquileja. Was diesem Bauwerke für unsere Betrachtung Interesse verleiht, ist die eigenthümliche Gewölbekonstruktion des den mittleren Raum umgebenden Um-

¹⁾ s. Texier et Popplewell Pullan, *l'arch. byz. etc.*, London 1864. S. 237 und Taf. X.

ganges. Der spitzbogige Scheitel des Gewölbes entspricht nicht der Achse des überwölbten Raumes, sondern ist der Trommelwand des Kuppelbaues näher gerückt, so dass das Gewölbe durch ungleiche Bögen erzeugt wird. Dem äusseren Gewölbebogen erscheint hiebei aus konstruktiven Rücksichten die grössere Dimension zugetheilt, da er hauptsächlich den Seitenschub des mittleren achtseitigen Klostergewölbes aufzunehmen und ihm als Widerlager zu dienen hat. In Folge dessen erhebt sich auf der Seite des kleineren Gewölbethells die Cellamauer senkrecht bis zur halben Höhe des Gewölbes und trägt nur noch ein geringes Gewölbesegment. Der Schritt zur Eliminirung dieses Segments, wie wir dies bei a in Fig. 4 andeuten, ist naheliegend. Allerdings entstünde sodann nicht ein Halbtonnengewölbe, wie wir es zu Clermont antreffen, sondern ein Gewölbe von ungefähr fünf Achteln des Tonnengewölbes, eine Form, welche in der That über Seitenschiffen und Triforien auch mehrfach angewandt erscheint; so zu Vaison an der Kathedrale, an der Klosterkirche von Thorignet, aber auch zu Caen (s. Taf. IV. Fig. 6), während in der Auvergne die Form des reinen Halbtonnengewölbes die herrschende ist.

Wir glauben zur Genüge dargethan zu haben, dass eine befriedigende Erklärung für die Möglichkeit des auvergnatischen Wölbungssystems nur durch den Hinblick auf jene vorangegangenen kleineren Centralbauten der Provence zu gewinnen ist; wir glauben, die Annahme einer unmittelbaren, befruchtenden Einwirkung der provençalischen Schule auf die auvergnatische auch in konstruktiver Hinsicht zu einer unabweisbaren erhoben, und die besondere Bedeutung, welche den beiden Kirchen zu Mont-Majour und zu Clermont innerhalb dieses Vorganges zukommt, durch deren nähere Prüfung aufgezeigt zu haben. Demgemäss müssen wir das Verdienst des Baumeisters von Notre-Dame du Port zu Clermont in einem anderen Sinne fassen, als es durch Viollet-le-Duc geschah. Wir erkennen dies Verdienst zunächst darin, dass er, vor die Aufgabe der Ueberwölbung einer kreuzförmigen Basilika gestellt, die in den kleineren Centralbauten der provençalischen Schule bereitliegenden, analogen Elemente zu erfassen und auf die Queranlage seiner Basilika in geeigneter Weise zu übertragen verstand; sodann darin, dass er das hiebei gewonnene neue Mittel des Halbtonnengewölbes auch auf die konstruktiven Erfordernisse des Langhauses anzuwenden wusste.

Diese Herleitung des auvergnatischen Gewölbebaues glauben wir

nach allen Seiten hin auf einen natürlicheren, sichereren Boden gestellt zu haben, als Viollet und Schnaase ihre kühnen Herleitungen von Chagga, Konstantinopel und Aachen. Der Irrthum Beider liegt darin, dass sie glaubten, die Wölbungstechnik der grösseren auvergnatischen Kirchen wiederum nur auf das Vorbild anderer grosser Bauten zurückführen zu müssen. Wenn man den Anlass zur Ueberwölbung der Basilika in der geringen Dauerhaftigkeit der Balkendecken, vor Allem in ihrer leichten Zerstörbarkeit durch Feuer erblicken darf, wie denn die Urkunden des neunten und zehnten Jahrhunderts mit Berichten von Kirchenbränden angefüllt sind, so lag es in der Natur der Dinge, dass gegenüber dieser steten, den grossen kirchlichen Gebäuden drohenden Gefahr jene kleinen gewölbten Bauten, Baptisterien, Grabkirchen u. s. w., durch die Sicherheit ihres Bestandes in einen günstigen Gegensatz treten mussten, dass man dem Mittel, welches ihnen so sehr zu statten kam, eine grössere Aufmerksamkeit und Würdigung zuwandte, und zu dem Entschlusse gelangte, es auch auf die Basilika zu übertragen, es ihren Bedürfnissen anzupassen, ohne sich erst an das Beispiel entlegener grosser Werke zu wenden.

Den Nachweis, dass dem auvergnatischen System, das für die spätere Entwicklung der sogenannten gothischen Bauweise eine der wichtigsten Voraussetzungen lieferte, ein solcher natürlicher Vorgang zu Grunde lag, dürfen wir als Ergebniss unserer Betrachtung in Anspruch nehmen. Es wird indessen der Erwähnung kaum bedürfen, dass wir diesen Anspruch stellen unbeschadet des Anerkenntnisses, dass für andere Wölbungssysteme und auf anderen Gebieten der Vorgang auch unter anderen Umständen und anderen Einwirkungen stattfinden konnte, wie dies in den westlichen Provinzen Frankreichs unter unmittelbarem Einflusse von S. Marko in Venedig bekanntlich der Fall war. —

Der Gang unserer bisherigen Untersuchung war naturgemäss an ein analytisches Verfahren gebunden. Wir trafen auf diesem Wege an letzter Stelle auf jene kleinen Denkmäler, welche bei aller Eigenthümlichkeit im Einzelnen doch nach ihrem allgemeinen Charakter dem System des Centralbaues angehören. Als das fruchtbare Element, welches sie dem neuen Bedürfnisse entgegenbrachten, erkannten wir jene im Centralbau entwickelte strukture Kombination, vermöge deren ein centrales Gewölbe durch seitlich angelegte halbe Gewölbe (Halbkuppel) getragen wird. Indem dieses konstruktive Mittel aus seiner

centralen Gebundenheit ausgelöst und dem Bedürfnisse des Längsbaues unterworfen ward, wurde die Grundlage eines späteren wichtigen Erfolges gewonnen. Im Sinne einer auf dieses Ergebniss zu gründenden gene-tischen Darstellung schliessen wir unsere Betrachtung mit der Andeutung der wesentlichen Momente, welche in dem Entwicklungsgange jener struktiven Kombination von ihren Anfängen bis zu ihrer letzten Ausgestaltung als Strebebogen hervortreten.

Als erste Stufe dieser Entwicklung ist eine Gruppe von Rundbauten zu betrachten, welche ihren Ursprung wohl in den Thermen des alten Rom besitzen, und deren Typus seinen bedeutendsten Ausdruck im Pantheon fand. Die apsidenartigen Nischen dieses Baues verhalten sich konstruktiv noch indifferent zur Kuppel; sie erscheinen vielmehr nur als belebende Gliederungen der ungeheuren Masse der Trommel, von welcher sie deshalb auch hinsichtlich ihrer Dimensionen abhängig sind. An einem anderen Bau, welchen wir dieser Gruppe noch zurechnen möchten, dem sogenannten Tempel der Minerva Medica zu Rom, ist diesem Motive insofern eine höhere struktive Bedeutung ertheilt, als die Konchen aus der Trommelwand nach aussen hervortreten. Indem ihre Bögen sich unmittelbar an einander anschliessen, erscheint die Trommel in eine Anzahl von Pfeilern aufgelöst, welche gemeinsam mit den sie verbindenden Bögen den vertikalen Druck der Kuppel aufnehmen. Die Halbkuppelwölbungen der Konchen, welche mit ihren Scheiteln nur die halbe Höhe der Trommel erreichen, haben jedoch noch keinen konstruktiven Bezug zur Kuppel. Diesen erhält die Halbkuppel erst im byzantinischen Bau, welchen wir daher als die zweite Stufe jener Entwicklung bezeichnen möchten. Hier bildet die Halbkuppel das Widerlager der Kuppel, deren Seitenschub sie aufnimmt und auf entfernte Stützen überträgt. Sie erreicht hier die grösste Dimension, welche sie im Verhältniss zur Kuppel erreichen kann, nämlich den gleichen Radius. Auf dieser Stufe, welcher wir eine Reihe provençalischer Bauten und unter ihnen vor Allen die Grabkirche von Mont-Majour zurechnen müssen, finden wir mit konstruktiver Absicht jene Gewölbekombination angewandt, welche wir als das befruchtende Element für den auvergnatischen Gewölbebau erkannten. Die Uebertragung dieser Kombination auf den Längsbau, zunächst auf die Queranlage und von da aus auf das Langhaus der auvergnatischen Basilika, die Auflösung der Halbkuppel in das Halbtonnengewölbe bezeichnet die dritte Stufe, welcher sich als vierte und letzte die Auflösung des

Halbtonnengewölbes unter der Einwirkung des Kreuzgewölbes anschliesst, womit der Strebebogen gewonnen war.

Als auf dieser letzten Stufe das Problem der mittelalterlichen abendländischen Baukunst, die Ueberwölbung der kreuzförmigen Basilika, in technischer Hinsicht zu einer befriedigenden Lösung gelangt war, konnte doch auch sein künstlerischer Ausdruck erst eine freie, bedeutungsvolle und endgiltige Ausprägung erhalten. Die Bauidee musste erst völlig definirt, der konstruktive Typus erst zu allseitiger Bestimmtheit gelangt sein, ehe jede dekorative Form ihre bleibende Stätte, ihren wahren Bezug, ihre typische Bildung erlangen konnte. So geschah es, dass gegenüber den unentwickelten Durchgangsformen, welche nach ihrer wahren Bedeutung nur als Vorstufen zu erkennen sind, das Endergebniss sich als ein Neues — *schema novum, opus novum* — darstellen musste.

Inniger, als die üblichen Bezeichnungen es erkennen lassen, hängen die Entwicklungsphasen der mittelalterlichen Baukunst zusammen. Je näher wir dem Wesen der Erscheinungen rücken, um so mehr wird sich der provisorische Charakter solcher Bezeichnungen erweisen. Sie mögen den Vorzug der Bequemlichkeit bieten, aber ihre Insignifikanz stellt sich heraus, sobald sie mit einer wissenschaftlichen Betrachtung in Einklang gebracht werden sollen. Man hat es öfters und mit redlichem Eifer unternommen, eine Geschichte des »romanischen« Styles zu schreiben; aber die Unzulänglichkeit des Begriffes ergab sich aus der Unmöglichkeit eines rechten Anfanges und eines rechten Endes; immer wieder drängten sich Gesichtspunkte ein, welche die Einheit des Begriffes zerstörten. Und wenn man das Endergebniss als ein für sich bestehendes fassen will und einem hergebrachten Namen zu liebe aus Entwicklungsstufen Gegensätze zu schaffen sucht, mag man dem Bedürfnisse oberflächlicher Aneignung einen Dienst erweisen; aber indem man willkürliche Grenzen setzt und falsche Namen festhält, schädigt man die Wissenschaft, ruft Vorstellungen wach, welche mit der Sache nichts gemein haben, und bereitet nothwendige Enttäuschungen vor. So musste dem nationalen Gefühle, welches sich an die Bezeichnungen »gothischer« und »altdeutscher« Styl anklammerte, aus einer fast verschollenen Urkunde die herbe Zurechtweisung zu Theil werden. Aber auch der Ausdruck *opus francigenum* hat seine bestimmten Grenzen und entspricht keineswegs dem Sinne, welchen ihm ein modernes Nationalgefühl ertheilen möchte, indem es ihn durch den Ausdruck

architecture française ersetzt. Was in Frankreich zu Stande kam, hat mit dem modernen Begriffe französischer Nationalität nur wenig gemein, dessen reale Erscheinung in ihrem scharfen Gegensatze zu germanischem Wesen zu jener Zeit noch nicht vorhanden war. Jene Bauweise ist geschichtlich nur möglich gewesen durch die Anknüpfung an die Ergebnisse einer vorausgegangenen Kultur und durch die eigenthümliche Bethätigung einer Reihe verschiedener Nationalitäten, welche auf dem Boden Galliens damals noch in reinerer Eigenart neben einander bestanden. An dem Endergebnisse und, wie wir fernerhin noch erkennen werden, auch an den Anfängen hat das auf fränkischem Boden zu jener Zeit noch weniger verfälschte und verwelschte Wesen deutscher Stämme seinen vollen Antheil und Deutschland darf sich rühmen, dieser Baukunst ihre letzte künstlerische Vollendung ertheilt zu haben. Auf dieser Wechselwirkung so mannigfaltiger historischer und nationaler Elemente beruht die allgemeine Bedeutung, welche der »gothischen« Kunst zukommt und ihr nicht innewohnen würde, wenn sie der Ausdruck einer einzelnen, auf sich beschränkten Nationalität wäre. Der Wunsch, an einem Hohen und Unvergänglichen seinen Theil zu haben, ist edel; aber es ist verlorene Mühe, die Dinge aus ihrem natürlichen Zusammenhange herauszureissen und ihnen willkürliche Namen aufzudrängen: sie rächen sich selbst.

II.

Die Entstehung der kreuzförmigen Basilika.

Unter den Aufgaben, welchen die Baukunst gerecht zu werden hat, nimmt die Raumentfaltung eine wichtige Stelle ein. Sie wird zur ersten und massgebenden Anforderung, wenn es gilt, einen Raum zu schaffen, welcher grösseren Menschenmassen Aufenthalt und Bewegung gestatten soll. Indem der christliche Kult an das kirchliche Gebäude vor Allem diese Anforderung stellt, war eine Anknüpfung der altchristlichen Baukunst an den klassischen Typus des antiken Tempelbaues nicht möglich. Der griechische Tempel, sowie der aus einer Verschmelzung dieses mit dem altitalischen entstandene römische gründeten ihre Form auf wesentlich andere Bedingungen; die Entwicklung nach aussen überwog namentlich bei ersterem die Entfaltung eines Innenraumes, dessen der heidnische Kult nicht in demselben Masse bedurfte, wie der christliche. Wenn dies im Allgemeinen gilt, so machten besondere Kultbedürfnisse in einzelnen Fällen doch schon bei den Griechen Abweichungen von dem normalen Tempelschema nöthig und bedingten eine bedeutendere Entwicklung des Innenraumes. Das Megaron zu Eleusis, für die Feier der Mysterien bestimmt, besass eine innere lichte Weite von 50 m im Quadrat; dieser Raum war in der Richtung der Querachse durch vier Säulenreihen in fünf Schiffe getheilt, deren mittleres eine Breite von 18 m besass. Aehnlich mögen die eleusinischen Filialen zu Phlius, Messene, Megalopolis und anderwärts, sowie das städtische Eleusinium zu Athen beschaffen gewesen sein. Dieses diente zugleich zu Rathsversammlungen und Gerichtssitzungen, wie auch das Bukoleum, die Prytaneen, die Königshalle an der Agora, welche eine verwandte Anlage zeigen mochten. Bei oder in dem letzteren Gebäude wurden auf Antrag des Ephialtes um 460 v. Chr. die

Schriftstelen (κύρβεις) errichtet, auf welchen die Gesetze des Solon auf's Neue aufgezeichnet wurden. Als im Jahre 454 v. Chr. drei römische Senatoren nach Athen gesandt wurden, um im Interesse der Herstellung einer römischen Verfassung die solonische Gesetzgebung kennen zu lernen, da musste sie ihr Auftrag während ihres zweijährigen Aufenthaltes gerade mit jenen Gebäuden in eingehender Weise bekannt machen, und die Vermuthung liegt wenigstens nahe, dass die athenischen Buleuterien, besonders die στοά βασιλεια, einen Einfluss auf Gestaltung der römischen Kurien und Basiliken übten.

In diesen Anlagen, welchen ein mehr oder weniger sakraler Charakter eigen war, vor Allem aber in der römischen Profanbasilika, der forensischen sowohl als der Hausbasilika, fand die dem Alterthume vorwiegend eigene Bauidee der horizontalen Decke ihre weitest geförderte Gestalt. Bei den Römern gewann aber die Idee der Raum-entfaltung einen Ausgang noch von einer anderen Seite her und zwar zunächst von einer profanen Form. Was auch immer im Gewölbebau vorher bereits geleistet worden sein mag, — es war doch ein Moment von so entscheidender Bedeutung, wie wenige im ganzen Verlaufe der Baugeschichte, als Agrippa, überwältigt von dem Eindrucke der Leistung seines Baumeisters Valerius von Ostia, sich entschloss, das Tepidarium seiner Thermen allen Göttern zu weihen, einen Bau, ursprünglich für den profanen Dienst eines üppigen Bedürfnisses bestimmt, in den Dienst des Heiligen zu stellen. Wir haben keinen Anhalt dafür, dass in einer früheren Leistung der Gewölbebau in gleich monumentalem Sinne, in gleicher technischer Meisterschaft realisirt worden wäre; von da an aber war dem Prinzipie der gewölbten Decke seine Geltung auch für die höchsten Aufgaben der monumentalen Architektur gesichert.

An die Basilika und an den Kuppelbau, diese beiden reifsten Ergebnisse der antiken Baukunst hinsichtlich der Raumentfaltung, knüpfte naturgemäss die altchristliche Kunst an. Den Kuppelbau machte sich vorzugsweise der Osten zu eigen. Italien dagegen und die von ihm beeinflussten nordwestlichen Theile Europa's räumten der Basilika die vorwaltende Geltung ein, wobei indessen die Anknüpfung nicht bei der forensischen, sondern bei der Hausbasilika erfolgte, wie dies Professor J. A. Messmer durch den urkundlichen Beweis erhärtet¹⁾ und

¹⁾ Dr. J. A. Messmer, über den Ursprung der christlichen Basilika, in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst von von Quast und H. Otte, Bd. II. 1859, Heft 5, S. 212 ff.

Prof. F. Reber durch die Untersuchung auf die Form der Basilika bestätigt hat ¹⁾). Ausser diesen beiden Hauptformen wurden im Anschlusse an den heidnischen Gräberkult noch einige kleinere Formen, wie die kleeblatt- und die kreuzförmige Anlage, aufgenommen, wie dies die Beispiele in den Katakomben und Cömeterien der ersten Jahrhunderte zeigen, und übten auch auf grosse Werke der späteren Zeit einen bedeutsamen Einfluss.

Die festen Normen, welche sich im frühen Mittelalter hinsichtlich der Anlage der kirchlichen Gebäude entwickelten, bezogen sich nun zwar auf einzelne Theile derselben, auf die Orientirung, gewisse Bestandtheile der Choranlage, die Situation des Hauptaltars und andere Einrichtungen, nicht aber auf die architektonische Gestaltung des Ganzen. Dies beweist ausser der Verschiedenheit der bevorzugten Systeme im Osten und im Westen Europa's die Mannigfaltigkeit der Grundformen, welche im Westen selbst, trotz des vorwiegenden Basilikenschema's, aber auch innerhalb dieses statthatte. Wir führen als Beispiele dieser Mannigfaltigkeit nur einige der hervorragendsten älteren Bauten an.

Der alte Dom zu Trier, dessen Gründung Brower der Kaiserin Helena und dem Jahre 327 zuschreibt ²⁾), von Haupt dem Jahre 336 ³⁾), während doch eine ganze oder theilweise Erneuerung unter Bischof Nicetius († 566) stattfand, hatte eine quadratische Form; vier mächtige Säulen theilten den Innenraum in der Weise, dass sich zwei breite Schiffe in einer mittleren Vierung durchschnitten, während in den Ecken kleinere quadratische Felder entstanden. Ob der ursprüngliche Bau eine Apsis besass, ist ungewiss.

In Arverna (Clermont - Ferrand) errichtete Bischof Namatius (446—462) eine Kirche in Kreuzform mit einer Apsis ⁴⁾); aus den übrigen Angaben Gregors von Tours ist die Gesamtform des Baues nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wenn de Caumont ⁵⁾ die auf unserer

¹⁾ Franz Reber, die Urform der römischen Basilika, in den »Mittheilungen der k. k. Central-Kommission für Baudenkmale« etc., Wien 1869, Heft 2, S. 35 ff.

²⁾ Christof Brower et Jac. Masenius, *Antiquitates et Annales Trev., Leodii* 1670 und 1671, ad annum 327 Nr. 19.

³⁾ Theod. von Haupt, *Trierisches Zeitbuch*, Tr. 1822, S. 13.

⁴⁾ Gregor Tur., *Hist. Franc. Lib. II. c. 16.* . . . absidem rotundam habens . . . totumque aedificium in modum crucis habetur expositum.

⁵⁾ de Caumont, *Abécédaire ou rudiment d'archéol.*, Par. 1851, S. 11.

Taf. VII. Fig. 1 wiedergegebene Form als diejenige der Basilika des fünften Jahrhunderts bezeichnet, kann er nur diese Kirche im Auge gehabt haben, da wir über andere derartige Anlagen im westlichen und nördlichen Europa aus jener Zeit keine Nachricht haben.

Bischof Perpetuus von Tours vollendete im Jahre 472 an Stelle der kleinen St. Martins-Basilika zu Tours eine grössere, welche den Nachrichten ¹⁾ gemäss als eine mehrschiffige Anlage von reiner Basilikenform zu fassen sein dürfte; es wird wenigstens über eine Queranlage nichts berichtet.

Die Kirche der thebaischen Märtyrer in Köln beschreibt Gregor von Tours ²⁾ († 595) als achteckig.

Selbst in späterer Zeit, als sich bereits bestimmtere architektonische Normen ausgebildet hatten, begegnen wir noch immer einer gewissen Mannigfaltigkeit von Grundformen; wir erinnern nur an die Bauten Karls des Grossen und an die verschiedenen provinziellen Gestaltungen der Basilika während der sogenannten romanischen Periode.

Diese Freiheit hinsichtlich der Totalanlage müssen wir als eine der Grundlagen für die bedeutsame Entwicklung der mittelalterlichen Architektur betrachten; sie ermöglichte es, dass die neuen Kräfte, welche das Mittelalter auf den geschichtlichen Schauplatz führte, nach eigener Wahl des Ueberlieferten sich bemächtigen und aus seinen Elementen ein ihrem Geiste homogenes Neues gestalten konnten; sie gestattete es, dass die im Alterthume noch in strengerer Geschiedenheit auseinanderliegenden Formen zu einer höheren organischen Einheit verknüpft werden konnten, welche die Grundlage einer neuen Entwicklung, eines neuen Styls gewährte.

Die Ermittlung, wie dieses Neue zuerst im Planschema Gestalt gewann, ist die Aufgabe unserer Untersuchung. Man hat dieses Schema, welches während der romanischen und gothischen Epoche als das normale auftrat und der Entwicklung des Gewölbebaues seine Bedingungen auferlegte, mit Recht als das der kreuzförmigen Basilika bezeichnet. In ihm gelangt ebenso das Wesentliche der basilikalen Anlage zur Geltung, als es auch vermöge einer besonderen Kombination des Langhauses mit einem Querbau die Form eines Kreuzes, und zwar des lateinischen darstellt. Es geschieht dies, indem das Mittelschiff der

¹⁾ Gregor Tur., l. c. Lib. II. c. 14.

²⁾ De gloria martyrum, Lib. I. c. 62.

Basilika von dem Querraume durchschnitten wird, welcher dieselbe Breite besitzt wie jenes, so dass an der Durchdringungsstelle ein quadratischer Raum entsteht; dieser wird daher, und weil er sich nach vier Seiten hin bedeutsam öffnet, die Vierung genannt. Die an die östliche, nördliche und südliche Seite der Vierung sich anschliessenden Räume sind in älterer Zeit meist von gleicher Längenausdehnung; sie bilden Kopfbalken und Arme des Kreuzes, dessen längerer Stamm durch das westliche Schiff dargestellt wird. Letzterem schliessen sich zu beiden Seiten je ein oder mehrere Seitenschiffe an, welche im Vereine mit ihm den eigentlichen basilikalen Bestandtheil der Anlage bilden und durch den Querraum begrenzt werden. In späteren Entwicklungsstadien wurden die Seitenschiffe auch zu beiden Seiten der Kreuzarme fortgeführt, wie auch jenseits der Vierung am Kopfbalken des Kreuzes. Die den letzteren östlich abschliessende Apsis gab Anlass zur reicheren Bildung des Chorhauptes mittelst Umgang und Kapellenkranz. Wir sehen jedoch hier von der späteren Ausgestaltung der Grundform ab und fassen lediglich das elementare Schema ins Auge, da in ihm die Voraussetzung aller weiteren Entfaltung gegeben ist, diese aber auch von der Geschichte des Gewölbebaues und seiner Einwirkung auf die Plananlage gar nicht getrennt werden könnte. Wir verzichten ebenso auf eine eingehende Würdigung dieses Planschema's nach seiner künstlerischen Bedeutung, welche längst durch die berufensten Kunstschriftsteller zu treffendem Ausdrucke gebracht wurde.

Was uns hier beschäftigen soll, ist vielmehr die Frage nach dem Ursprunge dieser Form, nach Zeit, Ort und Art des Vorganges, — eine Frage, deren Lösung der baugeschichtlichen Forschung bisher noch nicht gelungen ist.

Der Erfolg eines solchen Unternehmens ist freilich schon durch den Ausgang bedingt, welchen man hiefür wählt, und wird um so weniger gesichert sein, je willkürlicher diese Wahl getroffen wird. Es muthet doch fast heiter an, wenn Kreuser¹⁾ dem Vorgange in völlig mystischer Anschauungsweise die folgende Erklärung ertheilt: »Das Kreuz ist nur das doppelte längliche Viereck, das Viereck des Tempels des alten Bundes, durchschnitten vom Viereck des neuen Bundes.« — — Allerdings ist die symbolische Deutung der Kreuzform in den mannigfachsten Anwendungen eine Thatsache der christlichen Ikonographie;

¹⁾ J. Kreuser, der christl. Kirchenbau, 2. Aufl. 1860. S. 55.

auch kann es nicht dem Zufalle oder der Willkür zugeschrieben werden, dass Kirchen, welche dem h. Kreuz geweiht sind, wie in der Regel die Grabkirchen und Grabkapellen, vielfach eine ausgesprochene Kreuzform darbieten. Wo aber eine solche intime Beziehung zwischen Form und Widmung nicht zu erkennen ist, werden wir auch den gleichen Erklärungsgrund nicht für ausreichend halten können. Und wenn nun eine solche oder ähnliche Form auch für Kathedralen, Klosterkirchen, Stiftskirchen und Pfarrkirchen von verschiedener Widmung in dem Masse Geltung gewinnt, wie dies in der romanischen und gothischen Epoche der Fall war, so kann eine solche Erscheinung nicht in der leichtfertigen Weise Kreusers erledigt werden.

Für eine ernstere Betrachtungsweise ergeben sich nur folgende zwei Möglichkeiten der Erklärung: entweder beruht die Erscheinung bei Vorwalten des symbolischen Charakters auf einer festgewordenen rituellen Sitte, vielleicht selbst auf einer Satzung; oder wir haben einen wesentlich architektonischen Vorgang vor uns, indem die besonders günstige Kombination der Form oder der Impuls eines glänzenden und auf hohes Ansehen gestützten Beispiels wirksam war und »Schule« machte.

Da die Quellen der Ueberlieferung sich bisher der ersteren Annahme weigerten, welcher ohnehin die Zahl der Ausnahmen entgegensteht, so machen wir uns die letztere zu eigen und hoffen, von architekturgeschichtlichen und allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten aus die Lösung der Frage zu gewinnen.

Die Bezeichnung Basilika, welche bei den Schriftstellern des Mittelalters schlechtweg auch für die kreuzförmige Basilika üblich ist, die Uebereinstimmung der letzteren nach einem beträchtlichen Theile ihrer Gesamtform mit der römischen Basilika und die bedeutende Stellung Roms überhaupt gaben der kunstgeschichtlichen Forschung Anlass, die kreuzförmige Basilika aus der römischen, wie sie sich namentlich in der konstantinischen Zeit gestaltete, unmittelbar abzuleiten. Zur Herleitung der Kreuzform fasst man hiebei jene Erweiterung des Raumes vor der Apsis in's Auge, welche unter anderen die schon von Konstantin dem Grossen erbaute St. Peters-Basilika aufweist (s. Taf. VI, Fig. 2). Bei Schnaase¹⁾ wird geradezu ausgesprochen, dass aus dieser Form „etwas später die Kreuzesform ausgebildet wurde“. Allein bei näherer Betrachtung machen sich doch erhebliche Bedenken geltend.

¹⁾ Gesch. der bild. Künste, Bd. III. 1869, S. 45.

In St. Peter zu Rom betrug die Breite des Mittelschiffes nahezu um ein Dritttheil mehr als die des Querraumes; der formale Bezug beider Räume zu einander, mit Rücksicht auf die Kreuzform, erscheint daher als kein sehr enger. Aehnlich verhält es sich mit den meisten der römischen Basiliken, welchen eine solche Anlage überhaupt eigen ist. In St. Paul beträgt die Breite des Querraumes zwar nur 1 m weniger als die des Mittelschiffes, in S^a Maria maggiore dagegen ist der Querraum nicht einmal halb so breit als das Mittelschiff. Quer-raum und Mittelschiff erscheinen in diesen römischen Basiliken formal von einander unabhängig; der Querraum durchdringt dieses nicht, sondern ist ihm vorgelegt, so dass eine Vierung nicht vorhanden ist; er hat ferner seinen unmittelbaren Bezug zur Apsis, für welche er als Senatorium einen Vorraum bildet, indem sie sich unmittelbar an ihn anschliesst. Der kreuzförmigen Basilika dagegen ist es eigen, dass die Apsis von dem Querraume durch eine Fortsetzung des Mittelschiffes getrennt ist und beide in keiner Beziehung zu einander stehen.

Einzelne Schriftsteller, wie H. Otte¹⁾, gestehen denn auch, dass »eine klarbewusste Anordnung des kreuzförmigen Grundrisses bei den römischen Basiliken nicht nachgewiesen werden könne«. Da man aber einen anderen Anknüpfungspunkt nicht gewinnen konnte, so begründete man jene spätere Gestaltung durch die liturgischen Bedürfnisse, wobei man sich zur Schilderung des technischen Vorganges Wendungen, wie dieser, bediente: »man schob die bisher unmittelbar dem Querschiff sich anschliessende Apsis weiter hinaus«²⁾; »man macht ihn (den Chor) zu einem besonderen Bautheil, welcher sich, der Breite und Höhe des Mittelschiffes gleich, dem Halbrund der Apsis zunächst anschloss«³⁾; »man verlängerte nach der Ostseite das Mittelschiff über die Vierung hinaus etwa um ein Quadrat«⁴⁾; u. s. w.

Durch diese Erklärungen ist allerdings ein unterscheidendes Merkmal beider Systeme bezeichnet und zwar von dem massgebenden Gesichtspunkte aus, dass es sich um eine bloße Ausgestaltung der römischen Basilika handle; jedoch ist auf dieser Grundlage der Vorgang nicht historisch nachgewiesen, die Frage nach Zeit, Ort und Umständen

¹⁾ Gesch. der rom. Baukunst, S. 65.

²⁾ Schnaase, a. a. O. S. 87. 88.

³⁾ F. Kugler, Gesch. der Baukunst, Bd. II. S. 14.

⁴⁾ W. Lübke, Gesch. der Architektur, S. 333.

ungelöst. Schnaase ¹⁾ setzt zwar die Ausbildung des regelmässigen Kreuzschema's in das zehnte Jahrhundert, doch ohne weitere Begründung. Weingärtner ²⁾ nimmt sogar in einer Schrift, welche ihrer Bestimmung gemäss eine besondere Sorgfalt erfordert hätte, nicht Anstand, es als »eine Eigenheit der deutschen (romanischen) Basiliken« zu erklären, dass »sie im Grundrisse zwischen Apsis und Querschiff noch ein Quadrat einschoben oder — das Mittelschiff über das Querschiff hinaus verlängerten und so dasselbe (?) recht eigentlich, dem Begriff und der Gestalt des Kreuzes jener Zeit nach, zum Kreuzschiff gestalteten.« —

Wenn die Untersuchung dieser Frage zu einem begründeten Ergebnisse führen soll, so erscheint es uns vor Allem nothwendig, den Boden zu ermitteln, auf welchem die Umgestaltung der Basilika im Sinne der Kreuzform vor sich gegangen sein mag.

Die älteste sichere Gewähr für das Vorhandensein dieser Form bot bisher der Bauplan des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 ³⁾. Die Hauptkirche, deren wesentliche Bestandtheile wir im Grundrisse auf Taf. VII. Fig. 3 nach F. Keller's Facsimile in verjüngtem Massstabe wiedergeben, zeigt die Kreuzform in regelmässiger Ausbildung, was allerdings nur aus einem Vergleiche der nicht völlig exakten Zeichnung mit den eingeschriebenen Massen zu entnehmen ist. Nach diesen beträgt die Breite des Querraums wie die des Mittelschiffes 40 Fuss. Da für den Querraum eine Länge von 120 Fuss angegeben ist und die Vierung als vollkommenes Quadrat hievon 40 Fuss in Anspruch nimmt, so ergibt sich auch für jeden Kreuzarm eine Länge von 40 Fuss bei einer Breite von 40 Fuss, also ebenfalls eine quadratische Form. Für die Fortsetzung des Mittelschiffes jenseits der Vierung bis zur Apsis enthält der Plan keine Massangabe; da ihre Länge in der Zeichnung jedoch mit der Länge der Kreuzarme übereinstimmt, so wird auch für diesen Raum die Quadratform angenommen werden dürfen. Bezüglich des Antheils, welchen dieser Bau an der basilikalen Form nahm, ersehen wir aus dem Grundrisse, dass sich an das Mittelschiff zwei

¹⁾ A. a. O. S. 88.

²⁾ W. Weingärtner, Ursprung u. Entw. des christl. Kirchengebäudes, Leipz. 1858. S. 128.

³⁾ Ferd. Keller, Bauriss des Klosters St. Gallen, vom Jahre 820. Facsimile. Zürich, 1844. vgl. H. Otte, a. a. O. S. 92 ff.

Seitenschiffe anschlossen, welche jenseits des Querraums nicht fortgeführt sind; ihre Breite wird durch das eingeschriebene Mass auf 20 Fuss, also genau die halbe Breite des Mittelschiffes, bestimmt.

Mit diesen Formelementen, — wir sehen vorläufig von allen anderen ab, — entspricht der Bau dem ebenso einfach als entschieden ausgeprägten Typus der kreuzförmigen Basilika.

Hinsichtlich des Ursprunges dieses Planes fehlt es nicht an Hypothesen ¹⁾. Mabillon, der Entdecker desselben, dachte an Eginhard als seinen Urheber, von Arx an den fränkischen Hofarchitekten Gerung, Otte ²⁾ an Rabanus Maurus, den Vorsteher der Klosterschule zu Fulda. Dieser hatte seine Ausbildung unter Alkuins Leitung in Tours erhalten so dass auch die letztere Hypothese, wie die beiden ersteren auf eine Einwirkung aus dem fränkischen Reiche im engeren Sinne hinweist. Wir legen diesem Umstande ein grösseres Gewicht bei, als der schwerlich lösbaren persönlichen Frage, und fügen zu seiner weiteren Feststellung noch einige Züge bei. St. Gallen gehörte bekanntlich der vereinigten Regel des h. Benedikt und des h. Kolumban an, welche ihren Ausgang von dem burgundischen Kloster Luxovium (Luxeu) nahm. Kolumban, der Lehrer des h. Gallus, kam um 575 in's fränkische Reich. Mit Unterstützung des Königs Childebert II. und fränkischer Grossen gründete er Luxovium, Fontanä, Anagratum und andere Klöster in Burgund. Im Jahre 625 erfolgte zu Luxovium die Vereinigung der beiden Regeln, und die Riten dieses Klosters verbreiteten sich rasch; allenthalben entstanden nun, wie Mabillon berichtet ³⁾, Männer- und Frauenklöster auf Galliens Boden, während deren Zahl vorher nur eine geringe gewesen war. Wir nennen an dieser Stelle nur die in der ersten Hälfte und um die Mitte des siebenten Jahrhunderts entstandenen Klöster Fontanellum und Gemeticum bei Rouen, Corbie und Centula bei Amiens, welchen wir später noch näher zu treten haben werden.

Fontanellum sandte die ersten Missionäre des Christenthums zu den Friesen ⁴⁾. Es geschah dies unter Abt Hildebert im Jahre 690. Wolfram, vorher Bischof von Sens, hatte zu Fontanellum das Mönchsgewand genommen und brach mit Mönchen dieses Klosters nach dem

¹⁾ s. F. Keller, a. a. O. S. 10.

²⁾ s. H. Otte, *Gesch. der roman. Baukunst*, S. 92.

³⁾ Mabillon, *Annales Ordinis Ben.*, Paris 1703. t. I. lib. XI. c. 46.

⁴⁾ Ibid. t. I. lib. XVIII. c. 6.

Lande der Heiden auf, wo er der späteren Thätigkeit des Willibrord, Wilehad und Bonifacius den Boden vorbereitete. Dieser Umstand ist auch für die früheste Baugeschichte deutscher Kirchen und Klöster von Belang, da zu jener Zeit Fontanellum die bedeutendste fränkische Bauschule war; es besass nicht weniger als acht Kirchen. Der oben erwähnte, von Mabillon ¹⁾ als Urheber des Planes von St. Gallen in's Auge gefasste Eginhard war von 817 bis 823, also zur Zeit der Entstehung des Planes, Abt von Fontanellum; von dort müsste denn das wichtige Dokument herkommen, wenn Mabillon's Annahme die richtige sein sollte. Eginhard's Nachfolger war Ansegis (823—833). Dieser hatte seine baukünstlerische Ausbildung in der Schule dieses Klosters erlangt und hatte den unter Abt Gervold seit 787 daselbst ausgeführten Bauten vorgestanden. Später leitete er die Bauten Karls des Grossen.

In der Nähe von Fontanellum lag das Kloster Gemeticum (Jumièges). Es wurde im Jahre 655 durch Königin Bathildis gegründet und nach der Norm von Luxovium eingerichtet. Seine Hauptkirche wird durch die alten Nachrichten als eine kreuzförmige Basilika bezeichnet ²⁾, was für uns um so mehr von Belang ist, als der Erbauer des Klosters Fulda und seiner Salvatorkirche, Abt Sturm, in den Jahren 754 und 755 sich daselbst aufhielt und nach seiner Rückkehr sein deutsches Kloster und dessen Kirche stattlicher und reicher herstellte ³⁾. Otte hält ⁴⁾ die Salvatorkirche zu Fulda für das Vorbild der Kirche von St. Gallen.

Das Kloster Corbie bei Amiens, im Jahre 657 gegründet, erhielt als ersten Abt einen Mönch von Luxovium, Theodefried. Von hier aus geschah 160 Jahre später die Gründung des für die Christianisirung des nördlichen Deutschlands und Skandinaviens so wichtigen Klosters Corvey bei Höxter an der Weser. Dass bei den zahlreichen Kirchen- und Klosterbauten, welche von hier aus unternommen wurden, die architektonischen Typen des fränkischen Stammklosters massgebend waren, ist wohl selbstverständlich. Anscharius, der »Apostel des Nordens« und erster Bischof von Hamburg und Bremen, war einer der pikardischen Mönche, welche bei der Gründung von Corvey betheiligt waren.

¹⁾ Ibidem t. II. lib. XXXI. c. 37.

²⁾ s. Mabillon, Acta SS. O. Bened., saec. II., vita S. Filiberti, c. VII.

³⁾ s. Pertz, Mon. Germ., tom. II., vita S. Sturmi, p. 375.

⁴⁾ A. a. O. S. 93.

Das Kloster Centula (S. Riquier) bei Abbéville in der Diöcese von Amiens wurde unter König Dagobert, dem Erbauer von St. Denis, und mit seiner Unterstützung gegründet. Es wurde durch Karl den Grossen und dessen Schwiegersohn Angilbert mit neuen Bauten ausgestattet und wird in dieser Gestalt als das prächtigste und angesehenste der fränkischen Klöster geschildert. Die bemerkenswerthen Beziehungen, welche sich zwischen den Nachrichten über die Anlage seiner dem Salvator geweihten, von 793 bis 798 erbauten Hauptkirche und dem Plane von St. Gallen ergeben, werden wir weiter unten zu würdigen haben; sie sind bis jetzt noch nicht beachtet worden.

In Anbetracht aller dieser Umstände können wir keineswegs der Ansicht Schnaase's ¹⁾ beipflichten, welcher von den genannten Klöstern nur Fontanellum und Centula einiger kurzer Sätze würdigt, um sodann zur ausführlichen Erörterung der deutschen Klöster überzugehen, zunächst Fulda's, welches »wichtiger« sei »als diese französischen Klöster«. Sofern es sich um den Ursprung derjenigen Formen handelt, welche die ältesten deutschen Klosterbauten zeigen, somit auch jenes Typus, welchen wir auf dem Plane von St. Gallen antreffen, leiten alle Fäden nach dem fränkischen Gebiete jenseits des Rheines hin. Was sich diesseits auf religiösem wie auf künstlerischem Gebiete unter römischer Herrschaft festgesetzt haben mochte, wurde durch den Sturm der Völkerwanderung hinweggefegt. Erst gegen Ende des sechsten und während des siebenten Jahrhunderts verbreitete sich das Christenthum allmählig wieder auf dem Gebiete zwischen den Ardennen und der Werra unter den ripuarischen Franken; im Süden bedurfte es der Arbeit des Kolumban, Gallus, Korbinian und anderer Missionare, um auf den zerstörten oder vom heidnischen Kulte eingenommenen Stätten früheren christlichen Gottesdienstes diesem neue Heiligthümer zu errichten. Im Norden erfolgte die Christianisirung erst vom achten Jahrhundert an und die elementarste Geschichtskenntniss ist vertraut mit den gewalt-samen Anstrengungen Karls des Grossen, um die Sachsen dem Christenthume zuzuführen. Auf dem Boden Galliens war aber der christliche Glaube und die römische Kunsttradition niemals ganz erloschen; von entscheidendem Einflusse musste dort sodann die Annahme des Christenthums durch das fränkische Herrscherhaus werden, welche im Jahre 496 erfolgte und den kirchlichen Unternehmungen den mächtigen Antheil des

¹⁾ Gesch. der bild. Künste, Bd. III. S. 538. 539.

Hofes zugesellte. Schon während der nächsten Jahrzehnte dehnte sich die Herrschaft der fränkischen Könige auch diesseits des Rheines aus und gab die Normen wie auf dem politischen Gebiete, so auch auf dem der monumentalen Kunst bis zur Theilung des Reiches vom Jahre 843. Hiezu treten noch die besonderen Bedingungen des baukünstlerischen Schaffens jener Zeit. Die kirchliche Baukunst, und nicht nur sie allein, lag damals ganz in den Händen der Geistlichkeit, vor Allem der Klostergeistlichkeit. Das Klosterwesen erhielt aber seine grosse Bedeutung auf kirchlichem wie auf künstlerischem Gebiete erst durch seine Regelung nach der benediktinischen Norm. Diese wurde durch den h. Maurus, den Schüler Benedikts von Nursia, von Monte-Casino aus im Jahre 543 in das fränkische Reich übertragen und nahm von hier aus nach der Verschmelzung mit der Regel des h. Kolumban ihren Weg nach Deutschland. Auf Grundlage dieser geschichtlichen Gesichtspunkte erlangen die wenigen oben dargebotenen Züge aus der Geschichte alter fränkischer Klöster erst ihre volle Bedeutung, und wir dürfen unsere Untersuchung hinsichtlich des Ursprunges der Bauform, welche unseren Gegenstand bildet, vom deutschen Boden hinweg auf den des alten fränkischen Reiches übertragen.

Zur weiteren Abgrenzung dieses Gebietes werfen wir den Blick noch auf die Nachbarländer im Norden und Westen Galliens. Britannien war um die Mitte des fünften Jahrhunderts durch die heidnischen Angeln und Sachsen erobert worden, und die christliche Kirche, soweit sie dort Wurzeln geschlagen hatte, war in den Stand äusserster Beschränkung und Dürftigkeit versetzt. Wenn auch Bertrada, die Gemahlin Athelberts von Kent und Tochter des fränkischen Königs Charibert I., im Sinne der Ausbreitung des Christenthums dort wirkte, so gewann dieses doch erst im Laufe des siebenten Jahrhunderts festeren Boden. Als man aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von dem herrschenden Holzbau zu einem kunstvolleren Steinbau überging, sah man sich wiederholt genöthigt, aus Gallien Maurer und andere Werkleute herüberkommen zu lassen¹⁾, so dass vielmehr ein Einfluss fränkischer Baukunst auf die Alt-Englands anzunehmen ist, als das Gegentheil.

Spanien kann noch weniger in Betracht kommen. In dem dortigen

¹⁾ s. Beda Venerabilis, Lib. I. de historia sui monasterii Nr. 5 vgl. A. J. Binterim, die vorzügl. Denkwürdigkeiten der christ-kathol. Kirche, Mainz 1827. Bd. IV. Th. I. S. 60, 64. Schnaase, a. a. O. Bd. III. S. 524 ff.

westgothischen Reiche war bis zum Jahre 589 der arianische Glaube herrschend, welcher sich zum katholischen (athanasianischen) in feindlichem Gegensatze verhielt, so dass die fränkischen Klöster dorthin am allerwenigsten eine Einwirkung empfangen konnten. Vom Jahre 711 an, als Spanien den Arabern zur Beute fiel, war eine eigenthümliche, nach aussen hin wirksame Entwicklung der christlichen Baukunst auf lange Zeit unmöglich gemacht; von einflussreichen Leistungen in der kurzen zwischenliegenden Epoche fehlt jede Kunde.

So ist es denn der Boden Galliens, welcher sich unserer Untersuchung zunächst darbietet, und wenn es sich um die Ermittlung fremder Elemente handeln wird, welche hier in dem grundlegenden Prozesse mitwirkten, so wird sie nur in der Richtung nach Italien und Ostrom hin erfolgen können. Dort waren die Mittelpunkte des kirchlichen und geistigen Lebens jener Zeit, dort die Sitze antiker Kunstüberlieferung, und das glänzende Beispiel von Städten wie Konstantinopel und Ravenna auf dem Gebiete monumentaler Kunst musste durch ihre politische Bedeutung unterstützt werden.

Wir hatten bereits oben Veranlassung, den Mangel einer allgemein giltigen Norm für die kirchlichen Bauten im nördlicheren Europa noch bis gegen Ende des sechsten Jahrhunderts hin zu konstatiren, obgleich die Annahme gestattet sein mag, dass das Schema der Basilika wohl die allgemeinste Anwendung gefunden habe. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts hatten im fränkischen Reiche Vorgänge statt, welche nach dieser Richtung, wie nach mancher anderen, festere Grundlagen bereiten sollten.

Wir fassen zunächst die Begründung des benediktinischen Klosterwesens im Frankenreiche in's Auge, da der Orden des h. Benedikt bis in eine späte Epoche des Mittelalters als der hauptsächlichste Träger der Bauthätigkeit auf kirchlichem Gebiete im fränkischen Reiche wie in Deutschland erscheint und ihm vor Allem die Verbreitung der, unseren Gegenstand bildenden Bauform zuzuschreiben ist.

S. Maurus kam, wie bereits erwähnt wurde, im Jahre 543 nach Gallien. Er gründete dort das Kloster Glannafolium (Glanfeuil) im Gebiete von Anjou; er leitete selbst den Bau, welcher acht Jahre währte, und es kann nur angenommen werden, dass er sich hierbei jener architektonischen Typen bediente, mit welchen er durch das italienische Stammkloster und die übrigen Bauunternehmungen seines Lehrers vertraut geworden war, welcher von 520 an nicht weniger

als zwölf Klöster erbaut hatte. Es ist daher von Bedeutung, die Formen zu ermitteln, welche S. Maurus aus Italien nach Gallien verpflanzt haben mag, — soweit uns die Umstände dies noch gestatten.

Die Spuren, welche auf Monte-Casino und in dessen Umgebung von der ältesten benediktinischen Bauthätigkeit zeugen, indem sie wenigstens zu Schlüssen Anhaltspunkte gewähren, sind nicht zahlreich. Das Kloster auf dem Berge erlitt mehrfache Zerstörungen, zuerst im Jahre 589 durch die Longobarden, sodann 884 durch die Sarazenen und endlich 1030 durch die Normannen. Die wiederholten Neubauten, welche hiedurch und durch die Baulust mancher Aebte veranlasst wurden, beseitigten die ältesten Reste, und wir können nur aus der Form der ältesten erhaltenen Werke und den spärlichen Nachrichten ¹⁾ eine Vorstellung des ursprünglichen Typus erlangen.

Ihres Alters wegen stellen wir die am Fusse des Berges in San Germano an Stelle einer kleineren, dem h. Benedikt geweihten, durch Abt Gisulf (von 797 an) erbaute Basilika San Salvatore voran ²⁾ (s. Taf. VII. Fig. 4). Sie zeigt das einfache Basilikenschema mit einem grösseren Raume vor den drei Apsiden, welcher die Breite der drei Schiffe nicht überragt und demgemäss noch weniger Bezug zur Kreuzform darbietet, als es bei den oben betrachteten römischen Basiliken der Fall war.

Im Jahre 1066 begann der Abt Desiderius, der nachmalige Papst Viktor III., den Neubau der Kirche des h. Benedikt auf Monte-Casino selbst ³⁾. Diese Hauptkirche des Klosters hatte beträchtliche Dimensionen; sie besass ebenfalls einen Querraum, an welchen sich die drei Apsiden unmittelbar anschlossen, so dass auch in dem Falle, dass etwa der Querraum die drei Schiffe an Breite überragt haben sollte, was indessen aus den Nachrichten nicht hervorgeht, doch nur eine jenen römischen Basiliken entsprechende Form stattgehabt hätte. Dieser Bau mag sich also von der Klosterkirche San Liberatore ⁴⁾ in der Grafschaft Chieti, welche Abt Theodulf von Monte-Casino (1022—1035)

¹⁾ s. Leo Ostiensis, Chron. M. Casin. bei Pertz Mon. G. tom. VII. p. 551 ff.

²⁾ s. Leo Ost., l. c. I, 17. bei Pertz l. c. S. 593. Er. Gattula, Historia abbatiae Cas., Venedig 1733. I, 71. H. W. Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien, Dresden 1860. Bd. II. S. 107 ff.

³⁾ Leo Ost. III, 26 bei Pertz, l. c. p. 716 ff. Schulz, a. a. O. Bd. II. S. 177 ff.

⁴⁾ Schulz, a. a. O. Bd. I. S. 35.

erbaute und Abt Desiderius erneute, nur durch seine Grösse und seine zwanzig Säulen an Stelle der Pfeiler unterschieden haben (s. Taf. VII. Fig. 5).

Im Jahre 1073 erbaute derselbe Abt Desiderius die Kirche S. Angelo in Formis bei Capua (s. Taf. VII. Fig. 6), welche einen Querraum überhaupt nicht besitzt.

Da die eben betrachteten Kirchenbauten, welche aus zwei, durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten getrennten Blütheperioden des Klosters Monte-Casino herrühren und die ältesten erhaltenen oder durch Nachrichten näher charakterisirten Bauten darstellen, ihrer Form nach wesentlich übereinstimmen, so sind wir zu der Annahme berechtigt, dass sie den ursprünglichen und massgebenden Typus der casinensischen Basilikenform repräsentiren. Die Kreuzform, jedoch ohne Antheil am basilikalen Schema, besitzt die erst durch Abt Johannes III. (997—1010) erbaute kleine Kirche S. Nikolaus (später S. Crucifisso genannt) bei S. Germano¹⁾, so dass hievon nichts für das bereits im sechsten Jahrhundert errichtete Kloster Glanfeuil abzuleiten ist, welches im Laufe des achten Jahrhunderts durch die Normannen zerstört wurde²⁾.

Die Nachrichten über Glanfeuil geben ebensowenig einen Anhalt für das Vorhandensein kreuzförmiger Kirchen daselbst. Es besass vier Kirchen, deren grösste S. Peter geweiht war, zwei andere S. Martin und S. Severin, eine vierte dem Erzengel Michael. Letztere hatte die Form eines Thurmes und befand sich am Eingange des Klosters³⁾. In gleicher Weise stand am Eingange von Monte-Casino ein Thurm, dessen Widmung jedoch Mabillon⁴⁾ aus der ihm vorliegenden casinensischen Handschrift, welche an der bezüglichen Stelle eine Lücke hat, nicht ersehen konnte; auf Anordnung des Abtes Petronax (um 720) hatten in diesem Thurme die lateinischen und griechischen Mönche alljährlich ein gemeinschaftliches Amt zu halten. Die gleichmässige Anlage dieser Thürme an beiden Orten ist wohl neben dem Gründungsverhältnisse von Glanfeuil zu Monte-Casino ein bestimmterer Hinweis darauf, dass das fränkische Kloster nach seiner Gesamtanlage, wie auch nach dem Typus der kirchlichen Bauten sich dem Vorbilde des italienischen Stammklosters anschloss. Wir sind unter diesen Umständen

¹⁾ s. Schulz, Bd. II. S. 110.

²⁾ s. Mabillon, Ann. tom. I. App. prima, p. I. 3, 4.

³⁾ ibid. t. I. lib. V, 34.

⁴⁾ ibid. t. I. lib. IV, 19. II. lib. XX, 32.

nur zu dem Schlusse berechtigt, dass in dem Bestande von Architekturformen, über welche das erste fränkische Benediktinerkloster verfügte, sich wohl das Schema der Basilika, und zwar der italienischen, befand, nicht aber das der kreuzförmigen Basilika. Wäre letzteres ein spezifisches Eigenthum, eine Erfindung der frühesten benediktinischen Bauthätigkeit, so würde es hierüber schwerlich an Nachrichten fehlen.

Aus der Betrachtung der römischen und der ihr so nah verwandten casinensischen Basilika konnten wir für den Ursprung der uns beschäftigenden Form nichts gewinnen. Wir haben damit aber die Mittel erschöpft, welche uns die Geschichte der reinen Basilikenform an die Hand gibt. So muss denn die Anschauung, dass die Entstehung der kreuzförmigen Basilika auf einem besonderen Vorgange beruhe, der anderer Art war, als eine bloße Ausgestaltung aus der Basilika, bei welchem vielmehr ein ihr fremdes Element zur Mitwirkung gelangte, Raum gewinnen. Auch kann es bei Betrachtung des Typus, wie wir ihn auf dem Plane von St. Gallen vorfinden, nicht entgehen, dass hieran dem Begriffe der Basilika nur ein begrenzter Antheil zukommt. Er endet an jener Stelle, wo Mittelschiff und Seitenschiffe mit dem Querraume zusammentreffen. Letzterer bildet mit der Vierung, beiden Kreuzarmen und der östlichen Verlängerung des Mittelschiffes eine Kombination, welche dem Begriffe der Basilika fremd ist. Indem das Mittelschiff an der Breitenmasse dieser östlichen Räume theilnimmt, erfolgt einerseits die Vollendung der Kreuzform, andererseits die harmonische Verbindung beider Elemente zu dem Ganzen, welches wir als die kreuzförmige Basilika bezeichnen.

Wir legen unserer ferneren Untersuchung die Unterscheidung dieser beiden Elemente zu Grunde und wenden uns nun demjenigen von ihnen zu, welches bisher der Betrachtung noch nicht unterlag: der reinen Kreuzform. Wir werden hiedurch zunächst von dem fränkischen Gebiete hinweggeführt; wenn aber auf diesem Wege ein Ergebniss gewonnen werden soll, so wird zu ermitteln sein, ob diese Form in der für unsere Betrachtung als wichtig bezeichneten Frühzeit der merowingischen Dynastie in das Frankenreich gelangte, ob sie dort in bedeutenden Monumenten zur Darstellung kam und eine massgebende Einwirkung auf die Bauthätigkeit der Benediktiner in der Epoche der frühesten umfassenden Verbreitung ihrer Regel ausübte.

Die Anwendung der Kreuzform in dem antiken Gräberbau, ihre Aufnahme durch die christliche Baukunst, namentlich für Grabkirchen,

ist bereits vielfach erörtert worden; eine Wiederholung dessen, was hierüber in jeder Darstellung der Baugeschichte zu finden ist, muss uns hier fern liegen. Uebersichtlich ist das Material in der Schrift von J. R. Rahn »über den Ursprung und die Entwicklung des christlichen Central- und Kuppelbaues« (Leipzig 1866, Beilage 2) zusammengestellt; aber auch seine Darstellung leidet, wie alle anderen, an wesentlichen Lücken. Rahn nimmt seinen Ausgang von der römischen Grabkammer, er gibt sodann Notizen über den Verlauf bis zu den Bauten des fünften Jahrhunderts, um von der, jedenfalls vor 480 erbauten, Kapelle S. Ippolito bei S. Lorenzo in Mailand auf die — Allerheiligenkapelle in Regensburg aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts überzugehen. Aus Frankreich erwähnt er die einzige Kapelle St. Croix zu Mont-Majour¹⁾, welche doch nicht so unmittelbar in diesen Bereich von Formen zu ziehen ist. Unsere Aufgabe wird also wesentlich darauf gerichtet sein, zur Ergänzung der bestehenden Lücken beizutragen.

Grössere monumentale Bedeutung gewann die kreuzförmige Anlage erst seit der Zeit Konstantins des Grossen. Als ein Beispiel, in welchem Sinne diese Form bis dorthin angewandt wurde, senden wir die Darstellung der Kapelle des h. Tiburtius²⁾ bei Rom voraus, welche bereits der konstantinischen Zeit angehört (s. Taf. VII. Fig. 8). Wir erwähnen sodann nur die bekannte Apostelkirche zu Konstantinopel, welche Konstantin für sein eigenes und seiner Familie Begräbniss erbaute. Sie hatte Kreuzform und jedenfalls entsprach ihrer Bestimmung auch die Pracht ihrer Ausstattung; Eusebius³⁾ spricht von ihrem zierlichen Gebälk. Prokop⁴⁾ berichtet von den Veränderungen, welche Justinian an ihr vornahm, wobei jedoch der Grundriss der konstantinischen Anlage beibehalten wurde; hienach bildete sie ein Kreuz mit längerem westlichem Arme; im Innern zogen sich Säulenreihen parallel mit den Kreuzarmen hin. In beiden Gestalten darf dieser Kirche ein beträchtlicher Einfluss auf Bauten im Abendlande zugeschrieben werden, wie wir fernerhin wahrnehmen werden.

Die erste Nachahmung scheint diese Kirche durch einen Bau zu

¹⁾ s. Taf. V, Fig. 1. 2. 3.

²⁾ s. Alb. Lenoir, *l'influence de l'archit. byzantine dans toute la chrétienté* bei Didron, *Annales archéologiques*, t. XII. p. 121 ff.

³⁾ s. Eusebius, *Vita Const.* IV. 58—60.

⁴⁾ s. Procopius, *de aedificiis Justiniani*, I. 4.

Mailand gefunden zu haben, welcher bisher fast unbeachtet blieb. Mailand genoss in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts eine hervorragende Bedeutung im Abendlande. Hier wurde Theodosius der Grosse im Jahre 379 durch Gratian zum Mitkaiser erhoben; Gratian und seine Gemahlin Justina, die Feindin des h. Ambrosius, hatten hier ihren Sitz. Ihre Tochter Galla, die Gemahlin des Theodosius, war die Mutter der Kaiserin Galla Placidia, deren Grabkirche S. Nazaro e Celso zu Ravenna stets auf das Vorbild der Apostelkirche Konstantins zurückgeführt wird. Wichtiger als diese vorübergehende politische Bedeutung Mailands ist aber die ihm durch die organisatorische Thätigkeit des h. Ambrosius verliehene, durch mehrere Jahrhunderte währende, angesehene Stellung in der abendländischen Kirche; sie wurde noch wesentlich gehoben durch den Ruhm der mailändischen Märtyrer, welchen eine Reihe von Gräberfunden des h. Ambrosius befestigte. Während des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts war Mailand einer der hauptsächlichsten Zielpunkte der Reliquienerwerbung¹⁾, welche nach der Anschauung jener Zeit einen wesentlichen Umstand bei der Gründung von Kirchen bildete, denen ein höheres Ansehen verliehen werden sollte. Aus diesem Verhältnisse Mailands zur abendländischen Kirche eben in jener Zeit, welche für unsere Untersuchung in Betracht kommt, werden wir weiterhin wichtige Folgerungen zu ziehen haben.

In häufiger Verbindung erscheinen die Mailändischen Märtyrer Gervasius, Protasius, Nazarius und Celsus. Die Leichname der beiden ersteren fand Ambrosius im Jahre 386 und überführte sie in eine von ihm erbaute, später S. Ambrogio genannte Basilika²⁾, welche ein dreischiffiges Langhaus ohne Querraum bildet³⁾. Im Jahre 396⁴⁾, ein Jahr vor seinem Tode, fand Ambrosius die Leichname der Märtyrer Celsus und Nazarius. Zur Ehren des Celsus wurde an der Fundstätte in einem Garten ausserhalb der Stadt, wie es scheint, zunächst nur ein Oratorium errichtet; wann die Kirche S. Celso erbaut ward, ist ungewiss; ihre Existenz ist erst im neunten Jahrhundert nachgewiesen⁵⁾.

¹⁾ G. Bugati, *Memorie storico-critiche intorno le reliquie ed il culto di S. Celso etc.*, Milano 1782. c. X. p. 65 ff.

²⁾ *ibid.* c. VI. p. 34.

³⁾ Dr. Hübsch, *die altchristl. Kirchen nach den Baudenkmalern und älteren Beschreibungen*, Karlsruhe 1862. Taf. III. Fig. 14.

⁴⁾ Bugati l. c. cap. I. p. 6.

⁵⁾ *ibid.* c. XIII. p. 98.

Die Ueberreste des Nazarius verbrachte Ambrosius in die schon früher von ihm erbaute Apostelkirche, welche von da an den Namen Basilika Nazariana (San Nazaro al corpo, S. Nazaro grande) führte im Unterschiede von zwei weiteren Nazariuskirchen, nämlich San Nazaro ad petram sanctam an der Porta Comachina und S. Nazaro in campo bei der Celsuskirche ¹⁾.

Diese Apostel- und spätere Nazariuskirche ist es, welche unsere Aufmerksamkeit an dieser Stelle erheischt. Schon vor Auffindung der Märtyrer hatte Ambrosius von Rom aus durch seinen Archidiakonus und späteren Nachfolger Simplicianus Partikeln von den Reliquien der Apostel Petrus und Paulus erhalten. Hoherfreut über diesen kostbaren Besitz, bemühte er sich eifrig, auch Reliquien der übrigen Apostel zu erlangen ²⁾. Während dieser Bemühungen rief ihn das zweite allgemeine Concil im Jahre 381 nach Konstantinopel. Es wäre seltsam, anzunehmen, dass Ambrosius hier nicht von einem so bedeutenden und angesehenen Bauwerke, wie die Apostelkirche Konstantin's, Kenntniss genommen hätte, um so mehr, als er sich selbst mit der Sammlung von Apostelreliquien beschäftigte; es ist vielmehr wahrscheinlich, dass er gerade hier seine Sammlung vervollständigte. Denn schon im nächsten Jahre, als er von Konstantinopel zurückgekehrt war, erbaute er zu Mailand die uns beschäftigende Apostelkirche und zwar in Kreuzform ³⁾: *honestissimam basilicam ad modum crucis*. Es sind also dringendere Indicien, welche auf das Vorbild der konstantinischen Apostelkirche bezüglich dieser Mailändischen hinweisen, als selbst bezüglich der Grabkapelle Galla Placidia's zu Ravenna.

Dr. Hübsch hat das Verdienst, den noch erhaltenen, freilich durch spätere Zuthaten entstellten Bau, in einer genügenden Aufnahme unserer Anschauung zugänglich gemacht zu haben ⁴⁾; trotzdem fand dieses wichtige Denkmal in den Darstellungen der Architekturgeschichte bisher noch keine Stelle. Rahn ⁵⁾ allein gedenkt seiner und zwar lediglich

¹⁾ *ibid.* c. XV. p. 107.

²⁾ Puricello, *De ss. mart. Nazario et Celso etc.*, Mediolani 1656, p. 158. nach Landulph, *quatuor historiae Mediol. libri*, lib. I. c. 6.

³⁾ s. Puricello *l. c.* S. 158. 164 nach Landulph, welcher um das Jahr 1056 schrieb und das Jahr der Gründung 382 einer in der Kirche aufgehängten Pergamentkarte entnahm.

⁴⁾ A. a. O. Taf. XLI. und col. 97. 98.

⁵⁾ A. a. O. S. 135. 140.

mit Rücksicht auf die Kuppel über der Vierung. Allerdings entbehren die kurzen Bemerkungen, welche Hübsch über diesen Bau gibt, gerade der wesentlichen Gesichtspunkte, welche seine bedeutsame Stellung erkennen lassen.

Wir geben auf Taf. VIII. Fig. 1 (nach Hübsch a. a. O. in verjüngtem Massstabe) den Grundriss desselben nach dem jetzigen Bestande. Als spätere Anbauten bezeichnet Hübsch mit Recht die drei Apsiden, welche am Aeusseren eine Dekorationsweise zeigen, die jener Frühzeit nicht zugeschrieben werden kann. Sie besteht aus dünnen, rohrartigen Halbsäulen, welche bei einem Schaftdurchmesser von kaum $\frac{1}{30}$ der Höhe vom Sockel bis zum Bogenfries des Kranzgesimses emporsteigen und an den übrigen Theilen des Baues nicht angetroffen werden. Die Apsiden gehören vermuthlich einer Restauration der Kirche durch Erzbischof Laurentius nach dem Brande von 1075 an; die Kreuzgewölbe der Kreuzarme und des Langhauses schreibt Hübsch einem Neubau nach der Einnahme und Zerstörung Mailands durch Kaiser Barbarossa zu; andere Bestandtheile, wie die kleinen Apsiden des westlichen Schiffes, mögen noch späteren Bauperioden angehören.

Als dem ursprünglichen Bau angehörig betrachtet Hübsch den kreuzförmigen Grundplan, wie dies ausser den oben citirten Worten Landulphs auch eine Inschrift bezeugt, welche dem h. Ambrosius zugeschrieben wird und zu Alciati's Zeit noch an einem Bogen der Kirche vorhanden war ¹⁾:

Condidit Ambrosius templum dominoque sacravit
Nomine apostolico munere reliquiis.
Forma crucis templum est templum victoria Christi
Sacra triumphalis signat imago locum.
In capite est templi vitae Nazarius almae
Et sublime solum martyris exuviis.
Crux ubi sacratum caput extulit orbe reflexo
Hoc caput est templo Nazarioque domus. etc.

Die starken Wandpfeiler der Ecken und des westlichen Armes deuten, wie Hübsch mit Recht erwähnt, auf eine ursprüngliche Ueberwölbung des ganzen Baues; denn eine solche erhellt auch aus der Inschrift, welche Serena, die Gemahlin Stilicho's, um das Jahr 404 in

¹⁾ Bugati l. c. cap. II. p. 11. Landulph bei Muratori, Rer. Ital. scr. T. IV. p. 63.

dem Vierungsraume anbringen liess ¹⁾, nachdem sie denselben durch eine Bekleidung mit libyschem Marmor geziert hatte:

Qua sinuata cavo consurgunt tecta recessu
Sacrataeque crucis flectitur orbe caput,
Nazarius vitae immaculabilis integer artus
Conditus exultat hunc tumulo esse locum,
Quem pius Ambrosius signavit imagine Christi
Marmoribus Libycis fida Serena polit,
Conjugis ut reditu Stilichonis laeta fruatur
Germanisque piis pignoribus propriis.

Wir vermuthen, dass diese Ueberwölbung wie bei der, etwa sechzig Jahre später erbauten Grabkapelle S. Nazaro e Celso zu Ravenna mittelst des Tonnengewölbes stattgefunden habe, in welchem Sinne wohl die Worte der zuletzt angeführten Inschrift: sinuata — consurgunt tecta ihre geeignetste Auslegung finden.

Nach diesen Anhaltspunkten geben wir auf Taf. VIII. Fig. 2 eine Darstellung, welche dem ursprünglichen Bestande dieses Bauwerkes entsprechen dürfte. Aus dieser Betrachtung ergeben sich Gesichtspunkte, welche für unsere fernere Untersuchung von Bedeutung sein werden. Wir fanden, dass unter den Kirchen der vier oben genannten Mailändischen Märtyrer diejenige des Nazarius die reine Kreuzform besass. Diese Form eignete ihr aus dem Grunde, weil sie ursprünglich den Aposteln geweiht und nach dem Vorbilde der konstantinischen Apostelkirche erbaut war. Sie barg den Leichnam des h. Nazarius, dessen Reliquien aus ihr erhoben werden mussten, wenn sie in anderwärtige Kirchen gelangen sollten. Wenn wir also weiterhin Kirchen begegnen werden, welche dem Nazarius geweiht sind und die reine Kreuzform besitzen, so wird auch in architektonischer Hinsicht nicht bloß eine zufällige Uebereinstimmung der Form angenommen werden dürfen.

Der Kult dieser Mailändischen Märtyrer dehnte sich während des fünften und der folgenden Jahrhunderte bis noch in das achte weit über die Grenzen Italiens aus. Es ist uns von wenig Belang, dass schon in den ersten Jahren nach der Entdeckung Reliquien derselben nach Konstantinopel gelangten, wo dem Nazarius eine Kirche gebaut wurde, welche im neunten Jahrhundert Kaiser Basilius Macedo, dem

¹⁾ Bugati l. c. nach Trist. Calvus, Hist. Patr. Lib. III. ad annum 404.

Berichte seines Neffen Konstantinus Porphyrogenitus ¹⁾ zufolge, wiederherstellte. Wichtiger dagegen ist die vielgenannte Grabkapelle der Galla Placidia zu Ravenna. Sie war dem Nazarius und Celsus geweiht, wahrscheinlich aber auch dem Gervasius und Protasius ²⁾. Wie diese Widmung nach Mailand hinweist, so wiesen auch die Familienerinnerungen der Kaiserin dorthin zurück, und sie selbst soll eine Kirche in Mailand erbaut haben, welche Capella della Regina genannt wurde und dem h. Genesius geweiht war ³⁾. Wahrscheinlichkeit erhält diese Nachricht durch den Umstand, dass Placidia von 414 bis 416 als Gemahlin des Westgothenkönigs Athaulf sich im Narbonnensischen Gallien aufhielt, wo sie sich die Reliquien des h. Genesius, des Märtyrers von Arles, verschafft haben mochte. In den Jahren 423 und 424 weilte sie in Konstantinopel bei ihrem Neffen, dem Kaiser Theodosius II., und kehrte dann zu dauerndem Aufenthalte nach Ravenna zurück. Kurz vor ihrem Tode, wahrscheinlich im Jahre 449 ⁴⁾, erbaute sie die kleine Kirche S. Nazaro e Celso und bestimmte sie zum Begräbnisse für sich, ihren Gemahl Konstantius und ihren Sohn Placidus Valentinianus. Der Bau, von welchem wir auf Taf. VIII. Fig. 3 den Grundriss (nach Hübsch a. a. O. Taf. XIII. Fig. 12) wiedergegeben, besitzt sehr geringe Dimensionen; er misst im Inneren nach der Längachse gegen 40' rh.; die Queranlage ist gegen 33' lang; die Breite aller Räume beträgt 12'. Weit grösser ist dagegen die Nazariuskirche zu Mailand, deren Länge ohne die Apsis gegen 173' beträgt; die Queranlage misst ohne die Apsiden gegen 143', die Breite aller Räume etwa 46' rh.

Die Kapelle der Galla Placidia weist einerseits als kaiserliche Begräbnisstätte und in Anbetracht des Aufenthaltes der Stifterin zu Konstantinopel auf das Vorbild der konstantinischen Apostelkirche hin, andererseits durch ihre Widmung auf das der Mailändischen Nazariuskirche und darf wohl als ein verkleinertes Abbild beider betrachtet werden. Durch eine, dem längeren Kreuzarme vorgelegte, diesen an Breite überragende Vorhalle war sie mit der grösseren, durch Galla Placidia erbauten Basilika S. Crucis verbunden, welche ebenfalls die Form des lateinischen Kreuzes besass nebst einer, dem westlichen

¹⁾ Historia Byzantina, Tom. I. §. 81.

²⁾ Leand. Alberti, Descritt. di tutta l'Italia. Venedig 1581. p. 308, b.

³⁾ Bugati l. c., cap. X. p. 70. Jos. Alegrantia, Spiegazioni di alcuni sacri monumenti di Milano. Diss. I.

⁴⁾ s. Gerolamo Rossi, Hist. Ravenn., Lib. III. ad annum 449.

längeren Arme vorgelegten ausladenden, geschlossenen Vorhalle¹⁾, so dass wohl die weiter oben erwähnte Kapelle S. Nikolaus in S. Germano (s. Taf. VII. Fig. 7) zum Vergleiche beigezogen werden darf.

Wir verfolgen die Ausbreitung des Kultus jener Mailändischen Märtyrer im übrigen Italien nicht, da uns Anhaltspunkte fehlen, welche hiebei einen Gewinn für die uns beschäftigende baugeschichtliche Frage in Aussicht stellen könnten.

Bevor wir uns aber einem andern Boden zuwenden, fassen wir die bisher gewonnenen wesentlichen Momente zusammen, um sie bei unserer ferneren Untersuchung stets im Auge zu behalten.

Wir fanden die reine Kreuzform durch vier Monumente vertreten, welche als die frühesten Beispiele ihrer Darstellung in einem wahrhaft monumentalen Sinne, in einer glanzvollen, wirkungsfähigen Erscheinung zu betrachten sind. Der Anlass zu diesem architektonischen Vorgange lag in der bereits vom Alterthume her überkommenen Anwendung der Kreuzform für den Gräberbau, wie denn die älteste unter diesen Kirchen und die jüngste dem besonderen Zwecke kaiserlichen Begräbnisses gewidmet waren; doch auch die Basilika S. Crucis zu Ravenna, welche mit der Grabkapelle der Placidia in baulichem Zusammenhange stand, hatte höchst wahrscheinlich einen engen Bezug zum Begräbnissritus; jedenfalls aber weist ihre Form auf das Vorbild jener älteren kreuzförmigen Kirchen hin. Welchen Umständen die Mailändische Kirche ihre Kreuzform verdanken mochte, haben wir oben angedeutet. Was die Widmung dieser Kirchen betrifft, so war sie bei den beiden ältesten an die h. Apostel gerichtet; eine zweite Widmung, die an den h. Nazarius, ging von der Mailändischen Kirche aus und fand Wiederholung bei der Grabkapelle zu Ravenna; in der Basilika S. Crucis daselbst ist wohl die erste Kirche von Kreuzform zu erkennen, welche dem h. Kreuze gewidmet wurde, ohne dass jedoch ein Anhalt zu der Annahme eines symbolischen Zusammenhanges zwischen Form und Widmung geboten wäre. Endlich ist noch zu beachten, dass die Städte, zu deren hervorragenden Denkmälern die betrachteten Bauten zählen, eben in jenem für unsere Untersuchung in Betracht kommenden Zeitraume die bedeutendste Stellung in der Christenheit einnahmen: Konstantinopel, — die Hauptstadt des oströmischen Kaiserreichs, der Mittelpunkt des Kunstlebens jener Zeit, Mailand, — die Stadt des

¹⁾ Dr. J. R. Rahn, Ravenna. Leipzig 1869. S. 10.

h. Ambrosius und mehrere Jahrhunderte hindurch die angesehenste in der abendländischen Kirche; Ravenna, — die Stadt der Galla Placidia, Odoaker's, Theodorich's des Grossen!

Wir wenden uns nun wiederum Gallien zu, wohin der Kult der Mailändischen Märtyrer eben so rasch übertragen wurde, als nach Konstantinopel. Wie Gregor von Tours berichtet¹⁾, befand sich der h. Martin von Tours († 397) im Besitze ansehnlicher Theile der Reliquien des Gervasius und Protasius und waren solche bald darauf durch ganz Gallien — *per totum Galliae ambitum* — verbreitet. Eustochius, der fünfte Bischof von Tours (443—460), erbaute diesen Märtyrern eine eigene Kirche²⁾. Auch von den beiden anderen Mailändischen Märtyrern, Nazarius und Celsus, gelangten unmittelbar nach ihrer Auffindung Reliquien nach Gallien. Bischof Artemius von Ebredunum (Embrun) legte deren nebst einer solchen des h. Genesius, des Märtyrers von Arles, in seiner 392 erbauten Marienkirche nieder. Wenn Gregor³⁾ den Nazarius und den Celsus als gallische Märtyrer bezeichnet und die späteren Ausgaben der *Gallia christiana* dies wiederholen, so ist hiegegen, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit einer solchen paarweisen Doppelgängerschaft, mit Bugati gewiss die Notiz der ersten Ausgabe der *Gallia christiana* zur Geltung zu bringen⁴⁾, wonach Artemius diese Reliquien vom h. Ambrosius selbst erlangte — *is (sc: Artemius) reliquias St. Nazarii et Celsi a D. Ambrosio, postquam eorum corpora solo refodit, pro ecclesia sua impetravit, quam sub SS. Virginis patrocinio construxisse circa annum CCCXCII. conjiciunt Ebredunenses tabulae* —. Wenn es also der Bischof von Embrun war, der den Kult dieser beiden Mailändischen Märtyrer in Gallien einführte und von ihren Reliquien vielleicht an andere Kirchen abgab, so ist die Entstehung der Legende erklärlich, wonach dieselben als Märtyrer von Embrun, d. h. als gallische erscheinen. In architektonischer Hinsicht geht aus diesen Nachrichten nichts hervor; es ist uns jedoch von Belang, die lebhaften Beziehungen der gallischen Kirchen zu der Mailändischen, wie überhaupt zu Oberitalien in's Auge zu fassen, da sie die Grundlage darbieten, auf welcher sich auch architektonische Einflüsse geltend machen konnten.

¹⁾ Greg. Tur., *de gloria martyrum*, c. XLVII.

²⁾ Greg. T., *Historia Franc.* lib. X. c. 31.

³⁾ *De gloria mart.* l. c.

⁴⁾ Bugati l. c. cap. VIII. p. 51. *Gallia christ.*, ed. Paris. 1656. t. I. p. 271.

Zu der Zeit, als Gallien noch dem weströmischen Reiche zugehörte und Galla Placidia eben mit der Ausführung ihrer Bauten zu Ende kam, finden wir einen der angesehensten gallischen Bischöfe in Ravenna. Germanus von Autisiodorum (Auxerre) begab sich im Interesse seiner Kirche zu dem Kaiser Valentinian III., für welchen seine Mutter Placidia die Regentschaft führte. Auf dem Wege dorthin hielt sich Germanus einige Zeit in Mailand auf, wo er mehrere Wunder bewirkte, weshalb ihm später daselbst eine Kirche erbaut wurde. Er starb im Jahre 448 in Ravenna, nachdem er am Hofe seine Angelegenheit erledigt hatte, und wurde nach Gallien zurückgebracht¹⁾; ihm zu Ehren wurde nachmals in Paris das Kloster St. Germain l'Auxerrois errichtet. Zu derselben Zeit erbaute Bischof Namatius von Clermont (446—462) die oben bereits erwähnte Kirche, welche den Nachrichten gemäss zum ersten Male in Gallien die Kreuzform zur Darstellung brachte. Der Bau währte zwölf Jahre. Es darf nicht übersehen werden, dass Namatius sich für diese Kirche Reliquien des h. Vitalis und des h. Agricola aus Bologna²⁾ verschaffte, welches nicht weit von Ravenna entlegen ist, wo kurz zuvor Galla Placidia ihre kreuzförmigen Kirchen gebaut hatte. Die Nachrichten über die Gestalt der Kirche von Clermont sind indessen zu knapp, um eine bestimmte Vorstellung zu gewähren, und de Caumont, dessen Zeichnung wir reproducirten, gibt etwas mehr, als die Umstände erlauben. Es fehlt ferner jeder Anhalt dafür, dass dieses Beispiel eine Nachfolge fand. Um eine solche hervorzurufen, müsste eine derartige Form in einem oder einigen monumentalen Werken vor Augen gestellt worden sein, welche nach der Bedeutung des Ortes und des Urhebers einen massgebenden Einfluss ausüben konnten; es müsste ferner, was uns bei der Kirche von Clermont nicht möglich ist, der Nachweis erbracht werden können, dass dieses Beispiel in eine enge Beziehung zu der frühesten Bauthätigkeit des benediktinischen Ordens trat, welcher als Träger und Verbreiter des kreuzförmigen Basilikenschema's erscheint.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es nun für unsere Untersuchung höchst bedeutsam, dass die nächste Nachricht, welche wir über eine Kirche von kreuzförmiger Anlage erhalten, sich an den Bau eines fränkischen Königs knüpft, und dass diese Kirche die Hauptkirche

¹⁾ Puricello, l. c. cap. LXII. s. VII—XII.

²⁾ Greg. Tur., Hist. Fr., lib. II. c. 16.

eines der ältesten und angesehensten benediktinischen Klöster, einer fränkischen Reichsabtei, wurde. Wir gelangten bereits mit mehreren der bisher gegebenen Notizen über baugeschichtliche Verhältnisse auf gallischem Boden nahe an oder schon in den Zeitraum der Begründung des fränkischen Reiches. Nach dem verheerenden Sturme der Völkerwanderung, nach der Zersetzung aller Lebensverhältnisse in dem Totenkampfe des römischen Reiches dürfen wir erwarten, in dem fränkischen Königthum das feste Element zu finden, welches einen neuen Mittelpunkt und die stabilen Zustände schuf, deren die Architektur wie jede Kunst bedarf, um zu einer stetigen Entwicklung zu gelangen, zugleich aber auch durch seine eigene Bethätigung der monumentalen Kunst machtvolle und nachhaltige Impulse geben konnte.

Im Jahre 496 bekannte sich Chlodwig zum Christenthum. Zu diesem Schritte bewog ihn hauptsächlich seine fromme Gemahlin, die burgundische Königstochter Chlotilde. Unter den Bauten dieser Herrscher erwähnen wir nur die Apostelkirche zu Paris, später nach der h. Genofeva benannt. Chlodwig und seine Gemahlin, welche sich nach seinem Tode in ein Kloster zu Tours zurückgezogen hatte, wurden in dieser Kirche begraben; ebenso ihre Tochter Chlotilde, die unglückliche Gemahlin des Westgothenkönigs Amalarich¹⁾. Sie war demnach die erste fränkische Königsgruft; über ihre Form erfahren wir nichts. Wichtig erscheint es uns aber, dass der Begründer des Frankenreiches durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Ravenna verbunden war; Theodorich der Grosse war sein Schwager²⁾. Freilich sollten diese Beziehungen in seinen letzten Lebensjahren eine feindliche Wendung nehmen. Chlodwig, der sich ganz Gallien zu unterwerfen trachtete, bekriegte Theodorich's Schwiegersohn, den Westgothenkönig Alarich II., welcher im Jahre 507 in der Schlacht bei Vouillé gegen ihn fiel. Theodorich zog gegen Chlodwig, um Alarich zu rächen und dessen minderjährigem Sohne Amalarich sein Gebiet zu erhalten. Bei Arles, welches die Franken belagerten, wurde Chlodwig geschlagen und musste einen Theil der eroberten Länder zurückgeben. Theodorich eignete sich selbst die Provence an. Bei dem feindlichen Gegensatze, welcher zwischen den arianischen Westgothen und den athanasianischen Galliern bestand, wurden bald Beschuldigungen gegen letztere erhoben, dass sie den

¹⁾ Greg. T., Hist. Fr., lib. II, 41. III, 10.

²⁾ ibid., lib. III, 31.

ebenfalls athanasianischen Franken Vorschub leisteten. Unter einer solchen Beschuldigung musste sich im Jahre 510 Cäsarius, Bischof von Arles, vor Theodorich zu Ravenna zur Verantwortung stellen. Bei seinem Erscheinen wurde der König jedoch dergestalt für ihn eingenommen, dass er ihn als Gast und Freund behandelte, ihm ein bedeutendes Geldgeschenk übergab und ihn mit Ehren entliess. Cäsarius verwandte das Geschenk, um die in Ravenna gefangen gehaltenen Franken loszukaufen. Ueber Rom, wohin ihn Papst Symmachus rief, kehrte er nach Arles zurück und erbaute ein Nonnenkloster, welches er schon vor dem Kriege begonnen hatte, welches aber noch unvollendet während der Belagerung zerstört worden war, von Neuem¹⁾. Die Hauptkirche war dem h. Petrus, eine zweite Kirche, welche zum Begräbnisse der Nonnen diente, der h. Jungfrau geweiht²⁾. Wir wissen zwar nichts über die bauliche Beschaffenheit dieses Klosters; allein der Aufenthalt zahlreicher gefangener Franken zu Ravenna, welche bei ihrer Rückkehr den Eindruck der monumentalen Pracht dieser Stadt in die Heimath mitbrachten, und die Anwesenheit des bauthätigen Bischofs von Arles daselbst erscheint uns deshalb nicht ohne Bedeutung, weil der zweite Nachfolger des Cäsarius, welcher bereits drei Jahre nach dessen Tode (542) den Bischofssitz einnahm, an den frühesten Bauten desjenigen fränkischen Königs betheiligt war, welchem wir die entscheidende That in dem uns beschäftigenden architekturhistorischen Vorgange zuzuschreiben haben.

Chlodwig hatte im Jahre 511 sein Reich seinen vier Söhnen Theuderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar hinterlassen. Sie theilten die Herrschaft unter sich, wobei Childebert zu Paris, Chlothar zu Soissons seinen Sitz nahm. Während der Herrschaft Childebert's (511—558) kam S. Maurus in dessen Gebiet, um dort ein Kloster nach der Norm von Monte-Casino zu errichten. Innocentius, Bischof von Le Mans (Cenomannum), hatte ihn nach Gallien gerufen³⁾, war aber vor seiner Ankunft bereits gestorben (542). Domnolus, der Nachfolger des Innocentius, wollte das Werk aufnehmen und zur Ausführung bringen; aber König Childebert versagte die Erlaubniss⁴⁾ und Maurus

¹⁾ Mabillon. Annales Ord. Bened., t. I. lib. I, 51. 54.

²⁾ ibid. lib. IV, 56.

³⁾ ibid. lib. III, 46.

⁴⁾ ibid. lib. IV, 50.

folgte nun der Einladung des Florus, eines reichen Konvertiten in dem Gebiete von Anjou, welches zu dem Reiche des austrasischen Königs Theudebert, des Sohnes von Childebert's Bruder Theuderich († 534), gehörte, wo ihm die Erbauung des Klosters Glanfeuil gestattet wurde¹⁾. Theudebert besuchte selbst die neue Gründung, welche in Kurzem die Zahl von 400 Brüdern erreichte, erweiterte deren Besitz durch fiskalische Güter und sandte seinen Sohn Theobald dorthin, um seine Ausbildung durch den Verkehr mit gelehrten Mönchen zu befördern.

Der Widerwille Childebert's gegen das Werk des h. Maurus findet seine Erklärung vielleicht in dem Umstande, dass er selbst kirchliche Unternehmungen im Sinne trug. Im Jahre 548 ertheilte er dem Bischof Aurelianus von Arles, dem zweiten Nachfolger des oben erwähnten Cäsarius, den Auftrag, ein Männerkloster zu errichten²⁾. Dasselbe erhielt zwei Kirchen, »wie es zu jener Zeit üblich war« — *pro more illorum temporum*, durch welchen Ausdruck, der unmöglich einen Bezug zu der eben erst entstehenden casinensischen Gründung haben kann, angedeutet ist, dass es nach der älteren Norm des h. Antonius und Basilus eingerichtet ward. Die Hauptkirche war den h. Aposteln und Märtyrern geweiht, die zweite Kirche dem h. Kreuz und hatte wohl, gleich der zweiten Kirche des oben erwähnten Klosters des h. Cäsarius, die Bestimmung, zum Begräbnisse zu dienen, wie denn auch der Leichnam des ersten Abtes, Florentius, im Jahre 553 in dieser Kirche beigesetzt wurde³⁾. Sie hatte durch Childebert eine Reliquie des h. Kreuzes erhalten. Ueber ihre Form erfahren wir zwar nichts; erwägen wir indessen, dass sowohl die Herrschaft Theodorich's des Grossen über Arles und die Provence als auch das besondere Schicksal des Bischofs Cäsarius einen ravnennatischen Einfluss auf dortige Bauten ermöglichte, so gewinnen wir hiemit einen nicht unwesentlichen Gesichtspunkt für die Betrachtung eines glänzenden Bauwerks, welches von Childebert bei seiner Hauptstadt Paris als königliche Begräbnisskirche errichtet wurde, dem h. Kreuze geweiht war und die reine Kreuzform besass.

Childebert befand sich im Besitze sehr werthvoller Reliquien; auf einem Feldzuge gegen seinen Schwager Amalarich, König der Westgothen, hatte er sich in Toledo eine Reliquie des h. Kreuzes, in

¹⁾ *ibid.* t. I, lib. V, 29.

²⁾ *ibid.* t. I, lib. V, 31.

³⁾ *ibid.* l. c.

Saragossa die Toga des h. Vincentius angeeignet und brachte sie im Jahre 543 nach Paris. Er trachtete unablässig, seinen Reliquienschatz zu vermehren, und noch zwei Jahre vor seinem Tode, gegen Ende des Jahres 556, finden wir ihn im Briefwechsel mit Papst Pelagius wegen Erlangung von Apostel- und Märtyrer-Reliquien, welche ihm sodann auch durch Sapaudius, Bischof von Arles und päpstlichen Vikar für Gallien, übermittelt wurden ¹⁾.

Wann der Bau der Kirche begann, ist ungewiss; im Jahre 558 war sie vollendet und zugleich mit ihrer Weihe wurde die Beisetzung des Königs in ihr durch den Bischof von Paris, den h. Germanus, vorgenommen.

Ueber ihre Form erhalten wir durch den Mönch Giselmar, der im neunten Jahrhundert das Leben des Droktoveus, ersten Abtes von S. Germain-des-Prés, beschrieb ²⁾, eine schätzenswerthe Auskunft, welche uns wenigstens im Wesentlichen eine ziemlich bestimmte Vorstellung gestattet. Wir fassen an dieser Stelle nur die Gesamtanlage des Baues in's Auge, über dessen weitere Beschaffenheit wir im Zusammenhange mit seiner Geschichte fernerhin noch zu berichten haben werden. Giselmar, welcher ihn noch in einem Bestande vor Augen hatte, dessen hauptsächliche Theile der ursprünglichen Bauperiode angehörten, beschreibt diese Kirche nach derjenigen Form, in welcher sie von Childebert erbaut wurde, in folgender Weise ³⁾:

»Um des lebenspendenden Kreuzes willen liess er also die Kirche des h. Märtyrers (nämlich des h. Vincentius), in welcher er es (d. h. die Kreuzesreliquie) nebst anderen kostbaren Kleinoden niederlegte, in Form eines Kreuzes erbauen.«

An einer späteren Stelle berichtet er weiter ⁴⁾:

»Und weil diese Basilika in Kreuzesform erbaut worden war, enthielt sie vier Altäre, von welchen er (Germanus) als Hauptaltar den des h. Kreuzes und des h. Märtyrers Vincentius weihte, wo er auch des letzteren Stola niederlegte, welche der ruhmreiche König Childebert aus Spanien herbeigebracht hatte; den nördlichen weihte er zu Ehren der heiligen Märtyrer Ferreolus und Ferrutio, den südlichen sodann

¹⁾ Bugati, l. c. cap. X. p. 73. 74.

²⁾ Mabillon, Acta SS. O. B., saec. I. p. 252 ff. Vita S. Droctovei abbatis basilicae S. Vincentii in suburbio Parisiaco, quae modo S. Germani dicitur.

³⁾ l. c. cap. 10.

⁴⁾ l. c. cap. 13.

unter dem Namen des h. Märtyrers Julianus von Brivas (Brioude in der Auvergne), den westlichen aber dem Herrn zu Ehren der hh. Gervasius, Protasius und des Knaben Celsus, sowie des h. Märtyrers Georgius. Auf der Südseite war ein Oratorium zu Ehren des h. Märtyrers Symphorianus erbaut, wo der h. Germanus nachmals begraben zu sein wünschte. Auf der Nordseite war dem Herrn ein Oratorium zu Ehren des h. Apostels Petrus geweiht« — — —.

Die Lage der beiden Oratorien wird endlich noch durch eine Notiz am Schlusse der Biographie näher bestimmt: »der ruhmreiche heilige Droktoveus wurde aber auf der Westseite der Basilika hinter dem Altare des h. Germanus begraben«¹⁾. Der Altar des h. Germanus befand sich wohl eben da, wo er selbst auch bestattet war, nämlich in dem Oratorium des h. Symphorian, und wir müssen demnach die Lage der beiden Oratorien auf der Nord- und Südseite des westlichen Kreuzarmes annehmen. Mabillon, jedenfalls auf den späteren Bestand des Bauwerks gestützt, fügt noch hinzu²⁾: »zu beiden Seiten des Einganges«, wie denn auch das Hauptportal seine Situation am Ende des westlichen Armes wohl in Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Anlage durch alle späteren Bauperioden behielt.

Aus diesen Elementen, der reinen Kreuzform und den am Ende des westlichen Armes zu beiden Seiten des Portales angebauten Oratorien ergibt sich eine Gesamtform, welche unmittelbar mit der Vorstellung übereinstimmt, welche uns die Reste der beiden oben besprochenen ravennatischen Kirchen gewähren. Welchen Umständen nun verdankte das fränkische Bauwerk diese Form?

Uns kann es nicht so unmittelbar gewiss erscheinen, wie dem fränkischen Mönche, dass der Anlass in ihrer hauptsächlichen Widmung an das h. Kreuz lag. Ihm war dies die nächstliegende Erklärung, welche seinem architekturgeschichtlichen Bedürfnisse auch vollkommen genügen mochte; wir fanden aber doch schon bei einer Reihe früherer Monumente dieselbe Form, ohne dass die Annahme eines symbolischen Ursprungs zu ihrer völligen Erklärung genügt hätte oder auch nur erforderlich gewesen wäre. Sie nahm ihren Ausgang von den überlieferten Formen des antiken Gräberbaues, wie denn auch die älteste der grossen Kirchen, an welchen sie zur Darstellung gelangte, eine

¹⁾ l. c. c. 19.

²⁾ Annales, t. I. lib. V, 43.

Begräbnisskirche war. Denselben Charakter besass aber auch der Bau Childebert's. Bischof Germanus spricht dies in dem Privilegium, welches er seinem bei der Kreuz- und Vincentiusbasilika errichteten Kloster ertheilte, aus: *sibi sepulturam inibi collocavit*¹⁾. In dieser Hinsicht tritt die Kirche von Paris also in eine Reihe mit der Apostelkirche zu Konstantinopel und den beiden Kirchen zu Ravenna — da deren eine auch, wie sie, dem h. Kreuze gewidmet war und wohl einen unmittelbaren Bezug zum Begräbnissdienste besass. Auf eine Einwirkung aus Oberitalien lässt sodann der Umstand schliessen, dass in der Kirche Childebert's ein Altar dem Nazarius und den drei anderen Mailändischen Märtyrern geweiht war. Wir müssen nämlich den Bericht Giselmar's hinsichtlich der Widmungsverhältnisse durch die bezügliche Stelle aus der Stiftungsurkunde berichtigen, welche der König am 6. December 558 ausstellte²⁾: »— — — ich unternahm, einen Tempel zu bauen — — zu Ehren des h. Märtyrers Vincentius, dessen Reliquien ich aus Spanien herbeibrachte, wie auch des h. Kreuzes, des h. Stephanus, des h. Ferreolus, des h. Julianus, des h. Georgius, des h. Gervasius, Protasius, des Knaben Nazarius und des Celsus« —.

Den Irrthum der Urkunde, wonach anstatt des h. Celsus der h. Nazarius als Knabe bezeichnet wird, dürfen wir hier wohl übergehen. Es darf vorausgesetzt werden, dass die Reliquien der vier Mailändischen Märtyrer nicht dem minimalen Vorrathe irgend einer gallischen Kirche entnommen, sondern gemäss der Würde eines königlichen Baues aus ihrer italienischen Heimath beschafft worden waren. Wir wissen ja, dass Childebert vom Papste Pelagius eine Sendung von Reliquien erhalten hatte. Bugati³⁾ vermuthet, dass er sie bei dieser Gelegenheit oder durch einen der Feldzüge erlangte, welche er und seine Brüder in Italien unternahmen. Der erste dieser Züge galt der Rache an Theodat, der ihre Cousine Amalasunta, die Tochter Theodorich's des Grossen, ermordet hatte; das fränkisch-burgundische Heer nahm auf seinem Wege die Stadt Mailand ein (538) und plünderte sie. Eine dritte Gelegenheit konnte sich nach Bugati ergeben, als Childebert Gesandte zu dem fünften allgemeinen Concil nach Konstantinopel (553) schickte, welche sich unterwegs in Mailand aufhielten. Hiebei wollen wir nicht

¹⁾ Bouillart, Histoire de l'abbaye royale de S. Germain-des-Prez, Paris 1724. Recueil de pièces justificatives Nr. II.

²⁾ Bouillart, l. c. Recueil de pièces justif. Nr. I.

³⁾ Bugati l. c. cap. X. p. 91 ss.

übersehen, dass zu jener Zeit Justinian die Apostelkirche Konstantin's auf's Neue glänzend hergestellt hatte, und dass der Ruhm dieses und der übrigen Bauwerke Konstantinopels bei der Rückkehr der Gesandten und der übrigen gallischen Theilnehmer an dem Concile sich im Frankenreiche verbreiten musste.

Die Kreuzform der Kirche Childeberts im Vereine mit ihrer Bestimmung als königliche Begräbnisstätte, mit ihrer Widmung an das h. Kreuz, das Vorhandensein von Reliquien der Mailändischen Märtyrer, namentlich des Nazarius, sind Merkmale, welche sie in einen unabweisbaren Zusammenhang mit den früher betrachteten kreuzförmigen Kirchen setzen, wobei die Umstände vorwiegend auf Italien in Rücksicht einer Anknüpfung hinweisen; und hier wiederum bezeichnen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Merowinger zu dem Hause Theodorich's des Grossen, die Herrschaft des letzteren über die Provence und die Einwirkungen, welche sich dort schon auf die erste Bauthätigkeit Childebert's geltend machen konnten, Ravenna als den wahrscheinlichen Ort der engeren Anknüpfung. Wenn die fränkischen Könige so bald nach der Aufrichtung ihres Reiches nach einer monumentalen Verherrlichung ihrer Macht strebten, in einer Zeit, wo durch die Völkerwanderung und den Sturz des römischen Reiches Uebung und Tradition auf künstlerischem Gebiete in Gallien schwer geschädigt, vielfach wohl zerstört worden war, die Franken aber eine eigene Kunst noch nicht besaßen, so mussten Konstantinopel, Mailand und Ravenna mit ihrer damaligen politischen und kirchlichen Bedeutung und ihrer monumentalen Prachtentfaltung die natürliche Anknüpfung darbieten, die nächste, lebendige Einwirkung üben.

Wenn wir uns an einer früheren Stelle der Anschauung zuwandten, dass die reine Kreuzform das eine der beiden Elemente bilde, aus deren Vereinigung die kreuzförmige Basilika hervorging, so ist es für unsere Untersuchung eine Thatsache von entscheidender Bedeutung, dass jenes Formelement bereits in der frühesten Epoche der fränkischen Baugeschichte an dem hervorragendsten der fränkischen Königssitze und durch einen königlichen Bau Eingang fand. Wir dürfen uns diese Thatsache als einen festen Ausgangspunkt für unsere fernere Betrachtung aneignen, und es wird nun unsere Aufgabe sein, die Geschichte der h. Kreuz- und Vincentiusbasilika und ihr Verhältniss zu der frühesten Entwicklung der fränkischen Baukunst in's Auge zu fassen.

Eine unmittelbare Einwirkung des Childebert'schen Baues glauben

wir an einem anderen, wenige Jahre nach seiner Vollendung entstandenen kirchlichen Bauwerke erkennen zu dürfen, über welches uns freilich die alten Berichte und die wenigen erhaltenen Reste nur eine dürftige Auskunft gewähren.

Nach Childebert's Tode im Jahre 558 ward das fränkische Reich in der Hand Chlothar's, des vierten der Söhne Chlodwig's, wiederum vereinigt. Er hatte seinen Sitz zu Soissons. War es nun das Beispiel seines Bruders Childebert, war es der Wunsch, seiner Hauptstadt einen ähnlichen monumentalen Schmuck zu verleihen, wie ihn Paris durch Childebert erhalten hatte, und seine Macht, die soviel grösser war, als die seiner Brüder, durch ein würdiges Denkmal zu verherrlichen, — im letzten Jahre seines Lebens beschloss er, eine Kirche zu erbauen, welche ihm und seinem Hause zur Begräbnisstätte dienen sollte. Während Childebert's Bau als der Gegenstand eines lange vorbereiteten Planes erscheint, — er hatte ja bereits im Jahre 542 oder 543 mit der Aneignung von Reliquien begonnen, — scheint Chlothar keinerlei Vorbereitungen getroffen zu haben. Doch wusste er Rath. Im Jahre 560 starb Medardus, Bischof von Viromandum (St. Quentin), zu Noyon¹⁾; Chlothar liess den Leichnam nach Soissons bringen, und da der Bau der, der h. Maria, dem h. Petrus und dem h. Stephanus zu Ehren bestimmten Basilika noch in den ersten Anfängen liegen mochte, wurde über dem Grabe des Bischofs ein Oratorium von roher, flüchtiger Arbeit aus Holz errichtet²⁾. Im Jahre 561 starb Chlothar und liess den Bau unvollendet zurück. Sein Sohn Sigebert vollendete ihn; dies konnte jedoch erst während der späteren Jahre seiner Regierung geschehen, denn nach Chlothar's Tode theilten dessen vier Söhne das Reich unter sich, wobei Sigebert Austrasien mit dem Königssitze zu Reims erhielt, während Chilperich einen Theil von Neustrien, Aquitanien und der Provence erhielt und seinen Sitz zu Soissons hatte. Nach Charibert's Tode im Jahre 567 setzte sich Chilperich in den Besitz von Paris, und während der Kriege, welche die Brüder gegen einander führten, mochte Sigebert Soissons in seine Gewalt gebracht haben; nach der Niederlage Chilperich's vom Jahre 574 blieb er aber Herr dieser Stadt bis zu seinem gewaltsamen Tode im Jahre 576. In diese letzten Jahre also dürfte die Vollendung der Kirche zu

¹⁾ Gregor. Tur., lib. de gloria confessorum, c. XCV. ed. Migne, Par. 1858.

²⁾ Mabillon, Ann. t. I, lib. V, 28. Greg. Tur., l. c.

Soissons fallen, welche ihren Namen nach dem h. Medardus erhielt. Chlothar und Sigebert wurden in ihr begraben¹⁾, und sie erscheint demnach als die dritte der Begräbniskirchen fränkischer Könige.

Von der ursprünglichen Anlage dieses Baues ist nur die Krypta noch erhalten, welche wir nach Kugler²⁾ wiedergeben (s. Taf. VIII. Fig. 4), da uns das französische Werk, dessen er sich bedienen konnte, nicht zu Gebote steht, was wir oben schon einmal bedauern mussten. Die Disposition der gewölbten Gänge dieser Krypta lässt erkennen, dass die Kirche Kreuzform besass, wie wir dies in einer weiteren Darstellung (Taf. VIII. Fig. 5) zu verdeutlichen suchen. Ungewiss bleibt die Beschaffenheit des westlichen Theiles; da dieser Bau jedoch demjenigen Childebert's zeitlich so nahe steht, Chlothar, der Gründer desselben, Childebert's Bruder und Nachfolger war, so ist die Vermuthung wohl gerechtfertigt, dass beide Bauten gleiche Form besaßen, und Chlothar durch das Pariser Bauwerk Anregung und Vorbild empfing.

Die Kirche erlitt mehrfache bauliche Veränderungen durch die Mönche des Klosters, welches ihr angefügt ward. Durch die kalvinistische Bewegung gerieth das Kloster in Verfall, und die Kirche lag bis zum Jahre 1648 in Ruinen³⁾. Ueber ihren damaligen Zustand schreibt Mabillon⁴⁾, der sie in seiner Jugend gesehen haben mag, —: »noch jetzt sind in den Gärten des Klosters alte Reste der Basilika der h. Sophia, welche jene alten Könige in Nachahmung des Kaisers Justinian erbaut hatten. Auch sind noch zwölf Kanoniker derselben Basilika da, welche alle Sonntage mit den Mönchen zum Gottesdienste zusammenkommen. Dasselbst sind Chlothar und Sigebert, die Gründer des Ortes, begraben.«

Da wir durch Gregor von Tours erfahren haben, dass beide Könige in der von ihnen erbauten Medarduskirche bestattet wurden, von einem weiteren Kirchenbau derselben zu Soissons nichts überliefert ist, Mabillon selbst auch die obige Bemerkung in seine Besprechung der Medarduskirche einfließt, so ist ein Zweifel darüber nicht möglich, dass diese unter der Bezeichnung Sophienkirche zu verstehen ist. Diese Nachricht ist mehrfach entstellt in deutsche Darstellungen der Bau-

¹⁾ Gregor. Tur., Hist. Fr. lib. IV, 52.

²⁾ Bd. II. S. 220 nach Taylor, Nodier et de Cailleux, voy. pitt. et rom.

³⁾ Dom Martène, Voyages littéraires. Second Voyage, Paris 1724. p. 13—19. vgl. F. Kugler, Gesch. der Bauk. Bd. II. S. 220.

⁴⁾ Annales, tom I. lib. V, 23.

geschichte übergegangen. Schnaase¹⁾ berichtet in dem Abschnitte über »die byzantinische Frage«, dass »die Mönche von S. Medard in Soissons im Jahre 1158 ein Gebäude in den Dimensionen der Sophienkirche erbaut« hätten, und verweist auf Dom Martène, Voy. litt. tom. I. p. 17. Wenn ein Kunstforscher von anerkanntem Rufe der Frage des byzantinischen Einflusses auf die abendländische Kunst eine ziemlich umfangreiche Betrachtung widmet, um sie mit einem entschiedenen Urtheile abzuschliessen, wie dies Schnaase in dem erwähnten Abschnitte seiner »Geschichte der bildenden Künste« (Bd. IV. S. 718—735) thut, so dürfte wohl vorausgesetzt werden, dass seine Angaben auf einer gewissenhaften Grundlage ruhen. Wir müssen jedoch seine obige Bemerkung in zweifacher Hinsicht für unrichtig erklären. Dom Martène legt in seiner Beschreibung von S. Medard die Gründung der Sophienkirche weder den Mönchen des Klosters noch dem Jahre 1158 bei, welche Zeitbestimmung sich bei ihm überhaupt nicht findet. Sodann gebraucht Dom Martène den Ausdruck *sur le modele — — de Sainte Sophie*. Rahn²⁾ gibt dieselbe Notiz mit dem richtigeren Ausdrucke »nach dem Vorbilde«, gesteht aber zugleich, aufrichtiger als Schnaase, dass er nach Lenoir berichte und den von diesem citirten Martène nicht gelesen habe. Lenoir, welcher in seinem Aufsatz³⁾ über den »Einfluss der byzantinischen Architektur in der ganzen Christenheit« schreibt: »A Saint Médard de Soissons, les moines avaient construit, en 1158, un edifice reproduisant sur des proportions étendues, Sainte-Sophie de Constantinople (Dom Martène. Voy. litt. II, p. 17)« — legt dem von ihm citirten Schriftsteller Dinge in den Mund, welche er nicht aussprach. Dom Martène bediente sich Mabillon's, wie aus der fast wörtlichen Wiederholung der von diesem gebrauchten Ausdrucksweise hervorgeht⁴⁾. Hiebei begegnete ihm, der gegen das Jahr 1720 schrieb,

¹⁾ Gesch. der bild. Künste, Bd. IV. S. 729.

²⁾ Central- und Kuppelbau, S. 128.

³⁾ Bei Didron, Annales archéologiques. Tom. XII. p. 121 ff. 177 ff.

⁴⁾ Vgl. D. Martène l. c. p. 17. On voit encore dans le jardin des mazures d'une ancienne eglise bâtie sur le modele de celle de Sainte-Sophie de Constantinople, aussi a-t-elle retenue le nom de sainte Sophie. Il y a douze chanoines, qui sont obligez d'assister les dimanches à la messe des religieux. — und Mabillon l. c.:

Perstant etiam nunc in hortis monasterii antiqua vestigia basilicae sanctae Sophiae, quam ex aemulatione Justiniani imperatoris prisci illi reges condiderant. Supersunt etiam eiusdem basilicae canonici duodecim, qui ad divina officia singulis tantum dominicis cum monachis conveniunt.

das Missgeschick, dass er an der einen Stelle den Neubau aus dem siebzehnten Jahrhundert wegen seiner »Delikatesse« rühmt, an einer späteren Stelle aber denselben Bau wieder in Ruinen liegen lässt, wie dies in Mabillon's Jugendzeit der Fall war. Mabillon machte seine Reisen zu Wagen und zu Fuss, Dom Martène in Büchern.

Was nun die uns durch Mabillon aufbewahrte Tradition betrifft, wonach die Medarduskirche zu Soissons durch Chlothar und Sigebert in Nachahmung des Kaisers Justinian und nach dem Vorbilde der Sophienkirche erbaut worden sein soll, so lehrt ein Blick auf den von uns wiedergegebenen Grundriss der Krypta, dass dieses Vorbild wenigstens nicht für die Gesamtanlage der fränkischen Kirche Geltung haben konnte; ebensowenig aber ist dieser ein Wölbungssystem zuzuschreiben, welches dem der Sophienkirche ähnlich gewesen wäre; das technische Vermögen jener Zeit dürfte, — wenigstens in diesen Gegenden, ein Wölbungssystem, wie es die Krypta der Medarduskirche zeigt, und die Apsidenbildung kaum überschritten haben; von der h. Kreuz- und Vincentiusbasilika wissen wir, dass sie eine flache Balkendecke besass. Trotzdem dürfen wir der Sage nicht jede Bedeutung absprechen. Gregor von Tours berichtet von einer Gesandtschaft Sigeberts nach Konstantinopel. Der Franke Warniarius und der Arverner Firminus hatten den Auftrag, den Kaiser um Frieden für den austrasischen König zu bitten, und hielten sich mehrere Monate in Konstantinopel auf. Zwei Handschriften der fränkischen Geschichte Gregor's¹⁾ nennen den Kaiser Justinus II., den Nachfolger Justinians, und demgemäss wird in den fränkischen Annalen bei Migne das Jahr 567 dafür angesetzt. Zwei andere Handschriften²⁾ und nach ihnen die älteren Ausgaben Gregor's nennen den Kaiser Justinian, wonach die Gesandtschaft vor das Jahr 565 fallen würde, in welchem der Kaiser starb. Da die Erfolge des kaiserlichen Feldherrn Narses gegen die Franken und Alemannen, welche letztere ebenfalls unter Sigebert's Herrschaft standen, gegen das Jahr 563 hin statt hatten, andererseits auch im Jahre 568 bereits die Eroberung Norditaliens durch die Longobarden begann, so hat letztere Annahme die grössere Wahrscheinlichkeit. In beiden Fällen aber erfolgte der Aufenthalt der Gesandten zu Konstantinopel und ihre

¹⁾ Cod. Corb. u. Bell. s. Patrologiae tom. LXXI. accurate J. P. Migne, Par. 1858. Greg. Tur., Hist. Fr. Lib. IV, 39 (al. 33).

²⁾ Cod. Colb. und Bec.

Rückkehr vor der Vollendung der Medarduskirche zu Soissons, und es konnte daraus immerhin eine Einwirkung auf diesen Bau hervorgehen, welche jener Tradition ihre Entstehung gab. Entweder bezieht sich der Vergleich lediglich auf die künstlerische Ausstattung, welche in byzantinischer Technik, vielleicht selbst durch byzantinische Kräfte hergestellt worden sein mag, oder es liegt ihm eine tiefere Beziehung zu Grunde. Es konnte leicht geschehen, dass in der populären Tradition der bestimmte Bezug von Monument zu Monument allmählig verloren ging, während die allgemeine Vorstellung eines byzantinischen Einflusses haften blieb und sich bei dem Bedürfnisse eines Namens an dem berühmtesten Werke Justinian's, der Sophienkirche, fixirte. Wir kennen ja das andere Bauwerk, welches durch ihn eine theilweise Umgestaltung und neuen Schmuck erhielt und welches durch seine Kreuzform und seine Bestimmung als Begräbnisskirche dem Bau zu Soissons näher stand. Immerhin dürfen wir die Sage als einen allgemeinen Hinweis auf die Richtung gelten lassen, aus welcher die frühe Bauthätigkeit der Merowinger ihre lebendigen Einwirkungen empfing.

Wir lernten zwei Kirchenbauten fränkischer Könige aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts kennen, für deren einen die reine Kreuzform durch die Nachrichten verbürgt, für den anderen durch Gründe hoher Wahrscheinlichkeit nahe gelegt ist; beide waren königliche Gruftkirchen und dürfen nicht ausser Zusammenhang mit den früher betrachteten kreuzförmigen Kirchen gesetzt werden. Dabei kommt dem Pariser Bauwerke die grössere Bedeutung zu; es war die hervorragendste unter den Begräbnisstätten des merowingischen Königshauses und behielt diese Bedeutung bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts. Bouillart ¹⁾ nennt folgende Mitglieder der königlichen Familie, welche daselbst ihr Begräbniss fanden: Childebert, seine Gemahlin Ultrogotha und ihre Töchter und einzigen Kinder, Chrodesinde und Chrotberga; Charibert I. († 568); Chilperich I. († 584), seine Gemahlin Fredegunde und deren Söhne Merowich und Chlodwig; Chlothar II. († 628) und seine Gemahlin Bertrud; der ermordete Childerich II. († 673), seine Gemahlin Belihilde und ihr ebenfalls ermordeter Sohn Dagobert wurden im Jahre 674 durch Audoënus, den Bischof von Rouen, in ihr bestattet. Auch Dagobert I. hatte sie in seinem Testamente vom Jahre 637 ²⁾ zu seinem Begräbnisse

¹⁾ Bouillart l. c, p. 317.

²⁾ *ibid.*, Recueil de pièces etc. Nr. IV.

bestimmt, wurde jedoch in der von ihm erbauten Kirche des h. Dionysius (St. Denis) begraben, welche somit als die vierte der merowingischen Gruftkirchen erscheint.

Die künstlerische Ausstattung der h. Kreuz- und Vincentiusbasilika war schon durch ihren Gründer Childebert in der glänzendsten Weise vollzogen worden. Giselmars berichtet hierüber¹⁾: »den wunderbaren Schmuck dieser Kirche zu beschreiben, scheint uns überflüssig, wie sie nämlich durch Fenster ausgezeichnet und durch kostbare Marmorsäulen getragen war, in welchem Glanze die vergoldeten Lakunarien der Decke und die Wände im Schmucke goldener Bemalung schimmerten, würdig eines Hauses (aula) Christi, während das Paviment mit schöner musivischer Arbeit belegt war. Das Dach dieser Basilika aber, mit reich vergoldetem Kupfer bedeckt, flammte im Widerscheine der Sonnenstrahlen in solchem Glanze, dass der Blick des Beschauers durch den Schimmer geblendet wurde. Die Kirche wurde wegen dieser Pracht mit Recht im Munde des Volkes einst »die vergoldete Halle des Germanus« genannt (per metaphoram Inaurati Germani aula vocabatur vulgi ore).

Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers († 609), widmete dieser Kirche ein Gedicht (lib. II. carm. 11), welches er, jedenfalls in Anbetracht ihrer Bedeutung als königliche Gruftkirche und ihrer damals in Gallien ungewöhnlichen Pracht, schlechtweg »de ecclesia Parisiaca« überschrieb, was in späterer Zeit zu einer Missdeutung auf die Kathedrale Notre-Dame zu Paris Anlass gab, wie schon Mabillon andeutet²⁾.

Ist es an sich schon eine bedeutsame Thatsache, dass wir an den Anfang der fränkischen Baugeschichte ein Monument gestellt sehen, welches die reine Kreuzform besass, so muss diese Thatsache ihre volle Bedeutung erst gewinnen, wenn wir wahrnehmen, welches Ansehen diesem Bau nach seiner Bestimmung, nach seinem königlichen Charakter und nach seiner glänzenden Erscheinung in jener Zeit zu Theil wurde. Diese geschichtliche Stellung des Bauwerks ist bisher in keiner Weise gewürdigt worden, wie man aus den spärlichen, mit der späteren Entwicklung in keinen Zusammenhang gebrachten Bemerkungen zu ersehen vermag, welche sich hierüber in den deutschen Darstellungen der Bau-

¹⁾ Mabillon, Acta SS. O. Bened., Vita Droctovei, c. 10.

²⁾ Mabillon, Acta SS., vita Droctovei c. 11. Anm. c. Fortunatus hos versus inscripsit de Ecclesia Parisiaca, quo nomine primariam seu matricem Ecclesiam plerique designatam volunt.

geschichte¹⁾ vorfinden. Jede Erklärung versagt aber gegenüber der Leichtfertigkeit, mit welcher dieses wichtige Denkmal in der französischen Kunstwissenschaft selbst von berufenster Seite behandelt wurde. Viollet-le-Duc widmet ihm die einzige Bemerkung²⁾: A Paris, Childebert fit bâtir l'église Saint-Vincent (aujourd'hui Saint-Germain l'Auxerrois), que l'on désignait sous le nom de Saint-Vincent le Rond. Jede Aussage ist falsch! Die Vincentius-Basilika ist nicht St. Germain l'Auxerrois, sondern die Abteikirche St. Germain-des-Prés; sie hatte nicht Rundform, sondern Kreuzform. Es kann nicht zur Entschuldigung dienen, dass Viollet als Quelle ein Werk aus dem Jahre 1634 benützte³⁾, dessen irrigte Angabe er wiederholt; er hätte wissen können, dass sich in Paris seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine ganze Literatur über den Bau Childebert's entwickelte, welche mit Valesius und Launoïus begann, durch Mabillon fortgesetzt und durch die Monographie Bouillart's zu einem gewissen Abschlusse gebracht wurde, wobei allerdings das für den architekturgeschichtlichen Gesichtspunkt beigebrachte Material erst noch zu sichten blieb. Aber Viollet kannte doch Bouillart's Werk, dessen er sich an anderen Stellen seines Dictionair bedient, obwohl es den Anschein hat, als ob er nur fremde Citate wiederhole. Unter diesen Umständen konnte er denn auch nicht zu einer wahren Herleitung der kreuzförmigen Basilika gelangen und blieb an der alten Erklärungsweise durch die römische Basilika haften⁴⁾.

Wir konnten schon von unserer bisherigen Betrachtung der Kirche Childebert's ein Element nicht völlig fern halten, welches sich sehr frühzeitig mit ihrer Geschichte verflocht und eine wichtige, ja entscheidende Stellung in dem Gange unserer Untersuchung zu beanspruchen hat: das klösterliche Element. Schon kurz nach ihrer Vollendung und dem Tode ihres Gründers erscheint sie als das, was nach dem Niedergange der merowingischen Dynastie ihre vorwiegende Bedeutung bildete: als Abteikirche des Klosters St. Germain-des-Prés. Dieses Kloster war eines der ältesten und angesehensten des fränkischen Reiches und des Benediktiner-Ordens; als älteste Urkunde desselben ist uns von Bouillart

¹⁾ Schnaase a. a. O. Bd. III. S. 559 Anm. 1. Bd. IV. S. 198 Anm. 2; S. 565. Kugler, Bd. II. S. 220.

²⁾ Dictionnaire raisonné etc.; tome I. p. 216.

³⁾ Le théâtre des antiquités de Paris, par J. Dubreul, Paris 1634, liv. III.

⁴⁾ Viollet-le-Duc, l. c., tom. IX. Artikel transsept, p. 216—239.

das Privilegium aufbewahrt, welches ihm durch seinen Stifter, den h. Germanus, Bischof von Paris (555—576), am 12. September 565, also sieben Jahre nach Childebert's Tode, ertheilt wurde¹⁾. Es wird demnach die Zeit zwischen der Einweihung der Kirche, welche nach Bouillart am 23. December 558²⁾ gleichzeitig mit der Beisetzung des Königs erfolgte, und der Ertheilung des Privilegiums für die Errichtung des Klosters in Anspruch zu nehmen sein. Mabillon freilich, der ebenso wie Bouillart Mönch von St. Germain-des-Prés war, betrachtete es als eine erwiesene Thatsache, dass Kirche und Kloster gleichzeitig entstanden und erstere von ihrem Ursprunge an Klosterkirche gewesen sei. Ohne der Sache eine eigene Untersuchung zu widmen, stützt er sich hiebei lediglich auf die Autorität des Hadrian Valesius, königlichen Historiographen zu Paris, welcher um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts über diesen Gegenstand geschrieben und mit dem Pariser Theologen Joh. Launoius einen lebhaften Streit geführt hatte. Da Mabillon's, in vielen Dingen so wohl begründete Autorität auch nach dieser Seite hin noch bei neueren Schriftstellern, wie Binterim³⁾, massgebend wirkte, so ist es zur Begründung unseres eigenen Standpunktes unerlässlich, wenigstens die wesentlichen Momente jenes Streites in Kürze anzudeuten.

Valesius hatte in seiner Schrift: *Disceptatio de basilicis quas primi Francorum Reges condiderunt, an ab origine monachos habuerint*, Paris 1657, die Ansicht aufgestellt, dass die ältesten, von den fränkischen Königen erbauten Basiliken, darunter vor Allen die Vincentiusbasilika zu Paris und die Medardusbasilika zu Soissons, von Anfang an mit Mönchen besetzt gewesen seien. Johannes Launoius, Priester und Doktor der Theologie an der Sorbonne, bestritt diese Behauptung mit Entschiedenheit in einer Gegenschrift: *J. Launoi Parisiensis Theologi iudicium de Hadr. Valesii disceptatione quae de basilicis inscribitur etc.* Paris 1658, worauf Valesius in einer Vertheidigungsschrift: *Disceptationis de basilicis defensio*, Paris 1660, erwiderte.

Es war nun für den Standpunkt des Valesius von vornherein ein misslicher Umstand, dass weder Gregor von Tours, noch der ihm

¹⁾ l. c. pièces justific. Nr. II.

²⁾ l. c. p. 5.

³⁾ A. J. Binterim, die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten etc. Bd. IV. Th. I. S. 24. 25.

zunächst stehende anonyme auctor rerum Francicarum, noch Fredegar die fraglichen Kirchen als Klosterkirchen bezeichnen oder von Klöstern Erwähnung thun, welche mit diesen Kirchen verbunden gewesen wären. Launoius erwiderte also dem Valesius wohl mit Recht, dass Gregor von Tours die Medarduskirche dreimal basilica nenne, ohne eines Klosters zu erwähnen; ebenso nenne er die Vincentiusbasilika fünfmal basilica, niemals monasterium, der anonyme Autor fünfmal basilica, nie monasterium, Fredegar im Epitome und im Chronicum S. Vincentii zweimal basilica und niemals monasterium, während doch dieselben Schriftsteller den Ausdruck monasterium häufig gebrauchten und jene Kirchen, welche Klosterkirchen waren, gewöhnlich auch monasteria nannten. Er schliesst seine Schrift mit der Folgerung, dass damals die Vincentiuskirche noch nicht Klosterkirche gewesen sei, — welcher Satz freilich einer Einschränkung bedarf. Allein, insoweit der Beweis auf die bezeichnete Ausdrucksweise der ältesten fränkischen Schriftsteller gegründet werden sollte, war das Recht auf des Launoius Seite; Valesius sah sich darauf angewiesen, dem Gregor von Tours und den ihm zunächst stehenden Geschichtschreibern einen eigenthümlichen Gebrauch des Wortes basilica zu vindiciren, wonach es häufig pure in der Bedeutung »Kloster« angewandt erscheine: ostendi, saepe Monasteria ab Gregorio Turonico Episcopo Basilicas dicta esse (Defensio p. 14). Hiebei wäre allerdings ohne weiteren Beisatz eine Unterscheidung kaum mehr möglich, in welchem Falle das Wort so, in welchem anders zu fassen sei. Die Unzulänglichkeit dieses Arguments fühlend, griff Valesius zu einer Spitzfindigkeit, um seinen Gegner wenigstens dialektisch zu vernichten. Launoius hatte den Grundsatz aufgestellt: monasterium potest dici basilica, seu potest dici basilica monasterii, quando monachi in basilica constituti sunt — »eine Basilika kann monasterium genannt werden, oder sie kann basilica monasterii genannt werden, wenn Mönche bei der Basilika eingesetzt sind.« Valesius verkehrte das sachlich unzweifelhafte, wenn auch einer klareren Fassung fähige Verhältniss von Subjektsbegriff und Prädikatsbegriff in diesem Satze und entblödete sich nicht der folgenden Aeusserung: Quis haec aenigmata intelligit? Monasterium potest dici basilica monasterii. Hoc est totum potest dici pars sui; corpus potest dici oculus corporis, pectusve eius venter; domus potest dici cubiculum, aut paries aut scala (Defensio p. 18)!

Aber die Unterstellung, welche Valesius dem Sprachgebrauche

Gregor's macht, wurde von späteren Schriftstellern noch in's Ungebührlige ausgedehnt. Mabillon schreibt ¹⁾: »Es ist durch Valesius in seiner Schrift über die Basiliken gegen Launoïus vollkommen erwiesen worden (*optime probatum est*), dass im sechsten und siebenten Jahrhundert bei den Galliern *basilica* immer Klosterkirchen bezeichnete, Kathedralen und Pfarrkirchen dagegen *ecclesiae* genannt wurden.« Binterim, welcher selbst Beispiele anführt, dass im neunten Jahrhundert das Wort *basilica* nicht in diesem ausschliesslichen Sinne gebraucht worden sei, sagt doch auf Mabillon's Autorität hin: »im sechsten und siebenten Jahrhundert hatte, besonders in Frankreich, das Wort *basilica* eine engere Bedeutung angenommen und wurde nur von den Klosterkirchen gebraucht,« und weiterhin: »gewiss ist es, dass Gregor von Tours, Karl der Grosse und Flodoard in dem angegebenen Sinne es gebrauchen.«

Abgesehen davon, dass die beiden zuletzt Genannten dem Valesius mehr zuschreiben, als er selbst zu behaupten wagte, so ist ein solcher Gebrauch bei Gregor keineswegs zu erweisen, wofür es hier an einem Beispiele genügen möge. In der *Historia Francorum* (Lib. II. c. 21. 22.) berichtet Gregor von dem Kloster des h. Cyriakus zu Arverna (Clermont) und erwähnt (c. 22.) die *festivitas basilicae monasterii*. Da Gregor nach Mabillon und Binterim das Wort *basilica* nur für Klosterkirchen gebrauchte, so gewinnen wir hiefür die sinnvolle Auslegung: »das Fest der Klosterkirche des Klosters.«

Mabillon's Stand erklärt seine Parteinahme; an dem Gegenstande der Kontroverse war nämlich ein wesentliches klösterliches Interesse betheiligt; es handelte sich in jenem Streite namentlich auch darum, ob diese Kirchen und die mit ihnen verbundenen Stiftungen ursprünglich und im Sinne der Stifter Mönchen oder Klerikern zukamen. So begreiflich daher Mabillon's Stellung in dieser Frage ist, so naiv erscheint Binterim's Vertrauen, wonach »Mabillon hierin gewiss als kompetenter Schiedsrichter angesehen werden kann ²⁾.«

So erscheint uns denn Valesius gegenüber den beiden letztgenannten Schriftstellern einerseits als der aufrichtigere, andererseits als der klügere, indem er sich nicht mit dem so zweifelhaften sprachlichen Beweise begnügte, sondern im Kloster St. Germain-des-Prés, wo ihn vermuthlich Mabillon kennen lernte, nach urkundlichen Beweis-

¹⁾ Opp. posthuma. Par. 1724. T. II. p. 325. vgl. *Annales*, I. lib. V, 28. VII, 7.

²⁾ I. c. S. 25.

stücken forschte. Wir betreten, ohne uns weiter um den Schutt zu bekümmern, welchen jene älteren Autoren um diese Frage anhäuften, denselben Weg und fügen in dem Anhang am Schlusse dieser Schrift zwei Dokumente bei, deren erstes, nämlich die Stiftungsurkunde Childebert's vom 6. December 558, wir der Urkundensammlung Bouillart's in seiner schon mehrfach citirten Monographie des Klosters St. Germain-des-Prés entnehmen und seinem vollständigen Wortlaute nach wiedergeben; das andere ist die Biographie des Droktoveus, ersten Abtes des Klosters, deren sich auch Valesius (*Defensio* p. 95—97) bediente und welcher wir weiter oben bereits so werthvolle Aufschlüsse verdankten. Wir beschränken uns indessen darauf, dieses interessante Dokument nach seinen Argumenten und seinem Wortlaute nur soweit wiedergeben, als es unser Zweck erfordert (s. Anhang Nr. I und II).

Wir fassen in Kürze die wesentlichen Gesichtspunkte zusammen, welche uns durch dieses urkundliche Material geboten werden.

Nach Giselmar's Darstellung¹⁾ begann oder beschleunigte Childebert den Bau seiner Kirche nach der Rückkehr aus Spanien im Jahre 543. Diese Angabe des alten, von den Gesichtspunkten der späteren Kontroverse noch nicht befangenen Mönches besitzt die grösste Wahrscheinlichkeit. Mabillon freilich setzt den Beginn des Baues in das Jahr 555²⁾, Bouillart sogar nicht vor das Jahr 556³⁾, so dass die Vollendung kaum zwei Jahre in Anspruch genommen hätte. Wir müssen dies nicht blos nach den damaligen Bedingungen der Bauausführung für eine Unmöglichkeit erklären; die Herstellung eines solchen Baues von den Fundamenten bis zu seiner letzten prunkvollen Ausstattung erforderte weit längere Vorbereitungen. Die Worte der Stiftungsurkunde: *Ego Childebertus Rex una cum consensu et voluntate Francorum et Neustrasiorum et exortatione sanctissimo Germano (sic!) Parisiorum urbis pontificis vel consensu episcoporum coepi construere templum* — fassen wir nur in dem Sinne, dass Germanus, welcher erst im Jahre 555 Bischof von Paris wurde, den König in der Ausführung des Werkes bestärkte und aneiferte, wobei wir davon ganz absehen, dass die Stiftungsurkunde von Launoius⁴⁾ gerade hinsichtlich

¹⁾ s. Anhang Nr. II. c. 8. 9.

²⁾ Mabillon, *Ann.* t. I. lib. V. c. 41. 42.

³⁾ Bouillart, l. c. p. 4.

⁴⁾ *Assertio inquisition.* in *Chart. B. Germani* P. IV, 5. *Opera Launoia*, T. III. p. 318.

dieser Worte, aber auch von Cointius¹⁾, Pagius²⁾, Papebrochius und Anderen in ihrer Echtheit angezweifelt wurde. Was die Annahme Mabillon's und Bouillart's betrifft, so lassen die Worte des Letzteren die Voraussetzungen deutlich erkennen, auf welchen ihre Zeitbestimmung fusst: L'édifice ne fut commencé qui environ l'an 556 et achevé en 558. Childebert fit aussi bâtir en même tems un monastere pour y mettre des religieux sous la direction de S. Germain, qui leur donna pour premier abbé son disciple saint Droctovée.

In der Stiftungsurkunde wird die Kirche als templum, aber nie als monasterium oder basilica monasterii, templum monasterii bezeichnet; ebensowenig werden die Ausdrücke monachi und abbas, sondern Deo servientes, famuli Dei, servi Dei und rectores qui ipsos regere habent gebraucht; man müsste demnach auch dem Könige einen besonderen Sprachgebrauch zuschreiben, welcher ihn sogar abhielt, in der Stiftungsurkunde eines Klosters die Ausdrücke monasterium, monachi und abbates anzuwenden. Diese Wahl der Ausdrücke, aber auch der ganze Charakter der Urkunde bezeugt, dass das Werk Childebert's nicht ein Kloster, sondern eine Stiftskirche war, welche Eigenschaft auch einer königlichen Begräbnisskirche besser entsprach. Hieran schliesst sich sodann in ganz natürlicher Folge die Bemerkung Giselmar's³⁾, dass der König den Bischof erst kurz vor seinem Tode bat, ein Kloster bei der Kirche zu errichten: supplicansque obnixe sanctissimum praesulem gregiem monastici ordinis ibidem institui — — feliciter migravit. So erscheinen denn auch bei der Einweihung der Kirche⁴⁾ weder Mönche noch ein Abt, was doch nicht statthaft gewesen wäre, wenn es sich um die Einweihung einer Klosterkirche gehandelt hätte. Da die Stiftung vollzogen, der Bau der Kirche vollendet war und Germanus als ersten Abt den Droktoveus einsetzte, welcher schon vor seiner Erhebung zur Bischofswürde sein Schüler gewesen war⁵⁾, so konnte dessen gleichzeitige Einführung keine Schwierigkeit bereiten. Es scheinen aber zur Zeit der Einweihung überhaupt noch keine klösterlichen Einrichtungen vorhanden gewesen und solche erst binnen der sieben Jahre getroffen worden zu sein, welche zwischen dieser und der Ertheilung des Privilegiums vom 12. September

¹⁾ Annales eccl. Francorum, ad ann. 558.

²⁾ Bei Baronius, Annales eccles., ad ann. 561 n. 8.

³⁾ s. Anhang Nr. II, c. 12.

⁴⁾ ibid. c. 13.

⁵⁾ ibid. c. 14.

565 verflossen. Dieser Zeitraum entspricht auch dem Erfordernisse eines Klosterbaues zu jener Zeit, wie wir denn wissen, dass die Herstellung des Klosters Glanfeuil durch den h. Maurus acht Jahre (543—551) in Anspruch nahm¹⁾. Endlich ist noch zu beachten, dass die Gewährung eines Privilegiums erst durch den Bischof geschah, während Childebert dem in Gemeinschaft mit Aurelianus bei Arles errichteten Kloster selbst ein solches bei dem Papste Vigilius erwirkt hatte²⁾ und noch am Ende des Jahres 556 mit Papst Pelagius im brieflichem Verkehr stand.

Ausser diesen, durch die Urkunden gelieferten Gesichtspunkten, verdient noch die architektonische Seite des Unternehmens Beachtung. Das von Childebert bei Arles erbaute Kloster hatte — *pro more illorum temporum* — zwei Kirchen erhalten, eine Hauptkirche und eine Begräbnisskirche; das Kloster des h. Maurus besass sogar vier Kirchen. Und der König hätte sich bei einem klösterlichen Bau an dem Orte seiner Hofhaltung mit der Errichtung einer einzigen Kirche begnügt? Und während wir zwar auf die Analogie der Pariser Kirche die Vermuthung stützen dürfen, dass die zweite Kirche des Klosters bei Arles, welche unter Childebert's Mitwirkung erbaut, dem h. Kreuze geweiht und dem Begräbnissdienste gewidmet war, gleich jener eine kreuzförmige Gestalt besass, so ist uns durch die Geschichte doch kein Beispiel überliefert, dass vor der Entstehung des Klosters St. Germain-des-Prés die reine Kreuzform bei klösterlichen Hauptkirchen Anwendung fand. Diese erscheint den Bedürfnissen der klösterlichen Riten weit weniger entsprechend, als die Form der Basilika, wie wir sie bei der Betrachtung der casinensischen Kirchen antrafen, wie sie bei der Gründung des h. Maurus zur Anwendung gekommen sein mag, und wie sie überhaupt wohl unter der Einwirkung römischer Tradition bis zu jener Zeit hin die übliche sein mochte.

Die Gesammtheit der angeführten Momente berechtigt uns zu dem Schlusse, dass die h. Kreuz- und Vincentiusbasilika bei Paris anfänglich nicht Klosterkirche war, dass sie vielmehr ihre Form der ursprünglichen Bestimmung als königliche Begräbnissstätte verdankte, welche vorwiegende Bedeutung ihr, gemäss den oben gegebenen Daten, auch bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts verblieb. In diesem Umstande findet der Sprachgebrauch Gregor's von Tours und der ihm zunächst

¹⁾ Mab. Ann., t. I. lib. V. c. 34.

²⁾ ibid. t. I. lib. V. c. 47.

stehenden fränkischen Geschichtschreiber seine volle Rechtfertigung. Das ihr durch Germanus allerdings schon wenige Jahre nach ihrer Vollendung angefügte Kloster hatte einen accessorischen Charakter, sodass ihr die Bezeichnung *monasterium* oder *basilica monasterii* nach ihrer hauptsächlichlichen Bedeutung nicht zukommen konnte. Indem sie jedoch den Anlass zur Entstehung jenes Klosters bot und dessen glanzvollen Mittelpunkt bildete, vollzog sich die Erhebung der reinen Kreuzform zur Bedeutung eines typischen Bestandtheiles klösterlicher Hauptkirchen.

Die reine Kreuzform ist indessen nicht diejenige Gestalt, welche uns bei späteren Klosterbauten hinsichtlich der Hauptkirchen als die normale begegnet; wir besitzen auch keinen genügenden Anhalt zu der Annahme, dass unter unmittelbarer Einwirkung des Vorbildes von St. Germain-des-Prés diese besondere Form für klösterliche Hauptkirchen zur Anwendung gekommen wäre, wogegen sich, wie bereits angedeutet, praktische Bedenken erheben mochten. Unter diesen Gesichtspunkten verdient eine Nachricht besondere Beachtung, nach welcher der Bau Childebert's kaum zwanzig Jahre nach seiner Vollendung eine Veränderung erfuhr. Die Nachricht ist uns in dem Testamente des Bischofs Bertram von Le Mans (*Cenomannum*), eines Schülers des h. Germanus, erhalten und lautet: »*Basilicae domni et peculiaris patrini mei Germani episcopi, qui me dulcissime enutrivit et sua sancta oratione ac si indignum ad sacerdotii honorem perduxit, si supersistit in basilica domni Vincentii, ubi sanctum ejus corpusculum requiescit, dono inibi in honore sepulturae suae villam Bobanae, quae est in territorio Stampense super fluvio Colla, quam mihi gloriosus dominus Chlotharius rex suo munere contulit, ut si semper corpus ejus in basilica nova, quam inclytus Chilpericus quondam rex construxit, si convenerit ut inibi transferatur, villa ipsa, ubi semper ejus corpus fuerit, semper ibi deserviat, et ipse sanctus pontifex pro meis facinoribus deprecari dignetur*¹⁾«.

Mabillon bemerkt hiezu²⁾: »Aus dem Vorausgegangenen ergibt sich, dass die Basilika des h. Vincentius durch König Chilperich, welcher nebst der Königin Fredegunde in ihr bestattet ist, erneut wurde,« — und weiterhin³⁾: »dass die Basilika des h. Vincentius in der Nähe der

¹⁾ Mabillon, Ann. t. I. lib. VI, c. 69. ad. ann. 577.

²⁾ ibidem.

³⁾ ibid. lib. VII, c. 30.

Stadt Paris von ihm in neuer Form wiederhergestellt worden sei (in novam formam restitutam fuisse). Bouillart¹⁾ ging weniger leicht über diese alte Notiz hinweg und meinte: »es ist ziemlich schwierig, zu glauben, dass die ungefähr zwanzig Jahre früher durch Childebert erbaute Basilika des h. Vincentius so bald (577) zerstört gewesen sei« — il est assez difficile de croire que la basilique — — — eût été si-tôt détruite. Wir schliessen uns der Meinung Bouillart's, wonach es sich nicht um einen völligen Neubau handeln konnte, durchaus an und glauben, dass die Veränderung, welche Chilperich an der Kirche vornahm, nicht in dem baulichen Zustande derselben, sondern in einem erweiterten Raumbedürfnisse ihre Begründung gefunden habe. Childebert hatte die Kirche zu seinem eigenen und seiner Familie Begräbnisse erbaut; da er keinen Sohn hatte, so war von ihm jedenfalls auch nicht eine umfassendere Benützung des Baues als Gruftkirche in Aussicht genommen, als sie seine eigene, wenig zahlreiche Familie erforderte, und wir haben oben bereits angeführt, dass ausser ihm noch seine Gemahlin und seine beiden Töchter daselbst bestattet wurden. Aber schon sein Neffe Charibert I., Chlothar's Sohn, gab dieser Kirche behufs seines Begräbnisses den Vorzug vor der Medarduskirche zu Soissons, welche sein Vater erbaut hatte; er wurde ebenfalls hier im Jahre 568 bestattet. Im Jahre 576 fand auch der h. Germanus, seinem Wunsche gemäss²⁾, in der an die Südseite des Portales der Vincentiusbasilika sich anschliessenden Kapelle des h. Symphorian sein Begräbniss, und da nun Chilperich ebenfalls diese Kirche zum Begräbnisse für sich, seine Gemahlin und seine Söhne bestimmte, so mochte sie allerdings diesem erweiterten Bedürfnisse nicht mehr genügen. Es ist um so mehr zu beklagen, dass die alten Nachrichten dem Bedürfnisse der baugeschichtlichen Forschung so wenig entgegenkommen, als die Vermuthung nicht ungegründet ist, dass die Erweiterung dieser Kirche durch Chilperich jenen Vorgang in sich schliesst, welcher die unseren Gegenstand bildende Form zum ersten Male zur Erscheinung brachte. In einem freilich beträchtlich späteren Neubau erscheint nämlich diese Kirche als kreuzförmige Basilika, und es lassen sich in dieser neuen Gestalt noch immer die Elemente des alten Childebert'schen Baues erkennen. Wir fassen deshalb, um die Baugeschichte dieses Denkmals, soweit sie unsere Frage

¹⁾ Histoire de l'abbaye royale etc. p. 9. ad ann. 577.

²⁾ s. Anhang Nr. II. c. 13.

betrifft, zu einem gewissen Abschlusse zu bringen, den Neubau des Abtes Morard (996—1014) noch in's Auge. Nachdem die Kirche in der Jugendzeit Karl's des Grossen noch eine hervorragende Bedeutung sich bewahrt hatte, erfuhr sie im Laufe des neunten Jahrhunderts durch die Normannen mehrfache Zerstörungen und Plünderungen, deren beide letzten, 853 und 886, mit Bränden verbunden waren¹⁾. Die stattgehabten Reparaturen waren nur oberflächlicher Natur und so fasste Abt Morard, welcher überhaupt als Regenerator des zu seiner Zeit in tiefem Verfall liegenden Klosters erscheint, den Entschluss, die Kirche abzutragen, und von ihren Fundamenten an wiederaufzubauen, — *il resolut de l'abattre entierement et de la rebâtir depuis ses fondemens*²⁾. Als neue Zuthat des Abtes erscheint wohl der massige Thurm über dem grossen westlichen Portale³⁾, welcher sich nebst den wesentlichen Bestandtheilen des Morard'schen Baues noch innerhalb der Veränderungen späterer Bauperioden erhalten hat⁴⁾. Wir geben nach der Darstellung bei Bouillart⁵⁾ den Grundriss auf Taf. VIII. Fig. 6 wieder, insoweit er dem Bau des elften Jahrhunderts entstammt; hiebei lassen wir den ausgedehnten östlichen Chor, welcher um Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut und 1163 geweiht wurde, entfallen.

Während wir von dem merowingischen Bau wissen, dass er marmorne Säulen besass, wie Giselmar und Venantius Fortunatus⁶⁾ allerdings ohne nähere Angabe ihrer Disposition berichten, erscheint der Bau Morard's als eine kreuzförmige Pfeilerbasilika⁷⁾. Der Abt, welcher der Unterstützung des Königs Robert⁸⁾ bedurfte, um die Kirche nur wieder dem Bedürfnisse seines gesunkenen Klosters entsprechend herzustellen, konnte freilich an Pracht der Ausstattung nicht mit den ersten Erbauern wetteifern. Die Gestalt der Pfeiler erfuhr aber späterhin noch Formveränderungen, da die Einwölbung dieses alten Theiles der Kirche erst bei den grossen Reparaturen im siebzehnten Jahrhundert

¹⁾ Vgl. Anh. No. II. c. 11 und Mabillon, Acta SS., saec. II. p. 255 Anm. d.

²⁾ Bouillart, l. c. p. 70.

³⁾ Bouillart, l. c.

⁴⁾ Bouillart, l. c. vgl. F. Mertens, Paris baugeschichtlich im Mittelalter. Bei Förster Allgem. Bauzeitung, Wien 1843. S. 166.

⁵⁾ Bouillart, *ibid.* Pl. 16.

⁶⁾ s. Anhang Nr. II. c. 10. 11.

⁷⁾ Vgl. Schnaase, Bd. IV. S. 565.

⁸⁾ Bouillart, *ibid.* p. 70. vgl. Guizot, Coll. des mémoires relatives à l'hist. de France, Paris 1824. t. VI. Vie du roi Robert par Helgaud. p. 359 ff.

erfolgte¹⁾. Es kann uns also lediglich die Topographie des Grundrisses beschäftigen, welche aber doch wichtige Aufschlüsse gewährt. Die eigentliche Kreuzform ist durch die Vierung, die sich ihr anschliessenden, quadratischen Kreuzarme, das Mittelschiff und dessen östliche Verlängerung jenseits der Vierung dargestellt. Der ganz eigenthümliche Umstand, dass sich von den östlichen Pfeilern der Vierung zwei Wände in geschlossener Masse in den Chorraum erstrecken, ist ein sicheres Kennzeichen, dass sie dem Morard'schen Bau entstammen; sie bildeten den Kopfbalken des Kreuzes, dessen östliche Wand bei der Anlage des grossen Chores entfernt wurde. Wir ergänzen daher durch punktirte Linien diejenige Form, welche der ersten kreuzförmigen Anlage eignen mochte, bezüglich deren über das Vorhandensein einer Apsis nichts berichtet wird, während eine solche allerdings dem Morard'schen Bau nicht fehlen mochte.

Auf der Südseite des grossen westlichen Thurmes und des Hauptportales der Kirche befindet sich das Oratorium des h. Symphorian (a) und in ihm das Grab des h. Germanus (c) mit der Inschrift²⁾: *Hic primo fuit tumulatus Sanctus Germanus*. Da indessen die Kapelle in den Jahren 1619 und 1690 beträchtliche Veränderungen erfuhr, mag die Inschrift für diese Stelle des Grabes keine Geltung mehr besitzen. Das Abhandensein des in den ältesten Urkunden erwähnten Oratoriums des h. Petrus auf der nördlichen Seite des Einganges (Bouillart ergänzt es, wie wir bei b im Grundrisse andeuten) lässt uns vielmehr vermuthen, dass beide Oratorien ursprünglich von geringerer Ausdehnung waren, wie wir bei α und β andeuten, und dass sich ihre Zugänge bei γ befanden, welche durch den Thurmbau Veränderungen erlitten; in dem nördlichen Raume β dürfte sich demnach das Oratorium des h. Petrus wenigstens seiner Substanz nach erhalten haben, während dasjenige des h. Symphorian in Folge der Verehrung, welche dem dort begrabenen Titularheiligen des Klosters gezollt wurde, Vergrösserungen erfuhr. In der Situation des Portales und der Oratorien am Ende des westlichen Armes dürfen wir ein Motiv erkennen, welches schon durch den ursprünglichen Childebert'schen Bau überliefert war.

Obwohl nun die Grabinschrift des Abtes Morard, auf welche Bouillart hauptsächlich seinen Bericht über dessen Neubau zu gründen

¹⁾ Bouillart, *ibid.* p. 237. ad ann. 1644. Martens a. a. O. S. 166.

²⁾ Bouillart *l. c.* p. 284.

scheint, mit ihrem Wortlaute ¹⁾: »Morardus bonae memoriae Abbas, qui istam ecclesiam a paganis ter incensam evertens a fundamentis novam reaedificavit turrim quoque et signa multaque alia ibi« — keinen Aufschluss darüber gewährt, in wie weit sich der Neubau der Elemente der Chilperich'schen Anlage bediente, so ist es doch eine Reihe von Umständen, welche für die Wiederherstellung des Baues nach Massgabe, wohl selbst mit Benützung der alten Fundamente spricht. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Brandschäden des Oberbaues eine zerstörende Wirkung bis in die Fundamente geübt hätten, und wenn dies nicht der Fall war, wäre eine Legung völlig neuer Fundamente unnütz und einer rationellen Bauführung zuwider gewesen; um so mehr, als es sich um eine Vergrösserung des Baues nach den damaligen Verhältnissen des Klosters nicht handeln konnte; im neunten und zehnten Jahrhundert verringerte sich unter der Misswirthschaft einer Reihe weltlicher Aebte (Stiftsherren) sogar der Besitzstand der Stiftung und Abt Waldo führte um 960 erst wieder die klösterliche Norm ein ²⁾. Auch mochten einer völligen Dislokation der alten Königsgräber, deren Mehrzahl noch bei den Reparaturen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts vorgefunden wurde, doch Bedenken im Wege stehen. Die formalen Analogien aber, welche der Morard'sche Bau durch die einfachen Verhältnisse seiner Kreuzanlage und durch die Situation des Oratoriums des h. Symphorian mit der Vorstellung gewährt, welche wir den Berichten über den ältesten Bau entnehmen können, lassen uns ohne Bedenken zu dem Schlusse gelangen, dass der Bau des elften Jahrhunderts die wesentliche Gestalt der Chilperich'schen Anlage hinsichtlich des Grundrisses wiedergibt, und dass der, an sich nicht völlig bestimmte Sinn der Worte der Grabinschrift: istam ecclesiam — incensam — reaedificavit — in der engeren Bedeutung eines Wiederaufbaues zu fassen ist.

Demnach erscheint uns die Erweiterung der Kirche durch Chilperich im Jahre 577 als eine Weiterbildung der ursprünglichen reinen Kreuzform im Sinne der kreuzförmigen Basilika, wobei der westliche Kreuzarm vielleicht eine Verlängerung erfuhr, aber die Anlage des Portals und der beiden Oratorien am Ende dieses Armes nach Massgabe des Childebert'schen Baues erfolgte. Wir geben nach diesen

¹⁾ s. Bouillart, p. 71. ex Chron. ms. s. German. ad ann. 1014.

²⁾ ibid. p. 70. ad ann. 960.

Anhaltspunkten auf Taf. IX. zwei Darstellungen, deren eine (Fig. 1) dem Bestande der Kirche nach ihrer ursprünglichen Anlage von den Jahren 543—558, die zweite (Fig. 2) der Umwandlung durch Chilperich vom Jahre 577 in den allgemeinen Zügen entsprechen dürfte.

Es liegt uns nun fern, für diese letztere Betrachtung eine andere Geltung in Anspruch zu nehmen, als sie durch ihren hypothetischen Charakter bedingt ist. Wir greifen vielmehr, um für unsere fernere Untersuchung eine sichere Grundlage zu besitzen, auf die historisch feststehenden Thatsachen zurück, welche sich aus unserer bisherigen Betrachtung ergaben. Wir fanden, dass um die Mitte des sechsten Jahrhunderts an dem hervorragendsten der fränkischen Königssitze und an einem königlichen Bau die reine Kreuzform zur Anwendung kam, dass dieser Bau in jener Zeit einen hohen Ruhm genoss; zur Verbreitung dieses Ruhmes im ganzen fränkischen Reiche konnte bereits der Akt der Einweihung beitragen, an welchem nach Giselmar's Bericht ¹⁾ die Bischöfe von Lyon, Chalons, Névers, Orleans, Chartres und Le Mans theilnahmen; dieser Ruhm wird bestätigt durch die populäre Bezeichnung des Baues als die »goldene Halle des Germanus« und durch das Lobgedicht, welches ihm der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, widmete und welches ihn mit dem Tempel Salomo's vergleicht. Wir fanden, dass diese Kirche unter den Begräbnisstätten der merowingischen Könige bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts die bedeutendste Stellung einnahm. Alle diese Umstände lassen uns ein Bauwerk erkennen, welches die Eigenschaften besass, um auf die früheste Entwicklung der fränkischen Baukunst einen massgebenden Einfluss auszuüben und den ihm eigenen Formelementen eine weite Verbreitung zu gewähren. Wir fanden, dass dieser Bau schon kurze Zeit nach seiner Vollendung zum Mittelpunkt wurde, an welchen sich eines der ältesten und angesehensten der fränkischen Klöster anschloss, wodurch die Kreuzform in dem architektonischen Formenbestande klösterlicher Anlagen eine Bedeutung gewann, welche sie vorher nicht besessen hatte. Endlich fanden wir, dass diese Kirche schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Vollendung eine Umgestaltung erfuhr, über deren Charakter wenigstens die Gewissheit besteht, dass er nur innerhalb einer Entwicklung von der reinen Kreuzform zu der kreuzförmigen Basilika beschlossen sein kann. Sollte auch der Umbau Chilperich's die Form der

¹⁾ s. Anhang Nr. II. c. 13.

kreuzförmigen Basilika noch nicht zu der klaren und typischen Ausprägung gefördert haben, wie sie der Bau Morard's zeigt, so beeinträchtigt dies die Stellung des Bauwerks in keiner Weise, da unsere ganze Untersuchung der Feststellung eines Entwicklungsganges gewidmet ist, welcher sich nicht nothwendigerweise an die Baugeschichte des einen Monuments zu knüpfen hat, von welchem er seinen Ausgang nahm.

Nachdem wir so den sicheren Ausgangspunkt jener Entwicklung gewonnen haben, wird der Vorgang der typischen Festsetzung und der Erhebung des kreuzförmigen Basilikenschema's zu normaler Geltung für die Bauthätigkeit der Benediktiner in der frühesten Entwicklungsgeschichte ihres Klosterwesens von der Gründung von St. Germain-des-Prés bis zu jenen späteren bedeutenden fränkischen Klöstern zu suchen sein, auf welche wir durch die Betrachtung des Bauplanes von St. Gallen zurückgewiesen wurden. Die wesentlichen Gesichtspunkte werden wir hiebei in der Bethätigung der neustrasischen Könige und der Grossen des Pariser Hofes bei der Gründung jener Klöster und in dem Widmungsverhältnisse ihrer Kirchen zu dem Heiligen- und Märtyrerkulte des Klosters St. Germain-des-Prés finden müssen; sie bieten uns meist die einzigen Anhaltspunkte, da die Nachrichten aus jener Zeit hinsichtlich der architektonischen Gestaltungen leider nur zu dürftig sind; sie bieten uns aber auch dann, wenn wir zu bestimmteren architektonischen Vorstellungen zu gelangen vermögen, erst die allgemeine geschichtliche Grundlage, auf welcher die baugeschichtlichen Erscheinungen ihre völlige Begründung finden können.

Die früheste Geschichte des Benediktiner-Ordens, die erste Ausbreitung der casinensischen Riten von Glanfeuil ist in Dunkel gehüllt. Wir beachteten früher bereits den Widerwillen des Königs Childebert gegen das Werk des h. Maurus; die erste Gunst erfuhr er, wie erwähnt, durch den austrasischen König Theudebert I. und dessen Sohn Theobald. Der Ausbreitung der benediktinischen Regel in den austrasischen Gebieten musste dies zu statten kommen, und ein Anzeichen hiefür gewährt die Nachricht, dass der erste Abt des Klosters S. Medard zu Soissons, Daniel, ein Schüler des h. Maurus war ¹⁾. Das Kloster St. Germain-des-Prés zu Paris war anfänglich der Regel des h. Antonius und Basilius unterworfen. Es begann seinen Einfluss nach aussen

¹⁾ Mabillon, Ann. t. I. lib. V. c. 28.

bald zu üben. Bereits im Jahre 586 war die Stadt Le Mans auf allen Seiten von Klöstern umgeben ¹⁾; unter diesen befand sich ein Kloster S. Vincentii, im Jahre 572 durch den Nachfolger des Innocentius, Bischof Domnolus, gegründet, welcher den h. Maurus zuerst aufgenommen hatte; Germanus war sein Freund und weihte das Kloster. Bertram, der Schüler des Germanus, aus dessen Testamente wir oben eine Stelle anzuführen hatten, gründete im Jahre 586 zu Ehren seines Lehrers ein Kloster S. Germani und ein anderes S. Crucis. Obwohl wir über die architektonische Beschaffenheit dieser Klöster nichts wissen, ist doch die Einwirkung des Pariser Klosters offenbar. Welchen Einfluss die benediktinische Regel des nicht entlegenen Glanfeuil hier gewann, ist nicht zu ermitteln. Dass er im Allgemeinen bereits beträchtliche Fortschritte machte, so lange Maurus noch lebte, bezeugt der Cluniacenser Odilo im Leben des Maiolus ²⁾. Gegen Ende des sechsten und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hatte sich diese Norm bereits bis zu den Vogesen verbreitet. Ihre Aufnahme in dem Pariser Kloster St. Germain-des-Prés wird in das siebente Jahrhundert gesetzt ³⁾. In dem burgundischen Kloster Luxeu erfolgte, wie wir oben schon erwähnten, im Jahre 625 ihre Vereinigung mit der Regel des h. Kolumban, und Mabillon bemerkt, dass fast alle unter Mitwirkung des fränkischen Königshauses im siebenten Jahrhundert gegründeten Klöster, so namentlich Corbie, Fleury, Gemeticum, Fontanellum, das Nonnenkloster S. Maria zu Soissons und andere, nach dieser vereinigten Regel eingerichtet wurden ⁴⁾. Im achten Jahrhundert hatte die benediktinische Regel die älteren allenthalben vollständig verdrängt, so dass man sich ihrer kaum mehr erinnerte ⁵⁾.

Da es die vereinigte Regel von Luxeu ist, unter welcher die Begründung des deutschen Klosterwesens vor sich ging, so wenden wir unsere Betrachtung denjenigen fränkischen Klöstern zu, welche unter ihrem Einflusse entstanden. Nach der Angabe des Jonas ⁶⁾ kam Kolum-

¹⁾ Mabillon, Ann. t. I. lib. VII. c. 37. lib. VI. c. 45.

²⁾ Mabillon, Acta SS. saec. I. Praefatio, c. 64.

³⁾ Bouillart l. c., préface.

⁴⁾ Mabillon l. c., cap. 67.

⁵⁾ Capitulare Interrog. ad Episcopos et Abbates, Interrog. XII. t. II. Concilia Gall. p. 261. s. Mab. Acta SS. Praefatio c. 65.

⁶⁾ Mabillon, Acta SS., saec. II. Vita S. Columbani abb. auctore Jona, c. 12. Pervenit ergo fama Columbani Sigiberti Regis ad aulam, qui eo tempore duobus Regnis Austrasiorum Burgundionumque inclytus regnabat Francis.

ban um das Jahr 575 nach Gallien, also zu der Zeit, als die Medarduskirche zu Soissons eben vollendet sein mochte und die Kirche Childeberts bereits ihren Einfluss auf die klösterliche Architektur üben konnte. Dass Kolumban aus Hibernien irgend welche baukünstlerischen Elemente in das Frankenreich mitbrachte, welche jenen beiden Bauten auch nur einigermaßen ebenbürtig gewesen wären, ist schon deshalb völlig unwahrscheinlich, weil man sich in Britannien noch hundert Jahre später genöthigt sah, aus dem Frankenreiche Werkleute herbeizuholen, um den herkömmlichen Holzbau mit einem kunstvolleren Steinbau zu vertauschen. Auch ist von eigenthümlichen Leistungen der irischen Mönche sowohl in Gallien als in Deutschland hinsichtlich der architektonischen Ausstattung ihrer Klostergründungen nichts überliefert. Wohl aber bedurfte Kolumban der Erlaubniss und der Unterstützung des austrasischen Hofes, um sein Kloster in den Vogesen (Luxeu) errichten zu können. Er begab sich nach Soissons, wo der Erbauer der Medarduskirche, Sigebert, seinen Sitz hatte. Durch die Verwendung eines Grossen am Hofe, des Agnohald, erlangte er von dem Sohne und Nachfolger Sigebert's, Childebert II., Erlaubniss und reichliche Unterstützung (*rex . . . postulata libentissime indulget, insuper necdum petita largiri magnifice promittit*¹⁾). Agnohald schenkte ihm seine Freundschaft; er verkehrte mit ihm häufig auf seiner burgundischen Villa Honorisiacum und gewann regen Antheil für das Unternehmen des fremden Mönches, so dass er ihm im Jahre 590 seinen Sohn Agilus zur Erziehung im geistlichen Stande übergab.

Auch Theuderich II., Childebert's II. Sohn, war dem neuen Kloster und seinem Gründer gewogen und hielt sich öfters zu Luxeu auf. Als es aber Kolumban versuchte, den jungen König von seinem durch die berüchtigte Königin Brunhilde beeinflussten Lebenswandel abzuwenden, ward er ihm abhold und trat im Jahre 609 sogar mit Bewaffneten in das Kloster, um den unbequemen Sittenrichter zu entfernen. Kolumban entwich aus Burgund. Die Störung währte indessen nicht lange. Theuderich starb 613 und Chlothar II. vereinigte wiederum das gesammte Frankenreich unter seinem Scepter. Er war der Sohn Chilperich's, welcher die Vincentiusbasilika erweitert hatte, und nahm seinen Sitz zu Paris, welches nun für den so wichtigen Aufschwung des fränkischen Klosterwesens während des siebenten Jahrhunderts der Mittelpunkt

¹⁾ Mabillon, Acta SS. saec. II, Vita s. Agili abb. Resbac. c. II,

wurde. Schon im ersten Jahre seiner Regierung liess Chlothar den Kolumban durch dessen Nachfolger Eustasius, zweiten Abt von Luxeu, aus Italien zurückrufen, wo er das Kloster Bobio gegründet hatte. Aber Kolumban lehnte ab und begnügte sich, den König um seinen Schutz und seine Gunst für die von ihm gegründeten burgundischen Klöster zu bitten, was gerne gewährt wurde.

Vom Hofe Chlothar's und seines Sohnes Dagobert I. ging eine Reihe hervorragender Männer aus, an deren Namen sich eine Anzahl der wichtigsten Klostergründungen knüpft. Es ist nun für die ganze folgende Betrachtung unerlässlich, stets der Bedeutung eingedenk zu bleiben, welche in jener Zeit der Basilica S. Crucis et S. Vincentii zu Paris zukam. Ausser der Familie ihres Gründers Childebert I. und dem Könige Charibert I. hatte fast die gesamte Familie des Königs Chilperich ihr Begräbniss daselbst erhalten, denn auch Chlothar II. († 628) nebst seiner Gemahlin Bertrud war in ihr bestattet worden, und deren Sohn Dagobert I. hatte sie wenigstens zu seinem Begräbnisse bestimmt. Sie barg ferner den wunderthätigen Leichnam des h. Germanus. Hiezu gesellt sich ihr monumentales Ansehen, wofür wir die Zeugnisse oben anführten. Wenn wir sodann bei den neuen Klostergründungen ausser der Mitwirkung des Pariser Hofes auch Widmungsbezügen begegnen werden, welche auf die Pariser Kirche hinweisen, so werden wir mit Sicherheit auch auf architektonische Einflüsse der letzteren schliessen dürfen, wie uns auf einer früheren Stufe unserer Untersuchung die Verfolgung des Nazariuskultes auch in architektonischer Hinsicht zu statten kam.

Der Burgunder Faro, am Hofe Chlothar's in hoher Würde, sodann Bischof von Meaux, gründete bei dieser Stadt im Jahre 628 ein Kloster S. Crucis, später Faronis monasterium genannt ¹⁾. Der Aufenthalt des Gründers zu Paris und die Widmung der Hauptkirche des Klosters an das h. Kreuz lässt auf eine Einwirkung des Pariser Vorbildes schliessen. Der erste Abt des Klosters, Helias, war ein Mönch aus Luxeu. Ein Freund des Faro war Eligius, in vielen Künsten, besonders in der Goldschmiedkunst erfahren. Er war dem Schatzmeister des Königs Dagobert I., Bobbo, beigegeben. Bei der künstlerischen Ausstattung der von Dagobert erbauten Kirche des h. Dionysius (St. Denis), welche später in der frühesten Geschichte des sogenannten

¹⁾ Mabillon, Ann. t. I, lib. XII. c. 5.

gothischen Styles eine so bedeutsame Stellung einzunehmen berufen war, erscheint er durch Anfertigung eines grossen Kreuzes aus Gold und Edelsteinen bethätigt. An Pracht scheint die Kirche dem Bau Childebert's gleichgekommen zu sein. Sie hatte marmorne Säulen, ein marmornes Ciborium, welches wiederum durch die Hand des Eligius mit Goldschmuck und Edelsteinen geziert wurde; das Paviment war von musivischer Arbeit. Eine Einwirkung des Childebert'schen Baues wird durch die kreuzförmige Anlage der Kirche bezeugt, in welcher Dagobert — sub arcu — begraben wurde¹⁾; Mabillon bemerkt zu diesem Ausdrücke: *sic transversam crucem vocant*²⁾. Es wird ferner einer Apsis erwähnt, welcher Form wir bei der Kirche Childebert's nicht begegneten, so dass hiemit eine fortschreitende Durchdringung der reinen Kreuzform durch die Elemente der Basilika angezeigt erscheint. Ein Wunder, welches Eligius in der Vincentiusbasilika bewirkte, verschaffte ihm den Ruf der Heiligkeit³⁾. Bei Paris erbaute er auf einem ihm vom Könige Dagobert geschenkten Grunde ein Nonnenkloster. Im Jahre 631 gründete er bei der ihm ebenfalls durch Dagobert geschenkten Villa Solemniakum (Solignac) ein Kloster, dessen Hauptkirche Reliquien des Dionysius, Germanus und Medardus besass; wie dieser Umstand auf die drei kreuzförmigen königlichen Gruftkirchen hinweist, so lässt die Vertrautheit des Eligius mit den königlichen Bauten und seine eigene Mitwirkung bei der Ausschmückung der Dionysiuskirche wohl auf die Vorbilder schliessen, welche bei seinen Bauten massgebend sein mochten. Nach dem Tode des Königs (638) nahm er zu Luxeu das Mönchsgewand und erhielt im Jahre 640 die Bischofswürde von Tournay und Noyon. An letzterem Orte gründete er ein Kloster St. Martin, zu Tournay ein Nonnenkloster, welche wie seine früheren Klostergründungen der Regel von Luxeu unterworfen waren.

Ein Freund des Faro und des Eligius war Audoënus (Ouen), der Biograph des letzteren. Er war zu Soissons geboren und nahm bereits unter König Chlothar II. eine hohe Stellung ein; unter Dagobert hatte er die höchste amtliche Würde eines königlichen Siegelbewahrers inne. Im Jahre 633, als er noch dieses Amt bekleidete, gründete er das

¹⁾ Sepultus est in eadem s. Dionysii basilica sub arcu in latere dextro, Audoënus, Vita S. Eligii, lib. I.

²⁾ Mabillon, Ann. t. I. lib. XII. c. 56.

³⁾ Mabillon, Ann. tom. I. lib. V. c. 44. Audoënus, Vita S. Eligii, lib. I. c. 26.



Kloster Rebez (Resbacense) in der Diöcese von Meaux; erster Abt desselben wurde der oben schon genannte Agilus, Sohn des Agnoaldus und Schüler des Kolumban zu Luxeu. Der bauverständige Eligius leistete seinem Freunde bei dieser und seinen anderen Gründungen Beistand. Im Jahre 640 wurde er Bischof von Rouen und erscheint als solcher bei der Gründung der Klöster Fontanellum und Gemeticum mitthätig. Er stand in regen Beziehungen zu dem Pariser Hofe, namentlich zu der frommen Königin Bathildis, deren Thätigkeit für die Klöster wir noch zu beachten haben werden. Den König Childerich II., welcher nebst seiner Gemahlin Belihilde und seinem Sohne Dagobert im Jahre 673 ermordet wurde, bestattete er in der Vincentiusbasilika, — der letzte königliche Begräbnissakt in dieser Kirche, von welchem uns berichtet wird. Audoënus ist der Erste, welcher ihr die Bezeichnung Basilika des h. Germanus ertheilt ¹⁾. Er starb im Jahre 683 in der königlichen Villa Clipiakum (Clichy) bei Paris.

Wichtiger noch, als die Thätigkeit dieser Männer, ist diejenige des Hofes in dem betrachteten Zeitraume. In die Zeit der Erbauung der Kirche von St. Denis durch König Dagobert fällt die Gründung des Klosters Centula. Dagobert begab sich selbst nach dem Orte, um den h. Richarius, der in hohem priesterlichen Ansehen stand, kennen zu lernen; er erwies ihm seine besondere Gunst und trug zur Gründung des Klosters durch eine reiche Stiftung bei ²⁾. Die Gestalt, welche die dem Salvator geweihte Hauptkirche durch einen Neubau unter Karl dem Grossen erhielt, wird uns später noch beschäftigen.

Unter dem Könige Chlodwig II., dem Sohne Dagobert's, erfolgte die Gründung der drei anderen Klöster, welchen wir bereits oben eine besondere Bedeutung für die Entstehung der grossen deutschen Klöster zuschreiben mussten. Von 638 bis 640 König von Neustrien und Burgund mit der Hauptstadt Paris, erlangte Chlodwig durch den Tod seines Bruders Sigebert im Jahre 640 die Herrschaft über das gesammte Frankenreich. Mit seiner und seiner Gemahlin Bathilde Unterstützung gründete der h. Wandregisel im Jahre 648 das Kloster Fontanellum in der Nähe von Rouen im kaletischen Gau (le pays de Caux). Der schon von König Chlothar eingesetzte Präfekt dieses Gaues, der reiche Waning, vor Allen aber der Bischof von Rouen, Audoënus, leisteten

¹⁾ Mabillon, Ann. t. I. l. V. c. 44 cf. Vita S. Eligii, l. I. c. 26.

²⁾ Mabillon, Acta SS. saec. II. Vita S. Richarii. cf. Ann. t. I. l. XI. c. 60.

ihm Beistand. Letzterer vollzog die Weihe der Kirchen und Kapellen des Klosters, welches deren sechs zu jener Zeit besass¹⁾. Unter ihnen ward diejenige des h. Amantius, in einiger Entfernung vom Kloster an der Seine gelegen, von dem h. Wandregisel zu öfteren Zusammenkünften und Berathungen mit Audoënus und Filibert, dem Gründer des besonders wichtigen Klosters Gemeticum, ausersehen²⁾. Ueber die Gestalt der Bauten von Fontanellum wird uns nichts berichtet; wir hatten jedoch oben bereits Anlass, auf die Bedeutung dieses Klosters als Bauschule hinzuweisen, und erinnern hier daran, dass die Hypothese Mabillon's einen seiner Aebte mit der Entstehung des Bauplanes von St. Gallen in Verbindung bringt.

Ehe wir uns der wichtigsten unter den Nachrichten über jene alten Klöster zuwenden, möge es gestattet sein, eine ergänzende Notiz zu der Geschichte des ebenfalls weiter oben schon erwähnten Klosters Corbie bei Amiens einzuschalten. Dasselbe wurde, wie wir aus der Lebensbeschreibung der Königin Bathildis erfahren, durch sie selbst gegründet: *monasterium quod vocatur Corbeja in Ambianensi parrochia suo opere construxit*³⁾. Es erhielt drei Kirchen und drei Oratorien⁴⁾, über deren Gestalt uns wiederum keine Auskunft gewährt wird. Wenn wir aber erfahren, dass in die deutsche Colonie dieses Klosters, Corvey an der Weser, im Jahre 836 der Leichnam des Märtyrers Vitus aus der Dionysiuskirche bei Paris überführt wurde, dessen Ansehen bald so bedeutend ward, dass ihm zu Ehren mehrere Klöster und Kirchen in Deutschland errichtet wurden und Reliquien von ihm bis nach Prag gelangten⁵⁾, so ist damit der Zusammenhang angedeutet, in welchem auch Corbie nebst seinen Gründungen zu fassen ist.

Bei der Gründung des Klosters Gemeticum im Jahre 655 erscheint wiederum die Königin Bathildis besonders bethätigt: sie schenkte dem Luxoviensischen Mönche Filibert, dem Freunde des Audoënus und des Wandregisel, Wald und Weideland aus dem Kronbesitze und gewährte ihm reichliche Mittel zur Erbauung des Klosters⁶⁾. Der Laune des Mönches, welcher das Leben des Filibert beschrieb, haben wir eine

¹⁾ Gallia christ., t. XI. col. 155 ss. Mabillon, Ann. t. I. l. XIII. c. 51.

²⁾ Mabillon, Ann. t. I. l. c. Gallia christ., t. XI. col. 157.

³⁾ Vita S. Bathildis reginae, c. 7.

⁴⁾ Mabillon, Ann. t. I. l. XIV. c. 56. ad ann. 657.

⁵⁾ Paul Wigand, Gesch. der gefürst. Reichsabtei Corvey, Höxter 1819. S. 67.

⁶⁾ Vita S. Bathildis reginae, c. 8.

werthvolle Nachricht zu danken, welche uns über die Form der Hauptkirche des Klosters einigen Aufschluss gewährt. Er berichtet bei der Beschreibung des Klosterbaues¹⁾: *Introrsus domus alma fulget habitantibus digna: ab Euro surgens Ecclesia Crucis instar erecta cujus apicem obtinet alma Virgo Maria, altare ante faciem lectuli condente beatissimo Filiberto pictum gemmarum lumine, comptum auri et argenti congerie, ab utroque latere Johannis et Columbani arae dant gloriam Dei etc.*

Mabillon gibt diesen Worten die Auslegung²⁾: *monasterium — — majorem basilicam sanctae Mariae ad eorum instar crucis constructam habebat, cum abside auro argentoque decorata et duobus hinc inde altaribus, uno sancti Johannis Baptistae, altero beati Columbani.*

Es steht dieser Auslegung nichts im Wege, da wir bereits bei der Dionysiuskirche Dagobert's eine Apsis in Verbindung mit der Kreuzform oder der kreuzförmigen Basilika antrafen. Auch weist das Vorhandensein einer Kapelle, welche dem h. Germanus und dem h. Dionysius geweiht war³⁾ und demnach Reliquien derselben enthielt, auf eine vorbildliche Einwirkung der Pariser Kirchen hin, und wir erinnern noch daran, dass wir die Einführung der kreuzförmigen Anlage für klösterliche Hauptkirchen dem Kloster des h. Germanus bei der Kirche Childebert's zuschreiben mussten. Aus der Bezeichnung der letzteren als Basilika des h. Germanus, welche ihr Audoënus ertheilte, geht hervor, dass sie um diese Zeit bereits im engsten Bezuge zu dem Kloster des Germanus gedacht wurde. Die Verbindung einer Apsis mit der Kreuzform weist auf eine besondere Einwirkung der Dionysiuskirche hin, und wie wir bei dieser und bei der Neugestaltung der Vincentiusbasilika durch Chilperich bereits an eine Vereinigung der basilikalen Anlage mit der kreuzförmigen denken durften, so lässt der ausschliessliche Charakter der Marienkirche zu Gemeticum als klösterliche Hauptkirche schliessen, dass wir den Ausdruck *crucis instar* nicht mehr im Sinne der reinen Kreuzform zu fassen haben, sondern im Sinne der kreuzförmigen Basilika. Wir fanden als traditionellen Typus, welchen die benediktinischen Klöster von Monte Casino her überkamen, die reine Basilikenform, welche dem Bedürfnisse der klösterlichen Riten mehr entspricht als die reine Kreuz-

¹⁾ Mabillon, *Acta SS. saec. II. Vita S. Filiberti Abb., auctore anonymo suppari Gemet. monacho.* c. 7.

²⁾ Mabillon, *Ann. t. I. lib. XIV. c. 35.*

³⁾ *Vita S. Filiberti, c. 7. Aderat a Borea Dionysii Martyris et Germani Confessoris aedicula.*

form. Wenn also die benediktinischen Klöster, zu welchen alle zuletzt betrachteten Gründungen zählen, unter der machtvollen Einwirkung des Beispieles der königlichen Bauten zu Paris (S. Vincentius, S. Dionysius) und zu Soissons (S. Medardus) die Kreuzform in den typischen Bestand ihrer Architekturformen aufnahmen, so ist die Annahme doch keineswegs zulässig, dass die reine Kreuzform die herkömmliche Basilikenform völlig hätte verdrängen können, — eine Annahme, welche durch die geschichtliche Thatsache der Vereinigung beider Formen, wie sie uns in dem Bauplane von St. Gallen und in der ganzen späteren Entwicklung vorliegt, ihre Widerlegung fände. Wir haben demnach die kreuzförmige Basilika als eine Vereinigung zweier Elemente zu betrachten, deren eines, nämlich die Kreuzform, seinen Ausgang von der fränkischen königlichen Gruftkirche nahm, während das andere durch das herkömmliche, besonders aber dem, von Monte-Casino ausgegangenen, benediktinischen Klosterwesen eigenthümliche Basilikenschema gebildet wird.

Durch die bestimmtere Vorstellung, welche uns die Nachricht über die Hauptkirche des Klosters Gemeticum gewährt, erlangt die ganze vorausgegangene Betrachtung der frühesten Geschichte des fränkischen Klosterwesens erst ihre volle Bedeutung. Die monumentale Bauthätigkeit des merowingischen Hauses an seinen Herrschersitzen, seine fördernde Betheiligung an dem frühen Aufschwunge des Klosterwesens, die Wirksamkeit der vom Hofe ausgehenden fränkischen Grossen und Bischöfe und der Reliquienkult der königlichen Gruftkirchen sind die massgebenden Faktoren, welchen wir in dieser Entwicklung begegneten, und welche auf die Feststellung der architektonischen Normen bestimmend einwirken mussten. Wir dürfen desshalb der Nachricht über die Kirche des Klosters Gemeticum eine Bedeutung beimessen, welche ihre engere Beziehung weit überragt; wir dürfen der Annahme Raum gestatten, dass uns durch die besondere Gunst dieser Nachricht ein Hinweis auf einen allgemeineren architektonischen Zusammenhang erhalten ist, innerhalb dessen die Kirche des Klosters Gemeticum als einzelnes Specimen beschlossen ist. Es ist aber auch für die fernere Entwicklung nicht ohne Belang, das Ansehen zu beachten, welches dieses Kloster frühzeitig gewann und welches ihm einen weit ausgedehnten Einfluss gestattete. Der Biograph des ersten Abtes Filibert berichtet, dass nach dem Vorbilde von Gemeticum »viele Klöster in Neustrien erbaut wurden« — *multa monasteria per ejus exemplum*

sunt constructa in Neustria¹⁾. »Viele Diener des Herrn strömten dort zusammen, begierig, sein (des Filibert) Beispiel nachzuahmen, und statteten ihre Klöster nach seiner Norm aus.« Eine andere Handschrift derselben Biographie (cod. Conchensis) fügt hinzu: »Es wäre zu weitläufig, der Reihe nach Alles anzuführen, wie hoch sein Ansehen gestiegen war, so dass andere Aebte ihre eigenen Klöster verliessen oder die erprobtesten Mönche zu ihm sandten, damit sie durch einen langen Verkehr mit ihm sich seinen Wandel und seine Umgangsweise aneigneten, um in ihren eigenen Klöstern wahrhaft nützlich sein zu können.«

Dass es sich hier um etwas mehr handelt, als um die mehr oder minder beachtenswerthen Aeusserungen des Klosterpatriotismus eines Gemeticensischen Mönches, geht aus einer beinahe hundert Jahre späteren Thatsache hervor, welche eine vollständige Illustration zu den angeführten Worten liefert.

Der bayerische Edeling Sturm hatte seinen Lehrer Bonifacius im Jahre 754 in dem noch nicht lange erst entstandenen Kloster Fulda bestattet, welches einen raschen Aufschwung nahm. Der Neid des Erzbischofs Lullus von Mainz und die Verleumdungen einiger Mönche bewirkten, dass Abt Sturm noch in demselben Jahre durch König Pipin zu zweijähriger Verbannung nach Gemeticum gesandt wurde. In dem fränkischen Kloster lernte der König gelegentlich den deutschen Mönch kennen, gewann ihn lieb und gestattete ihm noch vor Ablauf der bestimmten Frist die Rückkehr nach Fulda. Sturm begann nun »mit grossem Eifer, das Leben und die Sitten der Brüder zu verbessern, die klösterlichen Riten festzusetzen, den Tempel, das ist die Kirche, welche sie damals besassen, auszuschnücken, und stellte alle Gebäude des Klosters durch neue Stützen, mächtige Balken und neue Dachkonstruktionen dauerhafter her« — *coepit fratrum emendare vitam et mores corrigere, et ministeria illorum monastica constituere, templum, id est ecclesiam, quod tunc habebant, ornare, et domos omnes monasterii recentibus columnis et grandibus trabibus novisque tectorum structuris corroboravit*²⁾. Wenn wir nun bestimmt wissen, dass die Salvatorkirche dieses Klosters, welche Otte für das Vorbild der Kirche von St. Gallen hält, zu Anfang des neunten Jahrhunderts eine doppel-

¹⁾ Vita S. Filiberti, c. 20.

²⁾ Pertz, Mon. Germ. tom. II, Vita S. Sturmi. p. 373 ss.

chörige kreuzförmige Basilika war ¹⁾, so kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, auf welchem Wege diese Form nach Fulda gelangte, wie wir andererseits nunmehr auch zu einer bestimmteren Vorstellung über die Architekturformen berechtigt sind, über welche jene älteren fränkischen Klöster verfügten.

Wir schliessen unsere Betrachtung mit der Würdigung eines Bauwerkes, welches zu den glänzendsten monumentalen Unternehmungen Karls des Grossen gerechnet werden muss und bisher noch keine seiner Bedeutung entsprechende Beachtung fand: der neuen Abteikirche des Klosters Centula. Ihre Erbauung geht derjenigen des Münsters von Aachen um wenige Jahre voraus, an welchem sich andere architektonische Einflüsse zeigen, als die überkommenen Normen der fränkischen Baukunst. Es mag daher gestattet sein, durch Anführung einiger geschichtlichen Momente auf die Bedeutung hinzuweisen, welche den Kirchenbauten der Merowinger in dieser Periode noch immer eigen war.

Von Dagobert's I. Tode (638) an gewann die von ihm erbaute Kirche von St. Denis die hervorragendste Stellung unter den fränkischen königlichen Begräbnisskirchen; fast alle seine Nachkommen, so noch der letzte merowingische König Theuderich IV., wurden in ihr bestattet ²⁾. Ihr Ansehen erhielt sich aber noch fort in der karolingischen Epoche, wie denn der Gründer der neuen Dynastie, Karls des Grossen Vater Pipin, im Jahre 768 in ihr beigesetzt wurde. Pipin's Krönung war im Jahre 752 durch den Gründer des Klosters Fulda, Bonifacius, Erzbischof von Mainz, in der S. Medarduskirche zu Soissons vollzogen worden ³⁾. Thasilo, der Bayernherzog, nebst seinen Grossen musste ihm im Jahre 757 in der königlichen Abteikirche von St. Germain-des-Prés den schon zu Compiègne geleisteten Eid der Treue bekräftigen. Einige Jahre früher (754) hatte Pipin den Leichnam des h. Germanus aus dem Oratorium des Symphorian in die Kirche selbst übertragen ⁴⁾ und bei dem Hauptaltare des h. Kreuzes und des h. Vincentius beisetzen lassen. Es sollen hiebei Wunder geschehen sein, welche Karl der Grosse, damals zwölf Jahre alt, mit ansah und später gerne mit allen Umständen wiedererzählte. Letzterer ertheilte dem Kloster im Jahr 786 ein neues Privilegium und bedachte es mehrfach mit Schenkungen,

¹⁾ s. H. Otte, *Gesch. der rom. Baukunst*, S. 93.

²⁾ Bouillart, l. c. p. 17.

³⁾ D'Aachery, *Spicilegium* t. II. p. 789.

⁴⁾ Bouillart, l. c. p. 19. 20.

zuletzt im Jahre 812¹⁾. Hilduin, Abt dieses Klosters, wurde im Jahre 830 von Kaiser Ludwig dem Frommen wegen Partheinahme für Lothar auf ein Jahr nach dem jungen deutschen Kloster Corvey verbannt. Der dortige Abt Warin bat ihn angelegentlich um eine Relique aus einer der Pariser Reichsabteien, um seinem eigenen Kloster ein erhöhtes Ansehen zu verschaffen. Hilduin sagte zu, vergass aber sein Versprechen, als er nach St. Germain-des-Prés zurückgekehrt war. Da begab sich Warin zwei Jahre nachher selbst nach Paris und erinnerte den vergesslichen Freund an seine Zusage. Hilduin verschaffte ihm nun unter Zustimmung des Kaisers und des Bischofs von Paris den Leichnam des h. Vitus aus der Kirche von St. Denis, dessen Ueberführung von da nach Corvey im Jahre 836 unter grossen Feierlichkeiten erfolgte²⁾.

Die Laune, welcher Karl der Grosse bei seinem Münsterbau zu Aachen folgte, übte auf die kirchliche Architektur keine beträchtliche Wirkung. Das Ansehen der alten merowingischen Bauten war zu fest gegründet, das Ergebniss der von ihnen ausgegangenen Entwicklung war zu bedeutsam und mit dem Geiste und den Bedürfnissen des kirchlichen Bauwesens zu eng verwachsen, als dass selbst der Einfall eines so mächtigen Kaisers eine Störung hätte bewirken können. Die Baukunst schritt auf der längst gewonnenen Bahn weiter, getragen und getrieben von der Macht ihres höheren Prinzips, bis dieses endlich in einem ächten und wahren Style seinen letzten Ausdruck erringen sollte.

Unter diese Einflüsse und in diesen Zusammenhang ist der Bau zu befassen, welchen Karl in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohne Angilbert, dem siebenten Abte des Klosters Centula (793—814), errichtete. Angilbert war schon im Jahre 790 in den Mönchsstand getreten; wie sich hiebei das Verhältniss zu seiner Gemahlin Bertha gestaltete, ist ungewiss. Als ihm die Leitung jener königlichen Abtei (*locus regalis*) übertragen ward, sandte ihm Karl die erfahrensten Künstler in Holz, Stein, Glas und Marmor und liess aus Rom Säulen und Marmor zur Ausstattung der Salvatorkirche herbeischaffen³⁾. Allen bedeutenden Kirchen des fränkischen Reiches gebot der Kaiser die Lieferung von Reliquien ihrer Heiligen und Märtyrer, so dass das Kloster über einen beispiellosen Reichthum an Reliquien verfügte. Die Hauptkirche des

¹⁾ Bouillart l. c. p. 22. 23.

²⁾ *ibid.* p. 28. 29. vgl. Otte, *Gesch. der rom. Baukunst*. S. 105. P. Wigand a. a. O.

³⁾ Mabillon, *Acta SS. saec. IV. pars I. Vita S. Angilberti*, auctore Hariulfo, c. 4.

h. Salvator besass deren dreissig in eilf Altären; die zweite Kirche, der h. Maria geweiht, erhielt dreizehn Altäre, eine dritte kleinere des h. Benedikt, enthielt Altäre dieses Heiligen, des Kolumban und des Antonius.

Unter diesem kaiserlichen Beistande musste das Kloster einen Glanz gewinnen, wie kein anderes jener Zeit, und ein Biograph des Angilbert nennt die Salvatorkirche die prächtigste und hervorragendste aller damaligen Kirchen: *fulgentissima ecclesia omnibusque illius temporis ecclesiis praestantissima*¹⁾. Dieser Umstand gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn wir beachten, dass kurze Zeit nachher in Deutschland eine Reihe kirchlicher Neubauten erfolgte, welche hier als die ältesten von dem Schema der kreuzförmigen Basilika gelten. Die durch Abt Sturm's Nachfolger Baugulf († 803) und Ratger († 818) vollendete Salvatorkirche zu Fulda wurde 819 geweiht; wie zu Centula war in diesem deutschen Kloster die Hauptkirche dem Salvator, eine zweite der h. Maria gewidmet. Vom Jahre 814 an begann der Neubau des Kölner Domes, welcher, gleich der Hauptkirche von Fulda, einen östlichen und einen westlichen Chor besass. Der Plan von St. Gallen, welchen wir oben schon betrachteten, und welcher gleichfalls die doppelchörige Anlage zeigt, rührt vom Jahre 820 her.

Der Bau der Salvatorkirche zu Centula wurde in den Jahren 793 bis 798 ausgeführt; in letzterem Jahre erfolgte ihre Weihe in Anwesenheit von zehn Bischöfen. Um eine genauere Vorstellung von der Gestalt dieses bedeutenden Bauwerks zu erlangen, ist es erforderlich, die Angaben der beiden Biographen Angilbert's²⁾ zu gegenseitiger Ergänzung dienen zu lassen; zugleich wird es Nutzen gewähren, auch den Plan von St. Gallen vergleichsweise ins Auge zu fassen.

Die erste Angabe des Biographen Hariulf bezieht sich auf die beiden Thürme der Kirche: »Sie hat im Osten einen ungeheuren Thurm hinter der Kanzel: und im Westen erhebt sich ein zweiter, diesem gleicher Thurm, während eine Halle dazwischen liegt« — *haec ab oriente habet ingentem turrim post cancellum: et interposito vestibulo alia turris versus occidentem habetur priori aequalis*. Unter vestibulum ist demnach das Langhaus zu verstehen, welches mit Bezug

¹⁾ Hariulf l. c. cap. 7.

²⁾ Ausser dem oben citirten Hariulf s. bei Mabillon l. c. Vita S. Angilberti auctore Anshero.

auf das Sanktuarium als Vorhalle bezeichnet wird. Die unmittelbare Aneinanderreihung dieser Theile, des östlichen Thurmes hinter der Kanzel, des Langhauses und des westlichen Thurmes, gestattet nur die Annahme, dass der östliche Thurm in der Mittelachse der Kirche situirt war, worauf auch die Bestimmung seiner Lage hinter der Kanzel hinweist. Dies wird noch weiterhin bestätigt: »Jener (Thurm) aber, welcher sich im Osten erhebt, ist dem Orte zunächst gelegen, wo der h. Richarius sein Grab hat. Das Grab aber ist so angeordnet, dass zu seinen Füßen sich der Altar des Heiligen selbst in erhöhtem Raume befindet, und zu seinen Häupten der Altar des h. Apostels Petrus steht. Der östliche Thurm also nebst der Kanzel und dem Chorhaupte ist dem h. Richarius geweiht, der westliche Thurm ist insbesondere zu Ehren des h. Salvator geweiht, wo auch innerhalb der Wölbung folgende Verse angebracht sind »u. s. w.: — *Illa autem quae ad orientem vergit, prope locum sita est, quo sanctus Richarius sepulturam habuit. Sepultura vero ipsa ita posita est, ut a parte pedum ipsius Sancti altare sit in loco editiori: et a parte capitis, sancti Petri Apostoli ara persistat. Turris ergo orientalis cum cancello et butico sancto Richario dicata est, et turris occidentalis in honore s. Salvatoris specialiter est dicata: ubi etiam in gyro deintus hos versiculos etc.* —

Hier ist wiederum der östliche Thurm mit dem Kanzelraume und mit dem Chorhaupte — buticum, welches Wort nur in diesem Sinne erklärt werden kann, da es dem vorher schon als erhöht bezeichneten Raume entspricht, der zwei Altäre enthielt, — zu einer Einheit zusammengefasst. So ist denn die Lage des Thurmes zwischen Langhaus und Chorhaupt völlig bestimmt; in solcher Lage kann er aber nur als Vierungsthurm gedacht werden; ein Vierungsthurm aber erfordert als konstruktive Voraussetzung eine Kreuzanlage.

Eine Bestätigung und Erweiterung dieser Vorstellung gewinnen wir durch die Angabe des anderen Biographen, Anscherus: »In der Mitte der Kirche ist die h. Passion, im südlichen Theile die h. Himmelfahrt, im nördlichen die h. Auferstehung und in der Säulenhalle gegenüber den Thüren die h. Nativität in wunderbarer Arbeit aus Gyps gebildet und mit Gold, Mosaik und anderen kostbaren Farben auf's schönste geschmückt« — *In medio ecclesiae sancta Passio, in australi parte sancta Adscensio, in aquilonali sancta Resurrectio et in porticu secus januas sancta Nativitas mirifico opere ex gipso figuratae et auro musivo aliisque pretiosissimis coloribus pulcherrime compositae sunt.*

Was die Darstellung der Passion betrifft, so ist ihre Situation zunächst zwar an irgend einem Punkte in der Mittelachse der Kirche gewiss; wir wissen sodann, dass das Chorhaupt durch die Altäre des h. Richarius und des h. Petrus eingenommen wurde; das Chorhaupt nebst der Vierung und dem Kanzelraume war dem h. Richarius geweiht. Die Darstellung, welche unzweifelhaft mit dem von Hariulf erwähnten Altare des h. Kreuzes verbunden war, konnte also nicht wohl an einer dieser drei Stellen ihren Ort finden; die Vierung hatte eine andere Widmung und der Ausdruck *in medio ecclesiae* würde für sie auch deshalb nicht zutreffen, weil die Kirche doppelchörig war, — abgesehen davon, dass in diesem Falle der Ausdruck auch einer bestimmteren Fassung fähig gewesen wäre. Wir nehmen also an, dass der Altar des h. Kreuzes nebst der Darstellung der Passion im Mittelschiffe an einer Stelle errichtet war, welche ungefähr gleich weit vom westlichen wie vom östlichen Chore entfernt war und so am genauesten der Bezeichnung *in medio ecclesiae* entsprach. Wir gebrauchten soeben schon den Ausdruck Mittelschiff und suchen ihn nun näher zu begründen. Wir erfuhren zwar schon weiter oben, dass zum Bau der Kirche Säulen aus Rom herbeigeschafft wurden, was auf eine basilikale Anlage hindeutet; wir wissen sodann, dass sie einen westlichen Chor mit Apsis (*gyrus*) und Thurm besass, — Elemente, welche sich nur im Vereine mit einer basilikalen Anlage denken lassen. Hiezu tritt aber noch die Angabe des Anscherus bezüglich der Situation des Bildes der h. Nativität: *in porticu secus januas*. Der Ausdruck *porticus* bezeichnet ein von Säulen getragenes Schiff, woraus sich also mit Bestimmtheit das Vorhandensein einer basilikalen Anlage ergibt. Indessen wird der Ausdruck gewöhnlich für die Seitenschiffe angewandt. Diese Auslegung erscheint aber im gegebenen Falle nicht statthaft. Anscherus unterscheidet in demselben Satze einen nördlichen und einen südlichen Theil, während er bezüglich der Darstellung der Nativität den Ausdruck *porticus* ohne eine solche nähere Bestimmung gebraucht. Würde die Darstellung in dem einen der Seitenschiffe angebracht worden sein, so hätte sie ein entsprechendes Gegenstück in dem anderen Seitenschiffe erfordert, worüber wir nichts erfahren. Entscheidend ist aber die topographische Bestimmung: *secus januas*. Sie befand sich also an einer Stelle, welche mehreren Thüren, mindestens zweien, gleichmässig zugewandt war; da nun die Anordnung eines westlichen Chores die Anbringung der Portale nur zu seinen beiden Seiten oder in den Aussenwänden

der Seitenschiffe gestattete, wie es der Plan von St. Gallen aufweist, so befand sich die Darstellung der Nativität diesen Thüren gleichmässig zugewandt, wenn sie ihren Platz im Mittelschiffe in der Nähe des westlichen Chores besass. Wir dürfen das Bildwerk wohl mit dem Altare des Johannes Baptista und des Vaters Zacharias in Verbindung bringen, welchen Hariulf erwähnt und welcher mit den in der Kirche vorgenommenen Taufhandlungen in Bezug stehen mochte.

Endlich haben wir noch die Stellung der beiden Bildwerke zu ermitteln, welche die Himmelfahrt und die Auferstehung darstellten, und deren ersteres im südlichen Theile — in *australi parte*, das zweite im nördlichen Theile — in *aquilonali parte* angebracht war. Würden sich diese Ausdrücke auf die Seitenschiffe beziehen, so wäre schon ihre Wahl an Stelle des üblichen *porticus* befremdlich; wir blieben aber auch ohne Auskunft, ob die Darstellungen sich in den westlichen oder östlichen Theilen der Seitenschiffe oder in deren Mitte befanden. Wir glauben vielmehr in diesen Ausdrücken eine weitere Bestätigung für das Vorhandensein einer Kreuzanlage zu finden. Ein nördlicher Kreuzarm ist *pars aquilonalis ecclesiae*, ein südlicher *pars australis* in hervorragendem Sinne; indem hiedurch die Ausdrücke eine bestimmte Beziehung gewinnen, rechtfertigt sich ihre Wahl. Welchen Altären diese letzteren Darstellungen zugetheilt waren, vermögen wir aus den Angaben Hariulf's hinsichtlich der Widmung der Altäre nicht zu ermitteln. Die beiden, von Hariulf erwähnten Ciborien von Marmor, Gold und Silber waren wohl über dem Altare des h. Richarius, welcher auch der h. Maria geweiht war, und über demjenigen des h. Kreuzes errichtet, an welchem sich nach unserer Vermuthung das Bildwerk der h. Passion befand.

Ueber die Disposition der Altäre gewährt uns eine Notiz des Anscherus bezüglich der Aufstellung dreier Singchöre weiteren Aufschluss: *statuit tres semper esse choros, quorum unus ordinate consistebat in turre occidentali coram altare sancti Salvatoris: secundus chorus identidem ordinatus in medio ecclesiae coram memoria sanctae Passionis: tertius autem chorus decantabat in orientali parte basilicae, quae dicitur Thronus sancti Richarii eo quod altare ipsius Sancti in loco editiori ibidem mira honorificentia sit excultum et ejus sepulcrum juxta positum sit.* Demgemäss war der Altar des h. Salvator in dem Westchore aufgestellt und in seinem Angesichte unter dem westlichen

Thurme hatte ein Singchor seinen Standort; der östliche Chor war durch den Altar des h. Petrus, den des h. Richarius und des letzteren Grab eingenommen; wie der westliche Singchor in dem Thurme vor dem Altare des Erlösers stand, so mochte auch der östliche Singchor seinen Platz vor dem Altare des h. Richarius, also in der Vierung haben, welche ja selbst noch mit dem Kanzelraume, den wir uns doch nur im östlichsten Theile des Langhauses denken können, diesem Heiligen geweiht war. In dieser Anordnung würde die Aufstellung des Ostchores unterhalb des östlichen Thurmes derjenigen des Westchores unter dem westlichen Thurme völlig entsprechen und es wäre zugleich dem räumlichen Bedürfnisse geeignete Rechnung getragen, da der Ostchor aus hundert Mönchen und dreiunddreissig Schülern bestand, wie der Westchor aus hundert Mönchen und vierunddreissig Schülern. Der Altar des h. Kreuzes mit der Darstellung der Passion und einem dritten Chore von gleicher Sängerzahl befand sich in der Mitte der Kirche und dieser Anordnung mag ein Raum im Mittelschiffe am meisten entsprechen, welcher sich westlich an den Kanzelraum anschliesst. Demgemäss bleibt für den Altar des h. Johannes nebst der Darstellung der Geburt Christi nur der Raum zwischen dem mittleren und dem westlichen Sängerchor übrig, was wir oben schon aus anderen Andeutungen entnehmen konnten. Wir fanden also in der Mittelachse der Kirche fünf Altäre, zwei weitere mussten wir den Kreuzarmen zutheilen, so dass noch vier Altäre erübrigen, welche ihren Platz in den Seitenschiffen finden mochten. Ehe wir weitere Schlüsse aus der gewonnenen Anschauung ziehen, fassen wir die Theile des Baues zu einem bestimmten Gesamtbilde zusammen. Wir fanden eine westliche Apsis nebst einem Thurme, welcher dem basilikalen Langhause entweder vor- oder eingebaut war und in dessen Nähe, entweder an der Westseite oder an den Längswänden der Seitenschiffe, die Haupteingänge angeordnet waren. Auf das basilikale Langhaus folgte die Kreuzanlage mit Vierung und östlichem Thurm, woran sich endlich der erhöhte Chor des h. Richarius anschloss, für welchen wir wohl nach Analogie des Westchores eine abschliessende Apsis voraussetzen dürfen. Die Kirche erscheint so als eine kreuzförmige Basilika mit östlichem und westlichem Chor, einem westlichen Thurme und einem Vierungsthurme. Das ganze Mittelschiff nebst Vierung, Ostchor und Westchor war durch Altäre, die Kanzeln und die Räume für die Sing-

chöre eingenommen, welche letztere nach den Bestimmungen über die Psalmodie mit Schranken oder Gitterwerk umschlossen sein mussten¹⁾.

Wir können Schnaase's²⁾ Angabe, wonach diese Kirche einen »dem Kreuzschiffe ähnlichen Vorbau« besessen hätte, nicht als zutreffend anerkennen, da in den Nachrichten nichts enthalten ist, was eine solche Auslegung gestattete. Aber Schnaase beruft sich ja auch nicht so sehr auf die Nachrichten, als vielmehr auf eine Zeichnung, welche Mabillon den beiden Biographien Angilberts beigab, mit dem Bemerken, dass sie eine aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührende Darstellung wiedergebe. Auf Grund der stylistischen Eigenthümlichkeiten und der völlig naiven Anordnung, welche der Kupferstich Mabillon's den Kloster-räumlichkeiten ertheilt, müssen wir ihm jede Zuverlässigkeit absprechen und ihn für ein ziemlich modernes Phantasiegebilde erklären. Es ist aber auch nicht erforderlich, uns an solche zweifelhafte Hülfsmittel zu wenden, da wir aus jener alten Zeit selbst ein Dokument besitzen, welches wie eine Illustration der Nachrichten über die Hauptkirche von Centula erscheint. Es ist dies der Bauplan des Klosters St. Gallen, welcher etwa zweiundzwanzig Jahre nach der Vollendung der Salvator-kirche von Centula entstand. Wir fassen deshalb jenes hochehrwürdige Denkmal architektonischer Zeichenkunst, welches unserer Untersuchung schon auf erster Stufe die Richtung anwies, auch auf letzter Stufe wiederum in's Auge, um so für unsere Frage den vollen Abschluss zu gewinnen. Nach diesem Risse³⁾ erscheint die Hauptkirche des Klosters St. Gallen, wie jene zu Centula, als eine kreuzförmige Basilika mit östlichem und westlichem Chore, welch' letzterer, wie dort, eine Apsis besitzt. In der Richtung der Längachse finden sich hier wie dort fünf Altäre, deren abweichende Dedikation ihre Begründung durch die besonderen Widmungsverhältnisse, den Reliquienbestand und die Gründungsgeschichte des Klosters St. Gallen erhält, über welche jedenfalls Abt Gozpert seinen auswärtigen Freund unterrichtete, als er ihn um Anfertigung eines Planes bat. In der westlichen Apsis ist der Altar des h. Petrus aufgestellt und zu seinen Füßen in dem quadratischen Raume der beiden ersten Joche hatte gemäss der Inschrift des Bau-

¹⁾ Binterim, die vorzügl. Denkwürdigkeiten der christkath. Kirche u. s. w. Bd. IV. Th. I. S. 312, 313. cf. Collect. Harduini, tom. III. col. 358.

²⁾ Geschichte der bild. Künste, Bd. III. S. 538.

³⁾ s. uns. Taf. VII. Fig. 3 vgl. Ferd. Keller a. a. O.

planes ein »Chorus« seinen Platz. Da der Plan keine Angaben hinsichtlich des Aufbaues enthält, so erfahren wir nichts über das Vorhandensein eines westlichen Thurmes; beachten wir indessen, dass der umschränkte Raum dieses westlichen Chorus beträchtlich schmaler ist, als die übrigen umschränkten Räume des Mittelschiffes, so erscheint die Annahme, dass konstruktive Verhältnisse, wie etwa die stärkere Bildung der Pfeiler, welche einen westlichen Thurm zu tragen hatten, diese Raumbeschränkung verursachten, als wohl zulässig. Die Haupteingänge der Kirche befinden sich zu beiden Seiten des Westchores und der ihnen zunächst stehende erste Altar des Mittelschiffes (in porticu secus januas) ist der des h. Johannes Baptista und des h. Johannes Evangelista, vor welchem das Taufbecken angebracht ist, so dass auch hier eine vollständige Analogie mit den Angaben von Centula stattfindet. Hieran reiht sich der umschränkte Raum, welcher den Altar mit Christus am Kreuze enthält und also der Passionsdarstellung nebst dem Altare des h. Kreuzes zu Centula entspricht; es ist hiebei noch zu beachten, dass in dem Plane von St. Gallen dieser Altar fast geometrisch genau in der Mitte zwischen der westlichen und östlichen Apsis steht, so dass auch hier der Ausdruck in medio ecclesiae zutrifft. Eine Einzeichnung bezüglich eines Chorus findet sich hier zwar nicht; da der Raum vor dem Altare aber umschränkt ist und rituelle Hindernisse nicht ersichtlich sind, konnte ein Chorus hier wohl seinen Standort besitzen. Die letzten Joche des Mittelschiffes werden durch die Kanzel eingenommen, für welche wir auch in Centula diesen Raum in Anspruch nahmen. In der Vierung finden wir einen Chorus psallentium, wie zu Centula, und der östliche Kreuzarm, welcher das um sieben Stufen erhöhte Chorhaupt bildet, enthält den Altar des h. Gallus, welcher ausserdem noch der h. Maria geweiht sein sollte, sodann das Grab des h. Gallus und in der Apsis den Altar des h. Paulus; er entspricht demnach vollständig dem buticum des h. Richarius, welches ebenfalls erhöht war, zunächst den Altar des h. Richarius und der h. Maria, dann dessen Grab und endlich den Altar der Apostel Petrus, Paulus und des h. Clemens enthielt. In den Kreuzarmen finden sich im Plane von St. Gallen zwei Altäre ohne Angabe ihrer Widmung eingezeichnet, wofür wir dort die Darstellungen der Himmelfahrt und Auferstehung annehmen mussten, welche aber jedenfalls auch mit Altären verbunden waren. Bezüglich eines Vierungsturmes gewährt uns der Plan von St. Gallen zwar keine Auskunft, aber auch keinen Anlass zur Annahme

seiner Abwesenheit. Dass die Kirche von St. Gallen siebzehn Altäre enthält, während die Kirche zu Centula deren nur elf besass, erscheint uns nicht von Belang; die Zahl der Altäre im Mittelschiffe und den Chören und ihre Stellung ist in beiden Anlagen dieselbe; wenn der Zeichner nun in den Seitenschiffen der Kirche von St. Gallen je vier Altäre angab, so legen wir diesem Umstande nur eine arbiträre Geltung bei, welche ihre Massgabe durch den Reliquienbestand des Klosters empfangen konnte. In allen wesentlichen Beziehungen aber ergibt sich aus den Nachrichten über Centula und dem Plane von St. Gallen eine Uebereinstimmung beider Bauwerke, welche die Gemeinsamkeit der architektonischen und rituellen Normen über allen Zweifel erhebt. Centula ist aber der ältere Bau und wir haben schon auf das hohe Ansehen hingewiesen, welches ihm vor allen anderen Kirchen jener Zeit zu Theil ward. Hiezu treten noch alle früher schon angeführten Umstände, welche den Ursprung des Planes von St. Gallen auf eines jener älteren fränkischen Klöster zurückleiten. Angilbert war der Freund Alkuins, dem Rabanus Maurus, der damalige Vorstand der Klosterschule von Fulda, seine Ausbildung verdankte; er war der Freund des Erzbischofs Rikolf von Mainz, des Nachfolgers des Lullus; er war der Freund des Abtes Adelhard von Corbie, welcher im Jahre 815 das deutsche Kloster Korvey gründete. Im Jahre 814 folgte ihm sein Sohn Neithard in der Abtswürde von Centula nach, welcher die Geschichte Ludwigs des Frommen schrieb. Wir deuten diese Verhältnisse nur an, da uns die Frage nach der persönlichen Urheberschaft des Planes von St. Gallen geringfügig erscheint gegenüber der erlangten Gewissheit, dass wir in ihm nur ein Spiegelbild jener architektonischen Normen zu erblicken haben, welche sich während des ganzen, unserer Untersuchung unterzogenen Zeitraumes, von dem Bau Childebert's an bis zum Neubau von Centula auf dem engeren fränkischen Boden entwickelten.

Wir können nach diesem Ergebnisse den Anspruch erheben, die Grundzüge jenes architektonischen Vorganges festgestellt zu haben, welcher dem Schema der kreuzförmigen Basilika seine Entstehung gab, — jenem Schema, welches der Stilentwicklung der nordischen mittelalterlichen Architektur normgebend zu Grunde lag. Mag auch umfassenderen Untersuchungen noch manche Ergänzung vorbehalten sein, — wir können doch nach den oben gewonnenen Gesichtspunkten schon auf eine Reihe von Erscheinungen hindeuten, welche aus dem vielfach

verschleierten Bilde jener fernen Zeit als die festen Momente einer stetigen Entwicklung hervortreten. Diese Entwicklung nahm ihren Ausgang von der reinen Kreuzform, wie sie durch den Bau des fränkischen Königs Childebert, wahrscheinlich aber auch durch Chlothar's I. Bau zu Soissons um die Mitte des sechsten Jahrhunderts auf gallischem Boden zum ersten Male in wahrhaft monumentalen, eines bedeutsamen Einflusses fähigen Beispielen zur Darstellung kam. Indem sich an die erste dieser Kirchen frühzeitig ein Kloster anschloss, welches bald zu den angesehensten des fränkischen Reiches zählte, wurde die Kreuzform zum ersten Male in den Formenbestand klösterlicher Hauptkirchen aufgenommen. Die räumliche Beschränktheit, welche dieser Form eigen ist, veranlasste indessen ihre Erweiterung, welche vermuthlich schon an der Vincentiusbasilika durch den Umbau des Königs Chilperich vom Jahre 577, mit grösserer Wahrscheinlichkeit aber durch den Bau der Kirche von St. Denis vom Jahre 628 unter König Dagobert durch Vereinigung der Kreuzform mit der Basilika vollzogen wurde. Vom Jahre 655, hundert Jahre nach der Vollendung der Vincentiusbasilika, besitzen wir sodann die bestimmte Nachricht, dass an einer Kirche, welche ausschliesslich Klosterkirche, nämlich die Hauptkirche des Klosters Gemeticum, war, die Kreuzform zur Anwendung kam. Dieser ausschliessliche Charakter nebst der Wahrscheinlichkeit, dass schon an jenen älteren königlichen Gruftkirchen eine Umgestaltung unter Einwirkung des basilikalen Schema's vor sich gegangen war, lässt hier die Annahme der reinen Kreuzform nicht mehr zu. Wir erfuhren, dass nach dem Vorbilde dieses Klosters eine grosse Anzahl fränkischer Klöster erbaut und eingerichtet wurde, und dass der erste Abt und Erbauer des deutschen Klosters Fulda im Jahre 754 sich dort aufhielt. Endlich begegneten wir in dem fränkischen Kloster Centula in den Jahren 793 bis 798 derjenigen Form der kreuzförmigen Basilika, welche zwanzig bis dreissig Jahre später an den ersten bedeutenden Kirchenbauten Deutschlands erscheint. Wir wiesen bei der Betrachtung dieses Verlaufes aber auch darauf hin, wie alle wichtigen Klostergründungen auf fränkischem Gebiete unter Mitwirkung der Höfe zu Soissons und Paris, vor Allem des letzteren, sodann der von diesen Höfen ausgegangenen hohen Würdenträger und unter dem Einflusse des Reliquienkultes jener königlichen Gruftkirchen zu Stande kamen, und wie sich das Ansehen dieser Kirchen noch bis in die Periode der grossen deutschen Klostergründungen und Kirchenbauten erhalten hatte. So müssen denn die alten Begräb-

nissstätten des merowingischen Herrscherhauses als die Ausgangspunkte dieser ganzen, so bedeutsamen Entwicklung betrachtet werden, während wir in dem Klosterwesen der Benediktiner das Element zu erkennen haben, welches den dort gewonnenen Normen ihre weite Verbreitung gab.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich der Aufschluss über den Ursprung einiger späteren Erscheinungen in natürlicher Weise. Man hat sich bisher ohne genügenden Erfolg mit der Frage nach dem Ursprunge der westlichen Choranlagen beschäftigt, und es sind von den Gebrüdern Boisserée ¹⁾ bis auf H. Otte ²⁾ die mannigfachsten Hypothesen aufgestellt worden, welche sogar auf die h. Grabkirche in Jerusalem und die Reparatusbasilika in Orléansville in Nordafrika zurückgriffen. Nach dem Ergebnisse unserer Untersuchung liegt es nahe, auch den Ursprung dieser Eigenthümlichkeit nicht in so weiter Ferne, sondern an jenen Stätten zu suchen, von welchen das Schema der kreuzförmigen Basilika seine Entstehung herleitet. Wir trafen auch an der Kirche von Centula bereits das System der Doppelchöre an, wie es an grossen deutschen Kirchen späterhin häufig erscheint. Wir glauben, in dieser Erscheinung einen Hinweis auf dasjenige Element erblicken zu dürfen, von welchem die Gestaltung der kreuzförmigen Basilika ihren Ausgang nahm: die reine Kreuzform des Childebert'schen Baues. Wenn wir diesen, seinem allgemeinen Schema nach, in Gemässheit der Angaben Giselmars uns in einer Form vorstellen dürfen, wie sie Fig. 1. Taf. IX. zeigt, so kann der Altar des h. Nazarius, des Gervasius, Protasius und Celsus im westlichen Kreuzarme als ein vorbildliches Element zur späteren Ausgestaltung eines Westchores, wie die beiden Oratorien für die Ausgestaltung einer westlichen Queranlage gelten; und dies um so mehr, als letzteres Element, wie aus den Resten des Morard'schen Baues ersichtlich ist, in dem Umbau Chilperich's beibehalten wurde; weniger sicher ist Bouillart's Annahme, wonach auch der Altar der Mailändischen Heiligen in dem Bau Chilperich's im westlichen Kreuzarme seine Stelle behalten hätte (s. Taf. VIII. Fig. 6, d). Bei den Neubauten, welche sich dem Vorbilde von St. Germain-des-Prés anschlossen, mögen diese Elemente aufgenommen und weitergebildet worden sein.

Auch die Frage nach der Entstehung der geraden Chorschlüsse findet ihre Erklärung in der ursprünglichen reinen Kreuzform der Vincentiusbasilika; es ist kein Anhalt geboten, um bei dem Umbau Chil-

¹⁾ Boisserée, Denkmäler der Baukunst, 2. Aufl. S. 9.

²⁾ H. Otte, Geschichte der rom. Baukunst, S. 273. §. 35.

perich's eine Veränderung dieses Theiles der Kirche vorauszusetzen; auch die Gestaltung der Krypta von Soissons (s. Taf. VIII. Fig. 4) weist auf einen geraden Chorschluss hin. Erst von der Kirche von St. Denis wird über eine Apsis berichtet. Wenn die Cisterzienser sich jener Form nach dem Vorbilde von Fontenay vorzugsweise bedienten¹⁾, so ist dagegen doch zu beachten, dass dieselbe sich an einigen deutschen Kirchen, wie derjenigen auf dem Moritzberge bei Hildesheim vom Jahre 1030 (s. Taf. IX. Fig. 4) und der Klosterkirche zu Limburg an der Hardt ebenfalls vom Jahre 1030, schon beträchtliche Zeit vor der Gründung des Cisterzienser-Ordens (1098) findet. Das Kloster Fontenay (Fontanetum) ist aber auch eines der ältesten fränkischen Klöster, und ein Abt desselben wird bereits im Jahre 578 bei der Synode von Auxerre erwähnt²⁾. Es ist deshalb wahrscheinlich, dass die Cisterzienser nicht eine neue Form schufen, sondern nur auf die älteren einfacheren Formen zurückgriffen. Auch die östlich an die Kreuzarme angebauten Kapellen zeigt bereits die Nazariuskirche zu Mailand, und Hübsch rechnet sie dort zu den ältesten Bestandtheilen; der Plan von St. Gallen zeigt an derselben Stelle zwei rechtwinklige Anbauten, welche gegen die Kreuzarme geöffnet sind, und deren nördlicher als Sakristei, deren südlicher als Schreibstube diente. An der Kirche von St. Germain-des-Prés deuten die Wanddurchbrechungen der Kreuzarme und die Substruktionen der beiden östlichen Thürme (s. Taf. VIII. Fig. 6, e e) auf das Vorhandensein solcher Räume wenigstens an der Morard'schen Anlage. Wir verfolgen die weitere Ausbildung der östlichen Choranlage, welche bis zu der Uebertragung des Wölbungsprinzips auf die kreuzförmige Basilika sich in einfachen Formen nach Massgabe der basilikalen Apsidenanlage bewegt zu haben scheint, hier nicht, und es mag an den beiden Darstellungen Taf. IX. Fig. 5, entsprechend dem Plane von St. Gallen, und Fig. 6, Kreuzanlage der Kirche zu Hecklingen, genügen.

Indem wir der kreuzförmigen Basilika nach Ort und Art ihrer Entstehung einen fränkischen Charakter zuschreiben müssen, dürfen wir für sie, wenn auch nicht in dem besonderen Sinne der Urkunde von Wimpfen die Bezeichnung *opus francigenum* in Anspruch nehmen. Es ist auch kein Zufall, dass das Endergebniss der baugeschichtlichen

¹⁾ Als Beispiel diene der Chorschluss der Kirche zu Porta, Taf. IX. Fig. 3 vgl. Dr. R. Dohme, die Kirchen des Cisterzienser-Ordens in Deutschland, Leipzig 1869. S. 39.

²⁾ Mabillon, Ann. t. I. lib. IV. c. 73.

Entwicklung, welche sich auf dieses fränkische Planschema gründete, als *opus francigenum* im engeren Sinne gerade dort wiederum zu Tage trat, von wo sie ihren Ausgang genommen hatte. Es war eine stetige, von dem einmal errungenen Prinzip der Raumentfaltung getragene und bedingte Bewegung, welche mit der kreuzförmigen, flachgedeckten Basilika begann und mit dem gewölbten gothischen Bau endete. Den mannigfaltigen provinziellen Modifikationen kommt jene Bedeutung nicht zu, welche man ihnen beizulegen gewöhnt ist; sie sind nur Entwicklungsstufen, aus deren Zusammenwirken unter der Herrschaft des gemeinsamen Prinzips als vollendetes Ergebniss endlich der gothische Styl hervorging, dessen Siegeslauf jene minderwerthigen Verschiedenheiten rasch verdrängte. In diesem Sinne müssen wir die Abgrenzung eines besonderen »romanischen« Styles als unstatthaft und die wesentlichen Gesichtspunkte verrückend und verletzend verwerfen. Was man so nennt, bedeutet nichts anderes, als eine Reihe von Zwischenstufen zwischen dem in der merowingischen Periode gewonnenen Ausgang und der letzten vollendenden That. Wenn eine Unterscheidung stattfinden soll, welche mehr ist, denn ein leeres Wort, so wird dies nur an derjenigen Stelle geschehen können, welche mit dem Uebergange zur Wölbung den Eintritt eines neuen Prinzips bezeichnet. Für diese neue Entwicklung aber ist es bezeichnend, dass sich die von aussen her überkommenen Wölbungsmittel sofort und vollständig dem längst errungenen Planschema unterwerfen und ihm anbequemen mussten, — im Gegensatze zum byzantinischen Gewölbebau, in welchem das Gewölbe den Grundriss bedingt und deshalb in centraler Gebundenheit befangen bleibt. So erscheint die Aufgabe, welche sich die fränkische Wölbekunst stellte, als die höhere, und unter der mühevollen Arbeit, welche jedes Mittel zur Mitwirkung herbeirief, erwuchs endlich an den Stätten, von welchen diese ganze Entwicklung ihren Ausgang genommen hatte, jenes architektonische Gebilde, welchem an Bedeutsamkeit der Plananlage und der Raumentfaltung, an Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit des Deckensystems, an organischer Durchbildung aller struktiven Theile und an Gesamtwirkung keine andere Leistung auf dem ganzen Gebiete der Baugeschichte zu vergleichen ist, — erwuchs die fränkische Baukunst zum fränkischen Styl, dem seiner Geschichte und seinem Wesen nach keine treffendere Bezeichnung zukommt, als diese: *opus francigenum*.

A n h a n g.

I.

Stiftungsurkunde der Basilica Sae. Crucis et S. Vincentii zu Paris
vom 6. December 558.

(s. Bouillart, Histoire de l'abbaye royale de St. Germain-des-Prez,
Paris 1724. Recueil des pièces justificatives, Nr. I.)

Childebertus Rex Francorum vir inluster. Recolendum nobis est et perpensandum utilius, quod hii qui templa Domini Jesu Christi redificaverint, et pro requie animarum ibidem tribuerint, vel in alimonia pauperum aliquid dederint, et voluntatem Dei adimpleverint, in aeterna requie sine dubio apud Dominum mercedem recipere meruerint. Ego Childebertus Rex una cum consensu et voluntate Francorum et Neustrasiorum, et exortatione sanctissimo Germano Parisiorum urbis pontificis, vel consensu episcoporum, coepi construere templum in urbe Parisiaca prope muros civitatis, in terra quae aspicit ad fiscum Isciacensem, in loco qui appellatur Locotitiae, in honore sancti Vincentii martyris, cujus reliquias de Spania apportavimus, seu et sanctae Crucis, vel sancti Stephani, et sancti Ferreoli, et sancti Juliani, et beatissimi sancti Georgii, et sancti Gervasii, Protasii, pueri Nazarii et Celsi, quorum reliquiae ibi sunt consecratae. Propterea in honore dominorum Sanctorum cedimus nos fiscum largitatis nostrae, qui vocatur Isciacus, qui est in pagis Parisiorum prope alveum Sequanae, una cum omnia quae ibi sunt aspecta; cum mansis, commanentis, agris, territoriis, vineis, silvis, pratis, servis, inquilinis, libertis, ministerialis (praeter illos quos nos ingenuos esse praecipimus); cum omnibus appenditiis suis qui ibi

aspiciunt; cum omnibus adjacentiis qui ibi adagunt; cum omnia quae nos deserviunt tam in aquis vel insulis; cum molendinis inter portam civitatis et turrin positis; cum insulis quae ad ipsum fiscum adjacent; cum piscatoria quae appellatur Vanna; cum piscatoriis omnibus quae sunt in ipso alveo Sequanae, sumuntque initium à ponte civitatis, et sortiuntur finem ubi alveolus veniens Savara praecipitat se in flumine. Has omnes piscationes quae sunt et fieri possunt in utraque parte fluminis, sicut nos tenemus et nostrae forestis est, tradimus ad ipsum locum, ut habeant ibidem Deo servientes victum cotidianum per suadentia tempora. Damus autem hanc potestatem, ut cujuscunque potestatis littera fuerint, utriusque partis fluminis teneant unam partem terrae legalem, sicut mos est, ad ducendas naves et reducendas, ad mittenda retia et retrahenda absque ulla refragatione. De argumentis vero per quae aves possunt capi super aquam, praecipimus ut nulla potens persona inquietare audeat famulos Dei; sed omnia secure teneant, possideant per infinitas temporum successiones, et cum areis et casis in Parisius civitate, cum terra et vinea et oratorio in honore sancti Andeoli martyris, quae de Elario et Ceraunio dato precio comparavimus, omnia et ex omnibus quidquid ea nos deservierint in post modum, pro requie animae meae, quando Deus de hac clarissima luce dederunt discessum. Ipse fiscus, qui vocatur Isciacus, cum omnia quae ibi sunt aspecta, ipso die ad ipsum templum Domini quod nos aedificamus deserviat, et omnia quae ibi sunt opus tam ad lumen quam in Dei nomine ad stipendia servis Dei quos ibi instituimus, seu ad ipsos rectores, qui ipsos regere habent, omnia et ex omnibus ibi transsolvant, ejusque temporibus et per longum annorum spatia ad ipsum templum Domini absque contradictione vel refragatione, aut juditiaria contentione, inspecta ipsa praeceptio omnique tempore proficiat in augmentum. Et haec praeceptio cessionis nostrae futuris temporibus Deo auxiliante firmior habeatur vel per tempora inviolabiliter conservetur: manibus propriis vel nostris signaculis subter infra decrevimus roborare. Datum quod fecit menso decembre dies sex. Anno XLVIII. postquam Childebertus Rex regnare cepit. Ego Valentianus notarius et amanuensis recognovi.

Signum Childeberti gloriosissimi Regis.

II.

Auszug aus der Vita S. Droctovei abbatis basilicae S. Vincentii in suburbio Parisiaco, quae modo S. Germani dicitur. Auctore monacho anonymo, qui ibidem saeculo IX. vixisse videtur.

(s. D'Achery et Mabillon, Acta SS. ord. S. Bened. Paris 1668. saec. I. p. 252 ss. Den Namen des Mönches, Giselmars, eruirte Mabillon aus den akrostichen Versen in s. 2 dieser Lebensbeschreibung. Vgl. Mabillon, Annales, t. I. lib. V. c. 47.)

Sectio 1. 2. Praefatio auctoris.

3. S. Droctoveus Gallus.

4. S. Germanus abbas S. Symphoriani Aeduensis.

5. Droctoveum habuit discipulum. Eum iuxta normam SS. Antonii et Basilii informavit.

6. Droctovei virtutes.

7. Childeberti regis elogium. Rex S. Germanum Eusebio sufficit in sede Parisiaca.

8. Childebertus Caesaraugustam obsidet anno DXLIII. Cives precibus, jejuniis ac S. Vincentii meritis se tutantur. Childebertus accepta S. Vincentii stola obsidionem obtulit.

9. »Veniens igitur Parisius, in suburbii loco, qui olim nuncupabatur Lucotitius, in honore beati Vincentii Ecclesiam acceleravit construere propensius. Oppresserat vero idem Rex inclitus dudum Amalricum Regem Gothorum — — —. Quem, ut praelibavimus, Rex Christianissimus opprimens bellico jure, recepta sorore, ex Toletana urbe, qua isdem Amalricus sedem habebat, asportavit Crucem auream pretiosis gemmis redimitam, nec non ex opere Salomonis, ut fertur — — —.«

10. »Gratia igitur vivificae Crucis Ecclesiam sanctissimi Martyris, ubi ipsam cum aliis pretiosissimis ornamentis delegavit, in modum Crucis aedificare disposuit. Cujus Basilicae opus mirificum describere nobis videtur superfluum, qualiter scilicet distincta fenestris, quibus pretiosissimis marmorum fulta columnis, quove mode crispante camera compta auratis laqueariis: necnon parietes, ut Christi decebat aulam, quo decore nitebant pictura aurei coloris, strato inferius pulchro emblemate pavimenti. Tectum vero ipsius Basilicae coopertum adprime deaurato cupro aere, repercussum solis jubare sic flammigero rutilabat

fulgore, quatenus intuentium aciem reverberaret nimia claritudine. Unde prae nimio decore non immerito olim ipsa domus per metaphoram Inaurati Germani aula vocabatur vulgi ore.»

11. »Sed nequis incredulus existat nostrae assertioni, proferamus in medium quid de hac domo dissertissimus vir Fortunatus in suis opusculis ediderit. Ait enim:

Si Salomoniaci memoretur machina templi,
Arte licet par sit, pulchrior ista fide.
Nam quaecumque illic veteris velamine legis
Clausula fuere prius, hic reserata patent.
Floruit illa quidem vario intertexta metallo,
Claruit haec Christi sanguine tincta nitens.
Illa aurum, lapides, ornarunt cedrina ligna:
Hic venerabilior de cruce fulget honor.
Constitit illa vetus ruituro fulta metallo:
Haec pretio mundi stat solidata domus,
Splendida marmoreis attolitur aula columnis:
Et quia pura manet, gratia major inest.
Prima capit radios vitreis oculata fenestris,
Artificisque manu clausit in arce diem.
Cursibus aurorae vaga lux laquearia complet,
Atque suis radiis et sine sole micat.
Hic pius egregio Rex Childebertus honore
Dona suo populo non moritura dedit.
Totus in affectum divini cultus inhaerens
Ecclesiae viles amplificavit opes.
Melchisedech noster merito Rex atque Sacerdos
Complevit laicus religionis opus,
Publica jura regens ac celsa palatia servans,
Unica Pontificum gloria, norma fuit:
Hinc abiens, illic meritorum vivit honore,
Hic quoque gestorum laude perennis erit.

His ita praelibatis, videlicet de pulchritudine miri operis Ecclesiae nostrae quae postea peccatis exigentibus non semel, sed bis incendio pene disperiit Danorum tempore, prosequamur reliqua coepto ordine.»

12. »Hunc itaque (locum?) Princeps serenissimus ditatum plurimis pretiosissimisque ornamentis, affluentissimis quoque villarum copiis

beatissimo Germano Parisiacaе urbis Antistiti delegavit: supplicansque obnixе sanctissimum Praesuleм gregem Monastici Ordinis ibidem institui ¹⁾, post regni gubernaculum quod administraverat haud parvo tempore, diu vexatus incommodo febris, Parisius civitate decimo Kalendas Januarii feliciter migravit regnaturus cum coelesti Principe. — — — Instabat quippe Natalis Domini dies sacratissima, et ad Regis praesentiam, quem adhuc vita excessisse ignorabant, tam Episcoporum quam Principum et Procerum occurrerat multitudo quam plurima.«

13. »Cernens igitur beatissimus Germanus tantam multitudinem populi, satius duxit sub eadem die Ecclesiam dedicare commissam sibi. Cumque prius patefecisset cunctis hujus causam negotii, dumque exsultantibus animis universos conspiceret annuere suae benignissimae voluntati: adminiculantibus sibi sanctis Praesulibus, videlicet Nicetio Lugdunensi Archipraesule, Praetextato Cabillonensi Antistite, Eufronio Nivernensi Episcopo, Felice Aurelianensi, Domiciano Carnotino, Victorio Cinomannico, anno incarnati Verbi quingentesimo quinquagesimo nono in honorem vivificae Crucis almique Vincentii Levitae et Martyris, praedictam Ecclesiam consecravit. Et quia, ut praetaxatum est, eadem Basilica in modum Crucis aedificata fuerat, quatuor altaria continebat. Ex quibus principalem aram in honore sanctae Crucis sanctique Vincentii Martyris, ubi etiam ipsius Stolarum, quam gloriosus Rex Childebertus asportaverat ab Hispaniis, recondidit; eam vero quae ad Aquilonem in veneratione sanctorum Martyrum Ferreoli et Ferrutionis, porro illam quae ad Meridiem sub titulo sancti Martyris Juliani Brivatensis; nec non illam quae ad Occidentem Domino in honore sanctorum Gervasii et Protasii et Celsi pueri sanctique Georgii Martyris consecravit. Ad Meridiem quoque plagam aedificatum fuerat quoddam Oratorium in honore sancti Symphoriani Martyris, ubi idem Dei sacer Germanus postmodum sepeliri se mandavit. Nec non ad Aquilonis partem erat Oratorium Domino in veneratione sancti Petri Apostoli consecratum, ubi — — — quoddam Dominus singulis noctibus ob speciale meritum sancti Apostoli inusitatum patrabat miraculum. Expletis igitur sollemniis dedicationis, apparatu Regi congruo, astante universo populo, complentur a Pontifice et reliquis Praesulibus funeris exsequiae.« — —

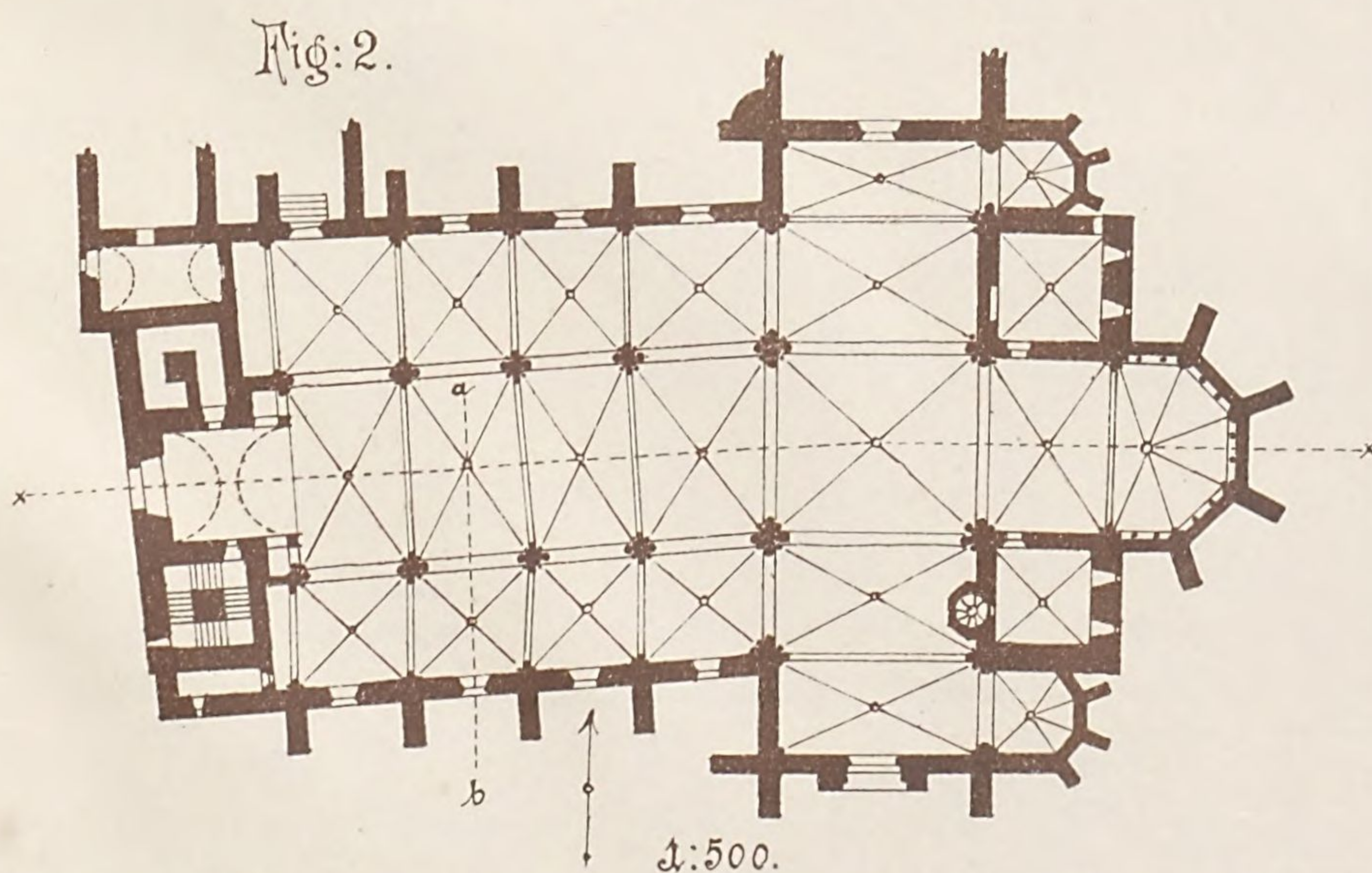
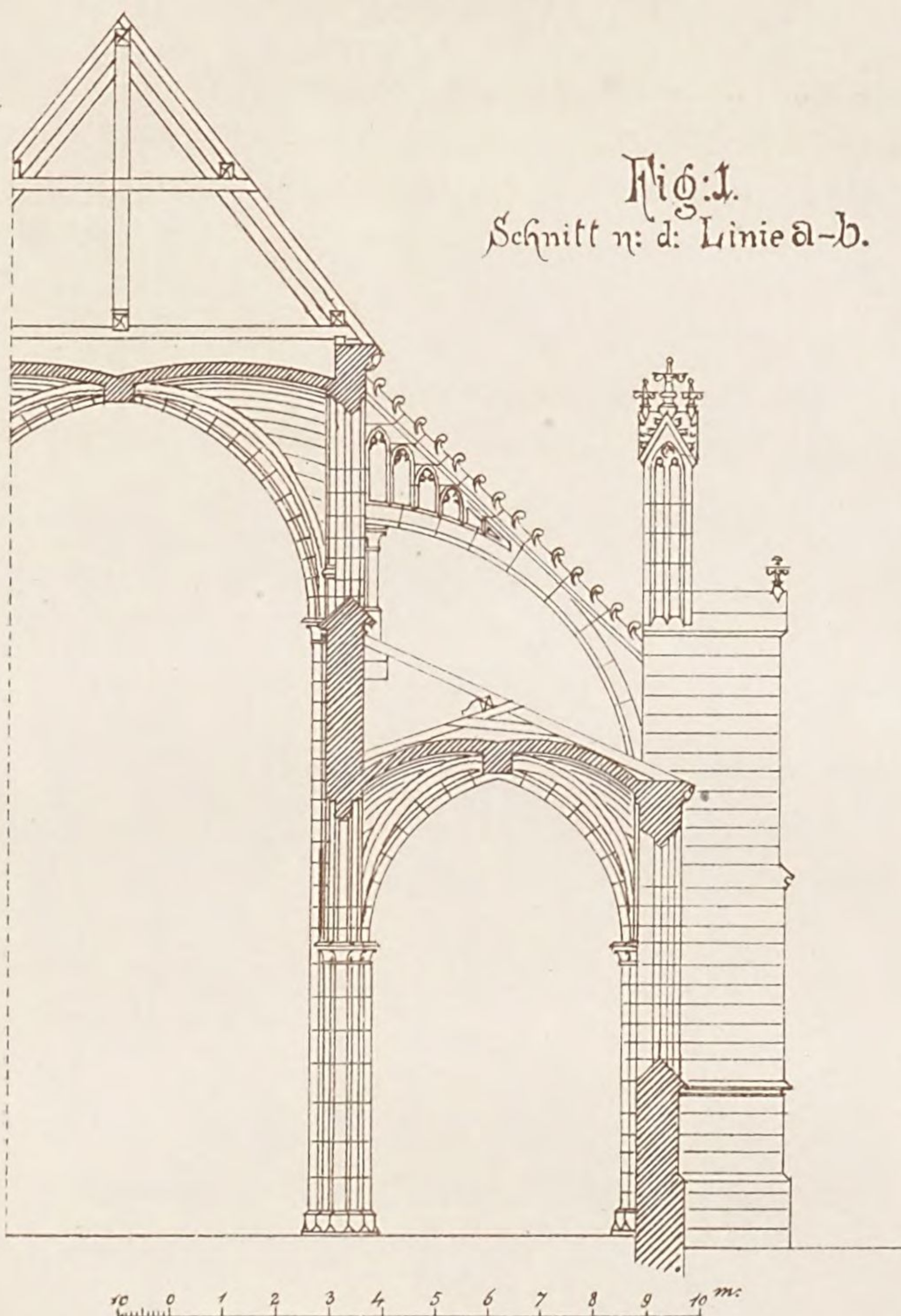
¹⁾ Wir folgen der Interpunktion des Valesius (Defensio, p. 95), welche uns sinngemässer und treuer erscheint, als die Mabillon's.

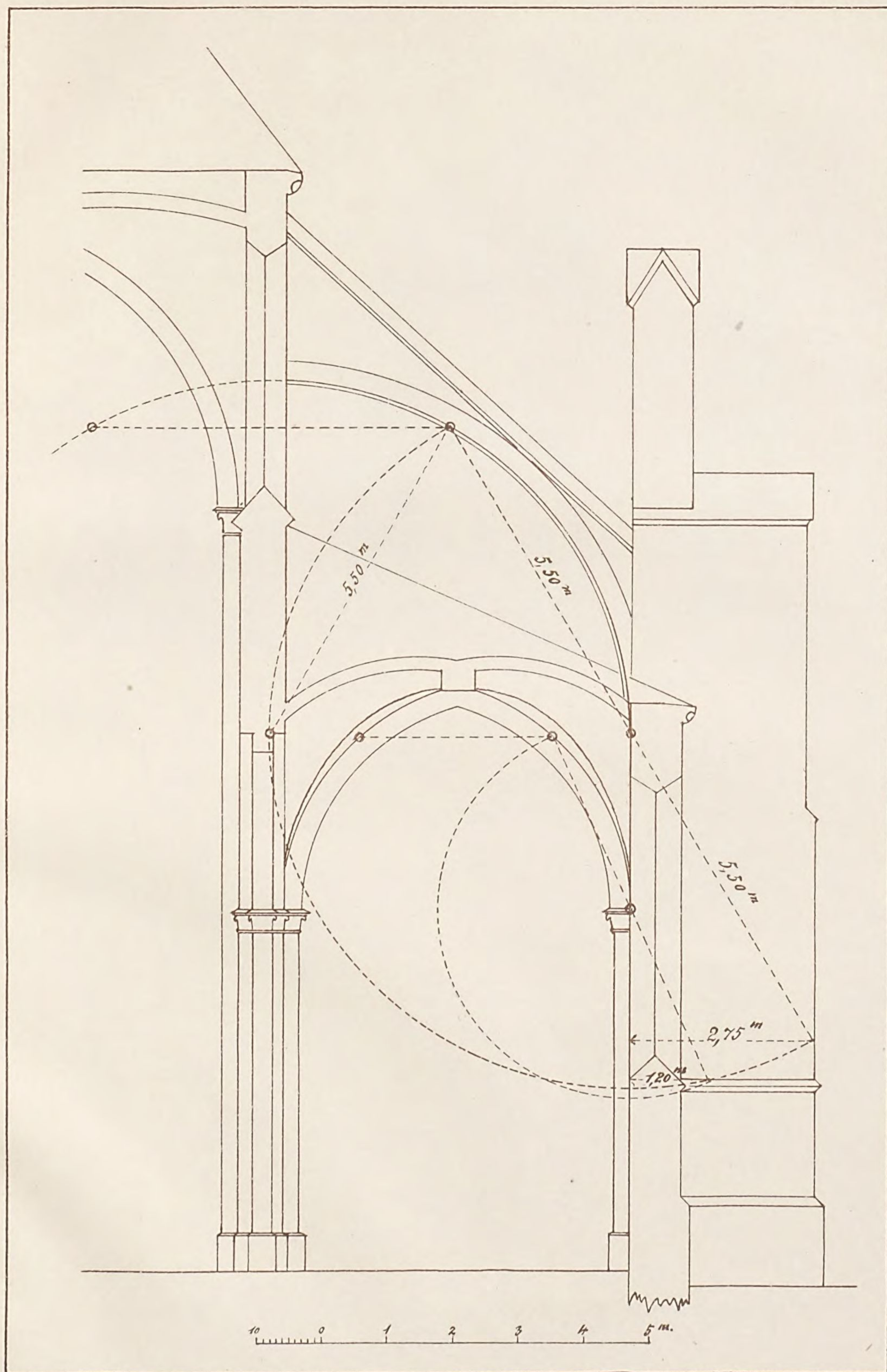
14. — — — »Beatus ergo Germanus locum sibi delegatum a praefato Rege non segni studuit ordinare dispositione. Instituens enim sibi gregem Monachorum Deo iugiter famulantium, patrem eis instituit ex suis discipulis unum — — — beatum scilicet Droctoveum. — — —«

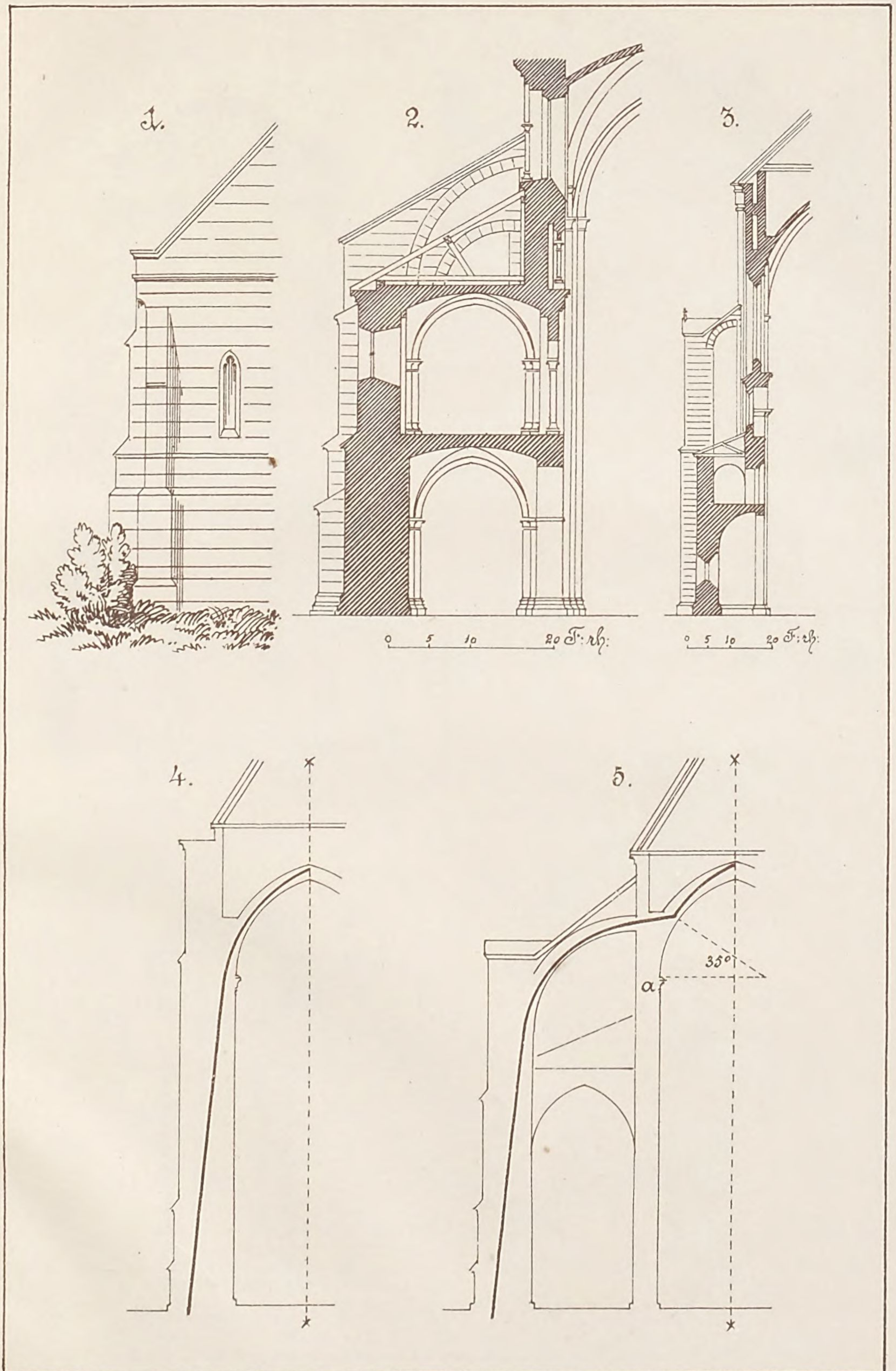
— — — —

19. »Sepultus est autem idem gloriosus Dei sacer Droctoveus ad Occidentalem plagam Basilicae, retro scilicet S. Germani altare.«

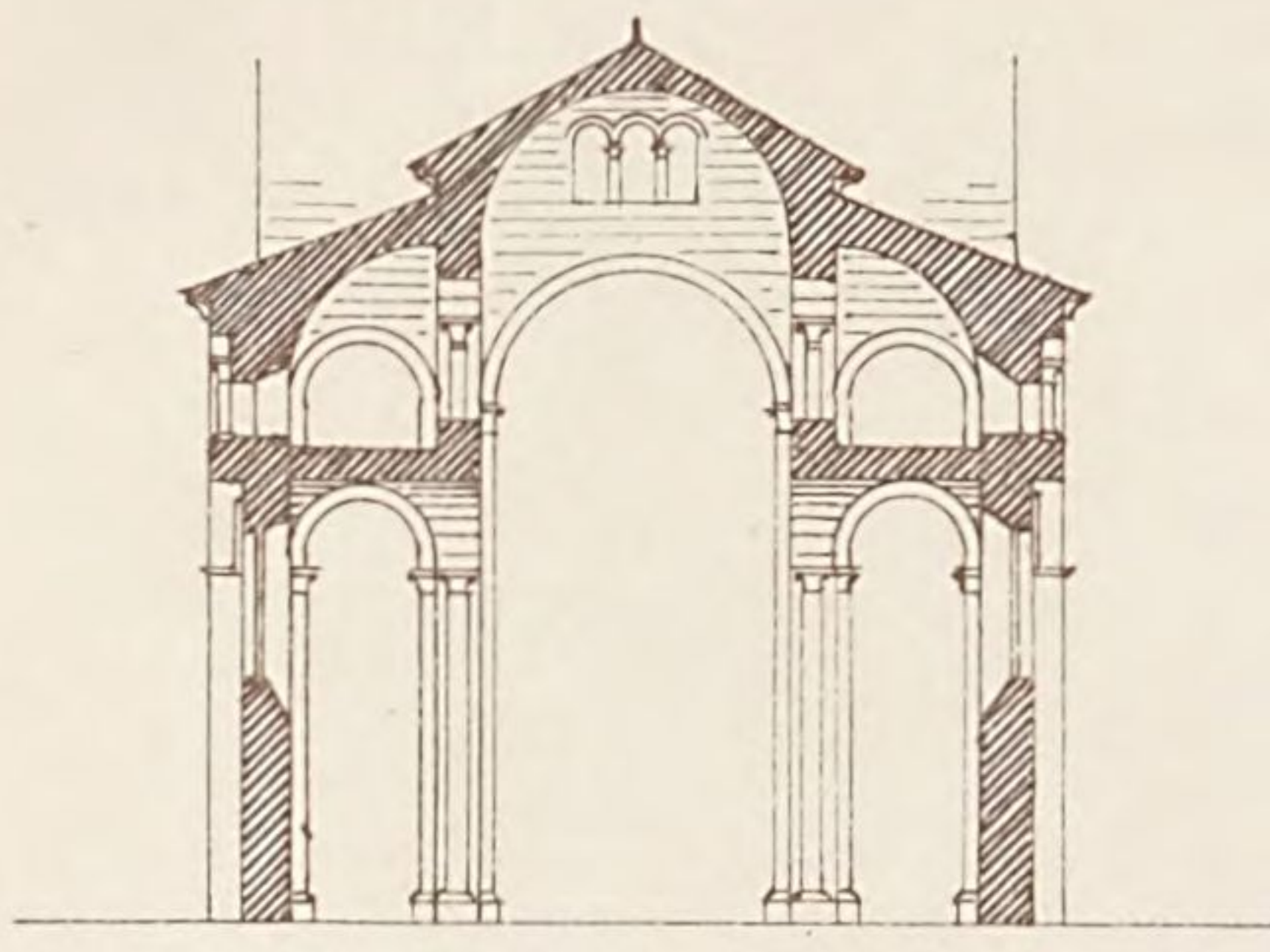




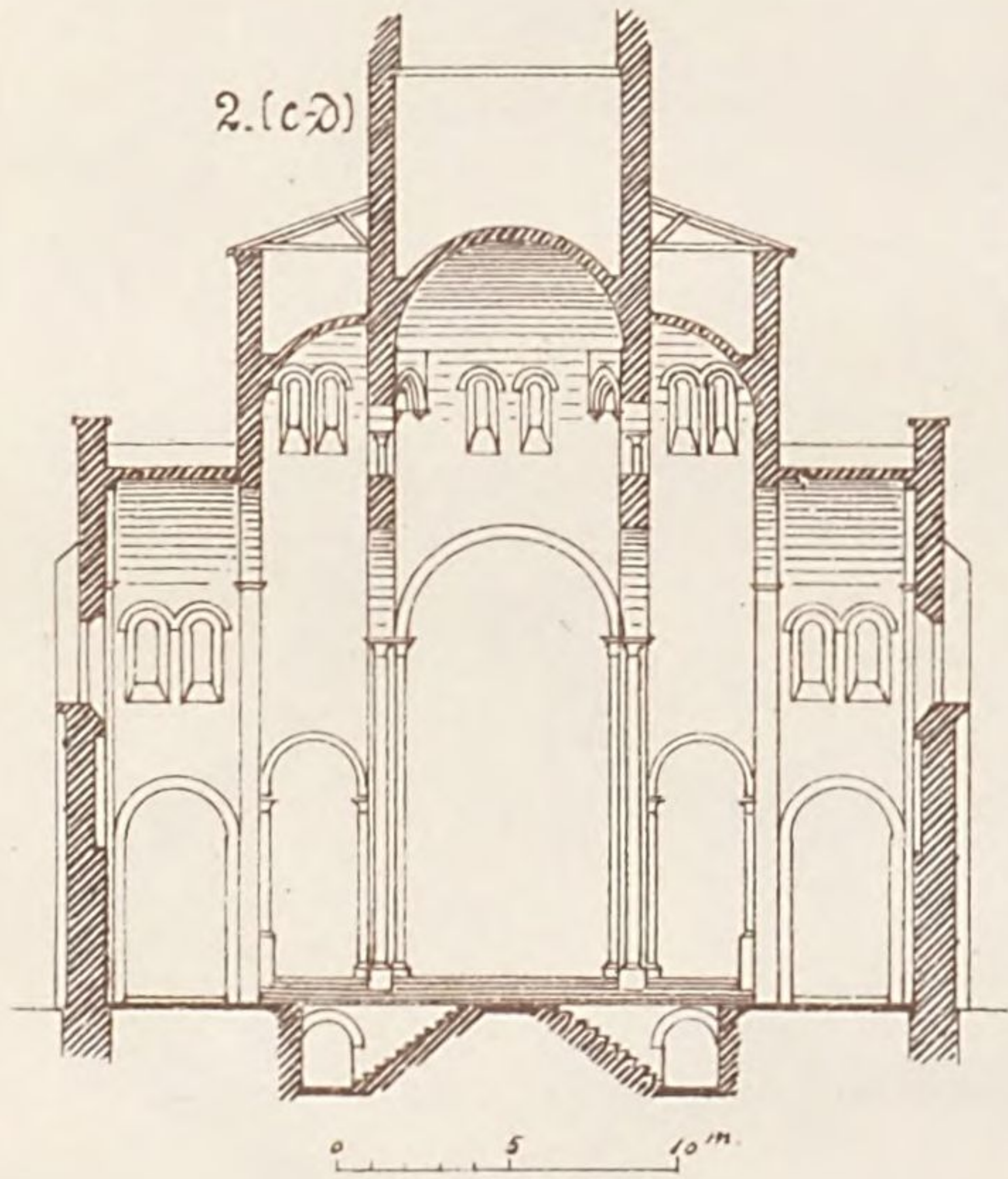




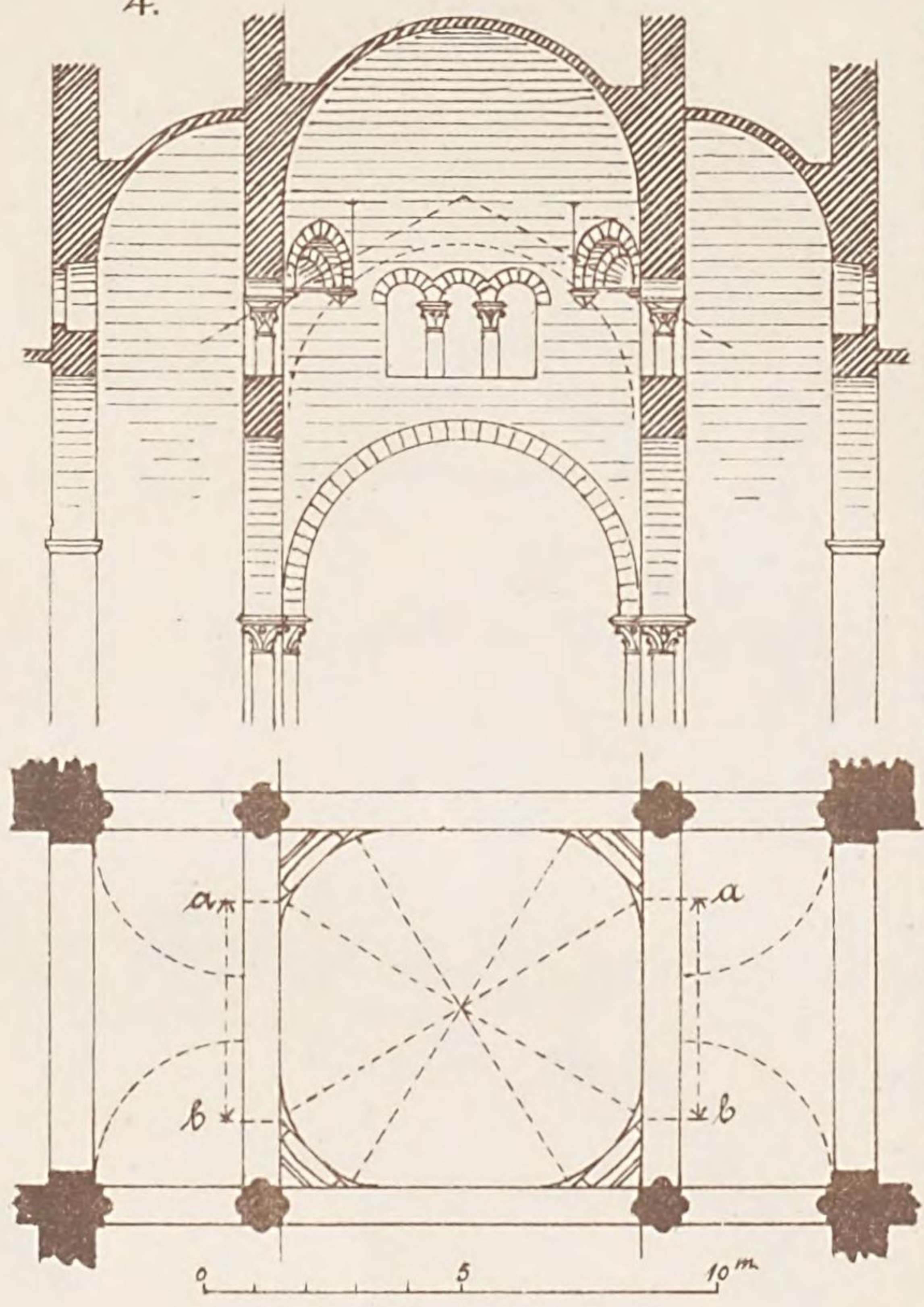
1. (a-b)



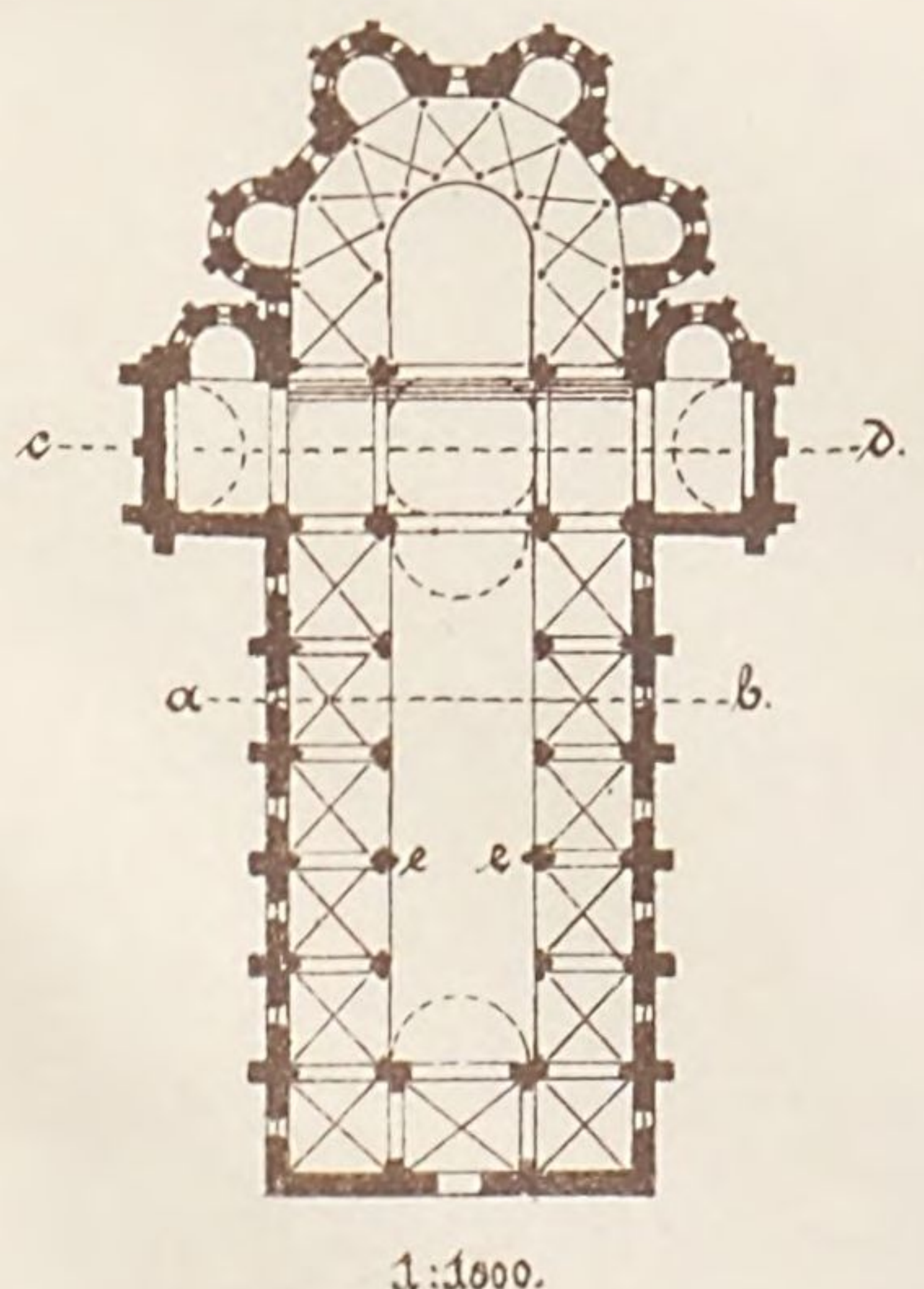
2. (c-d)



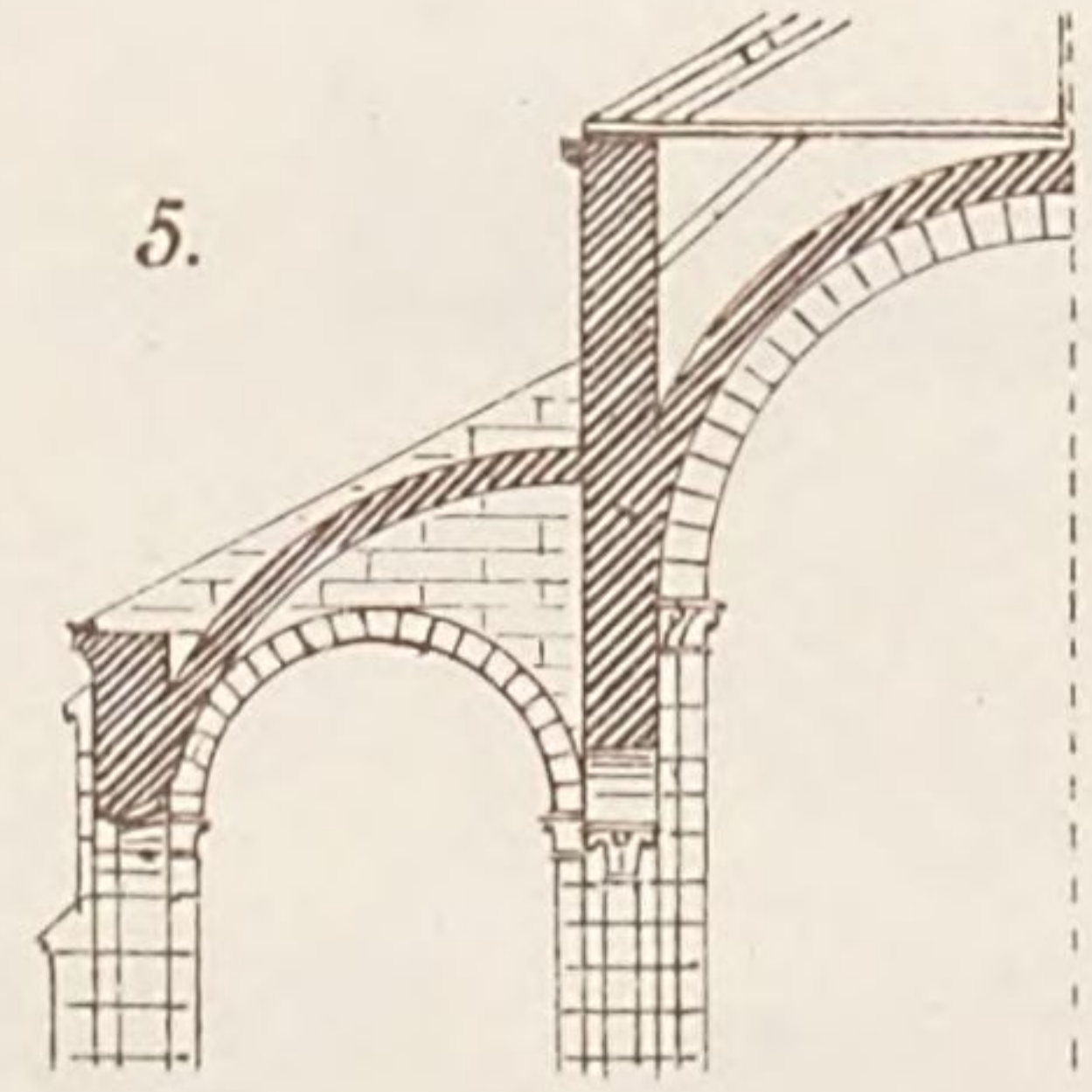
4.



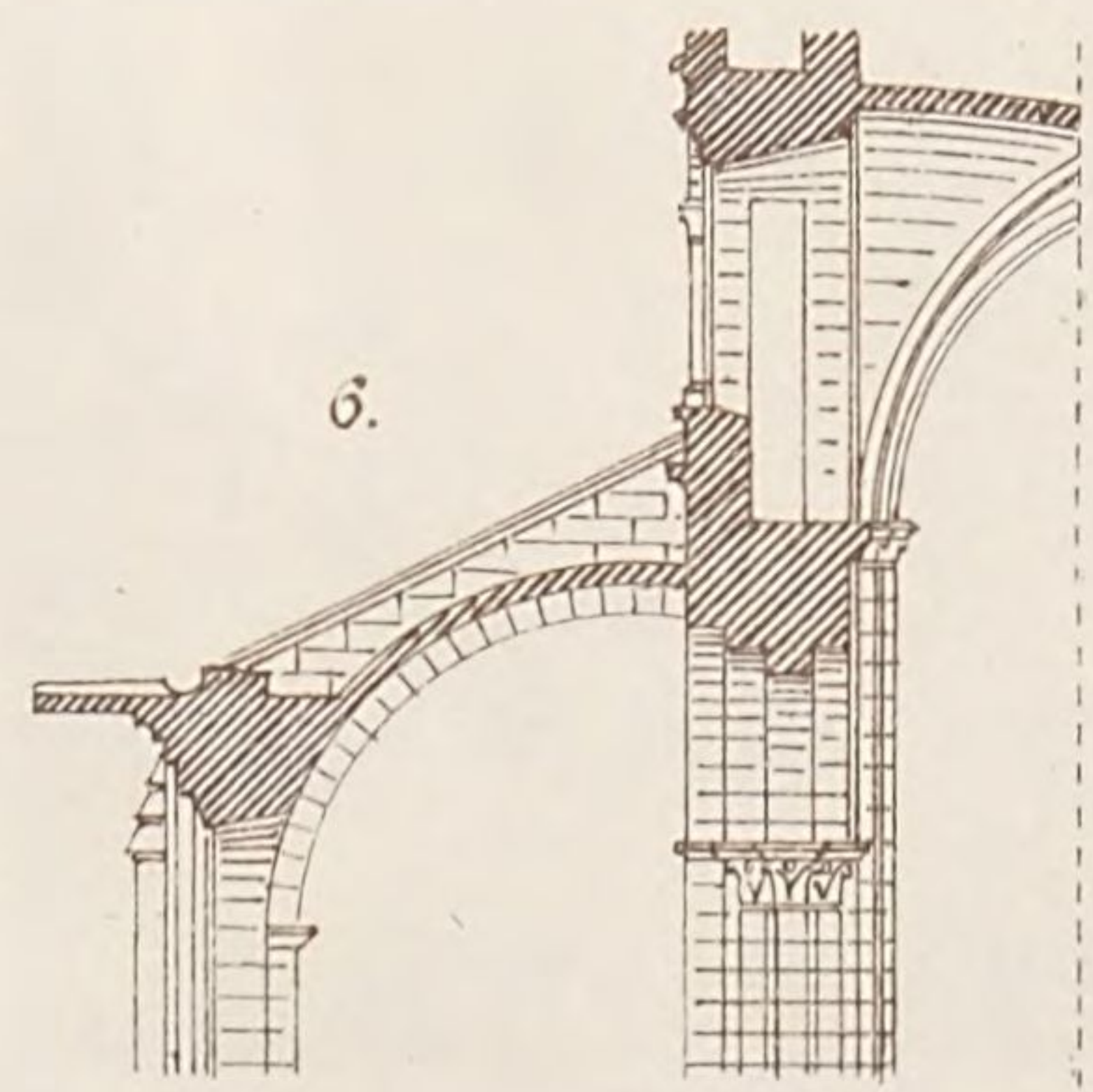
3.

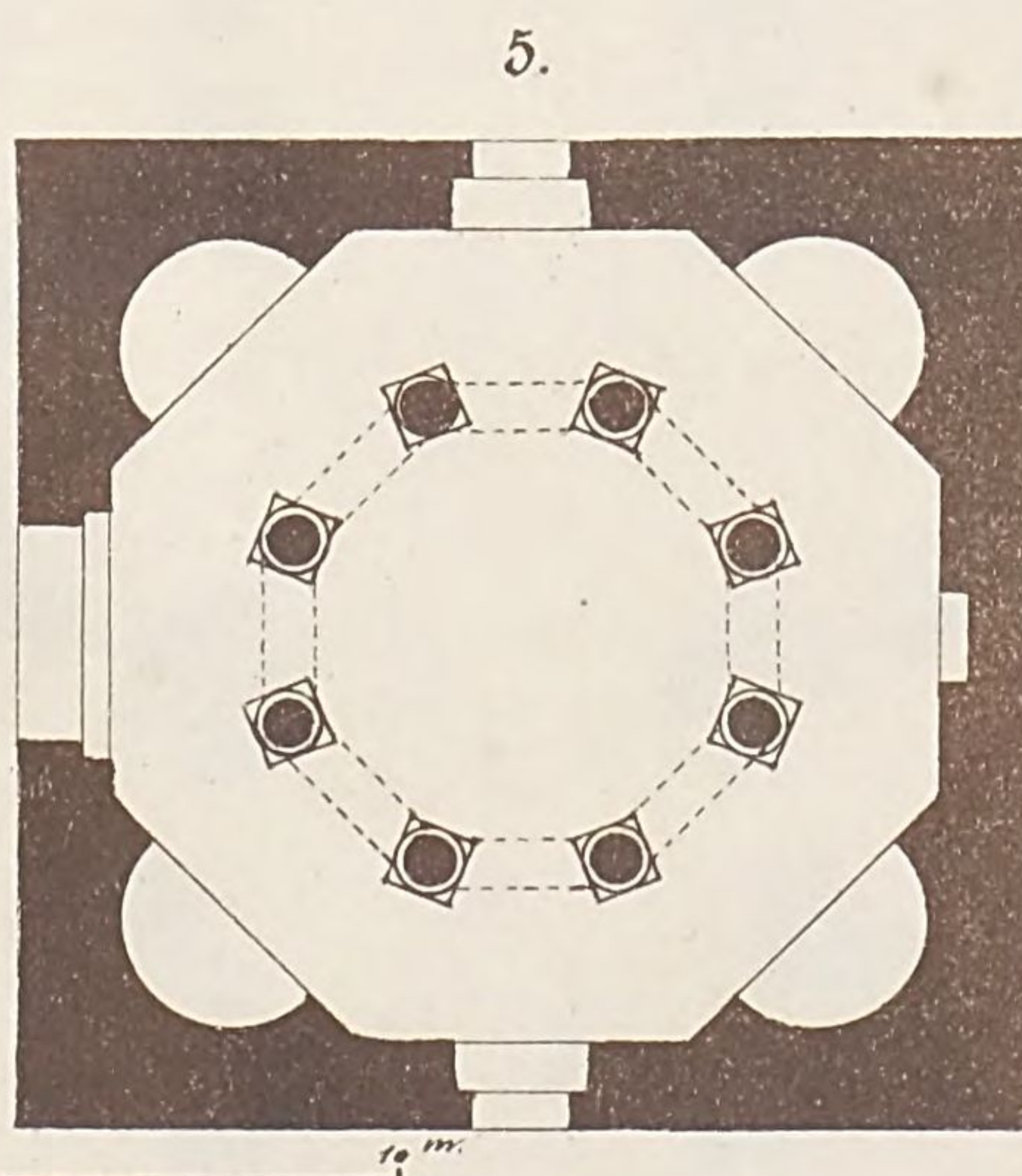
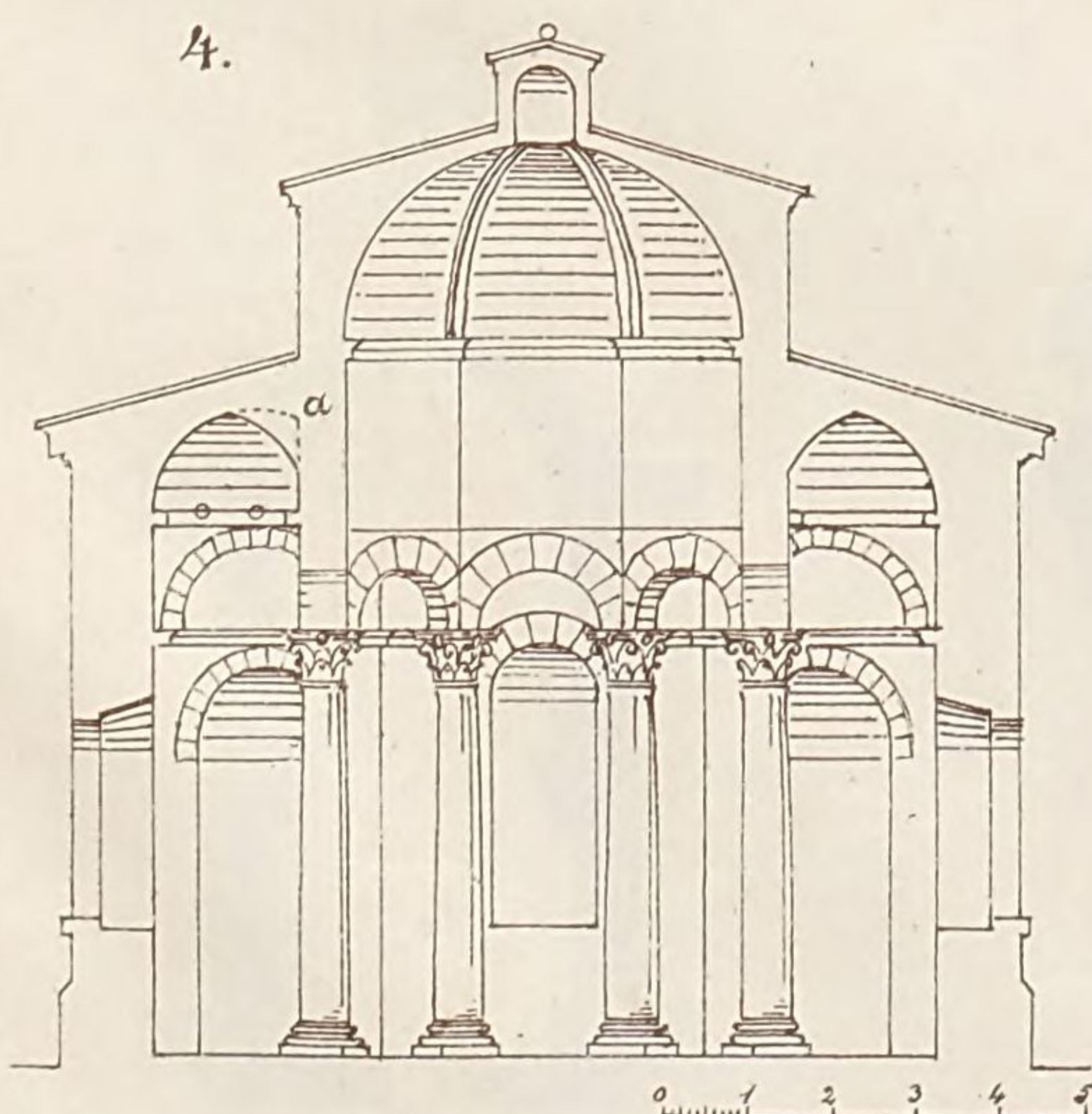
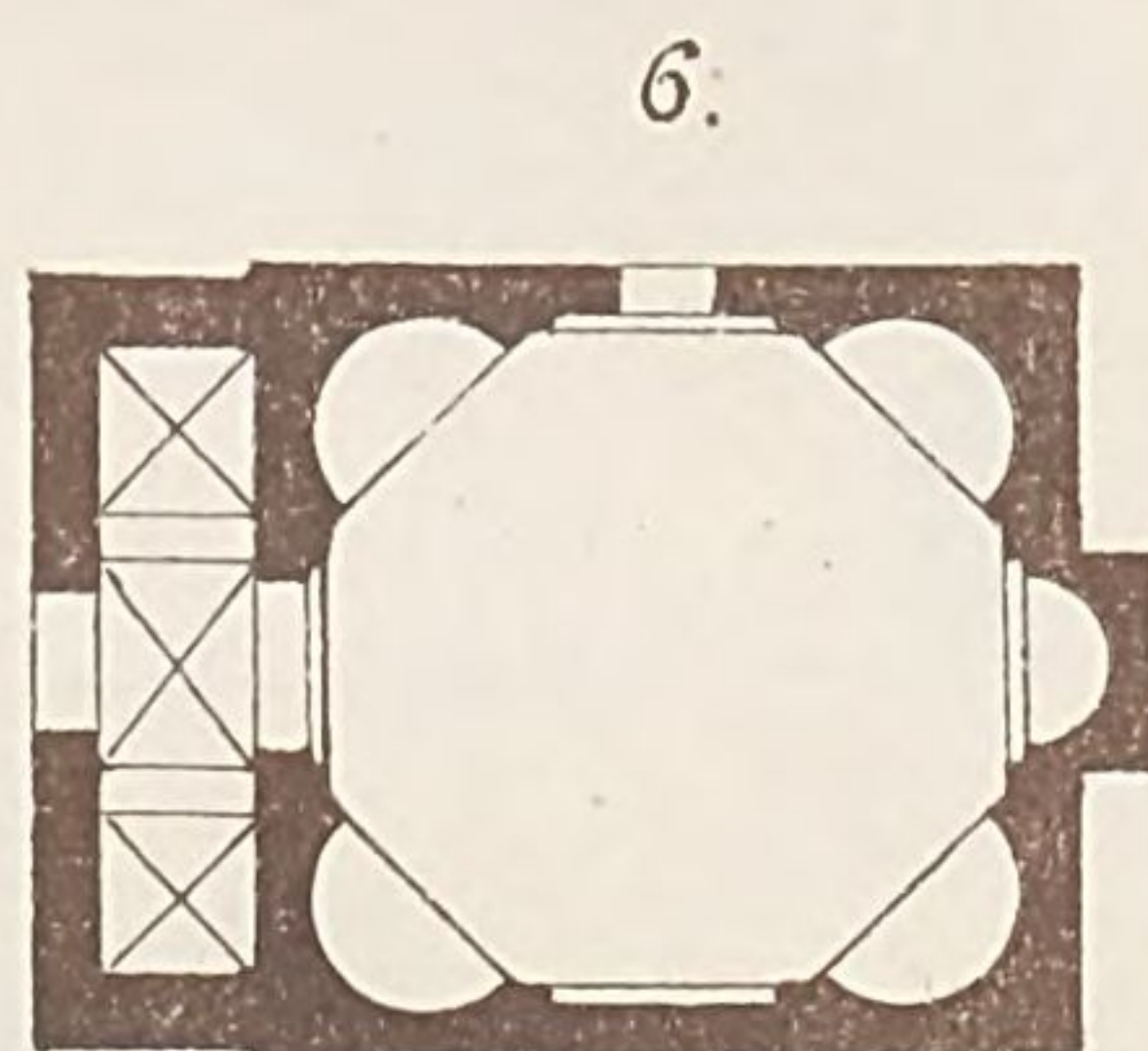
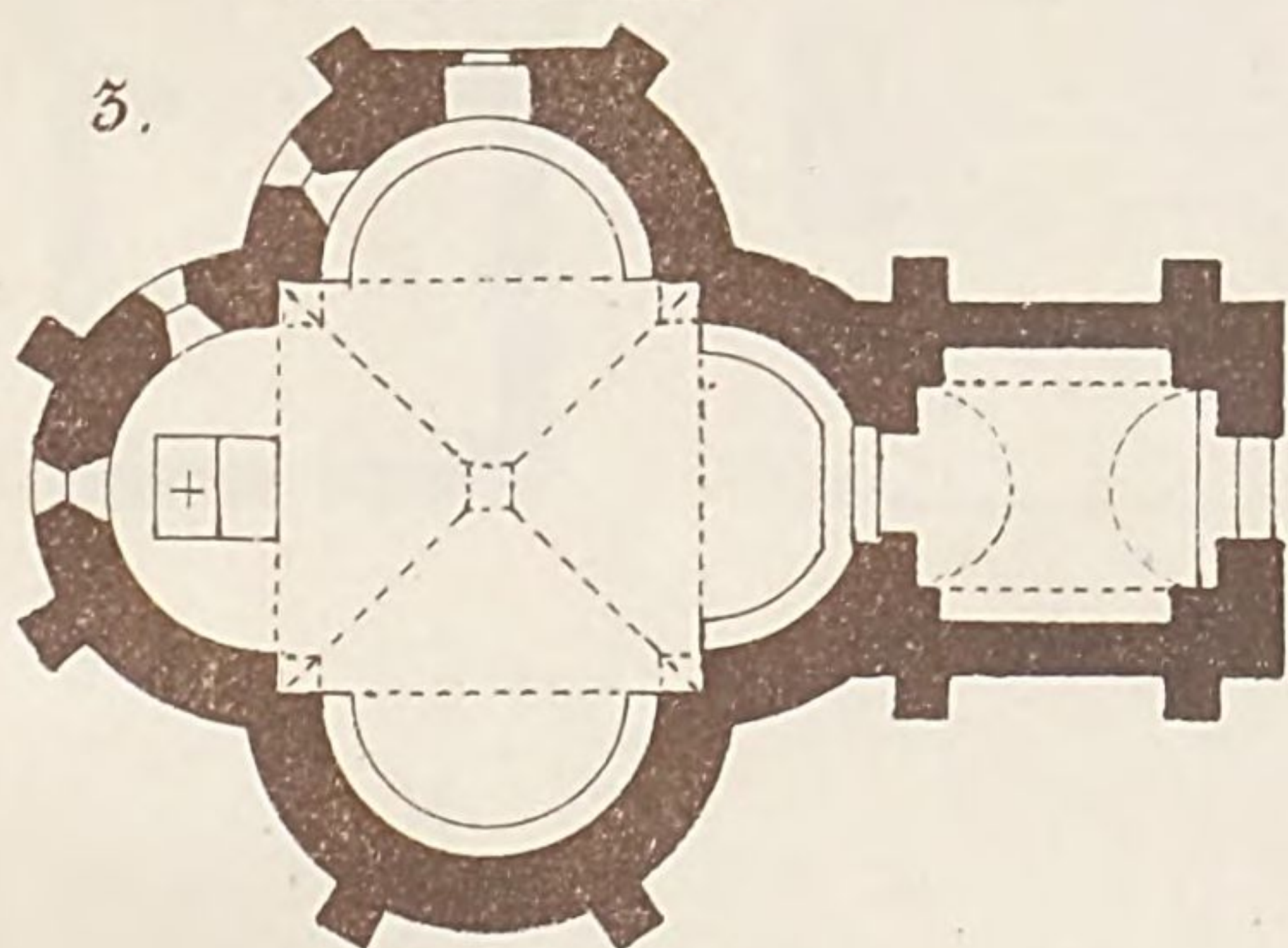
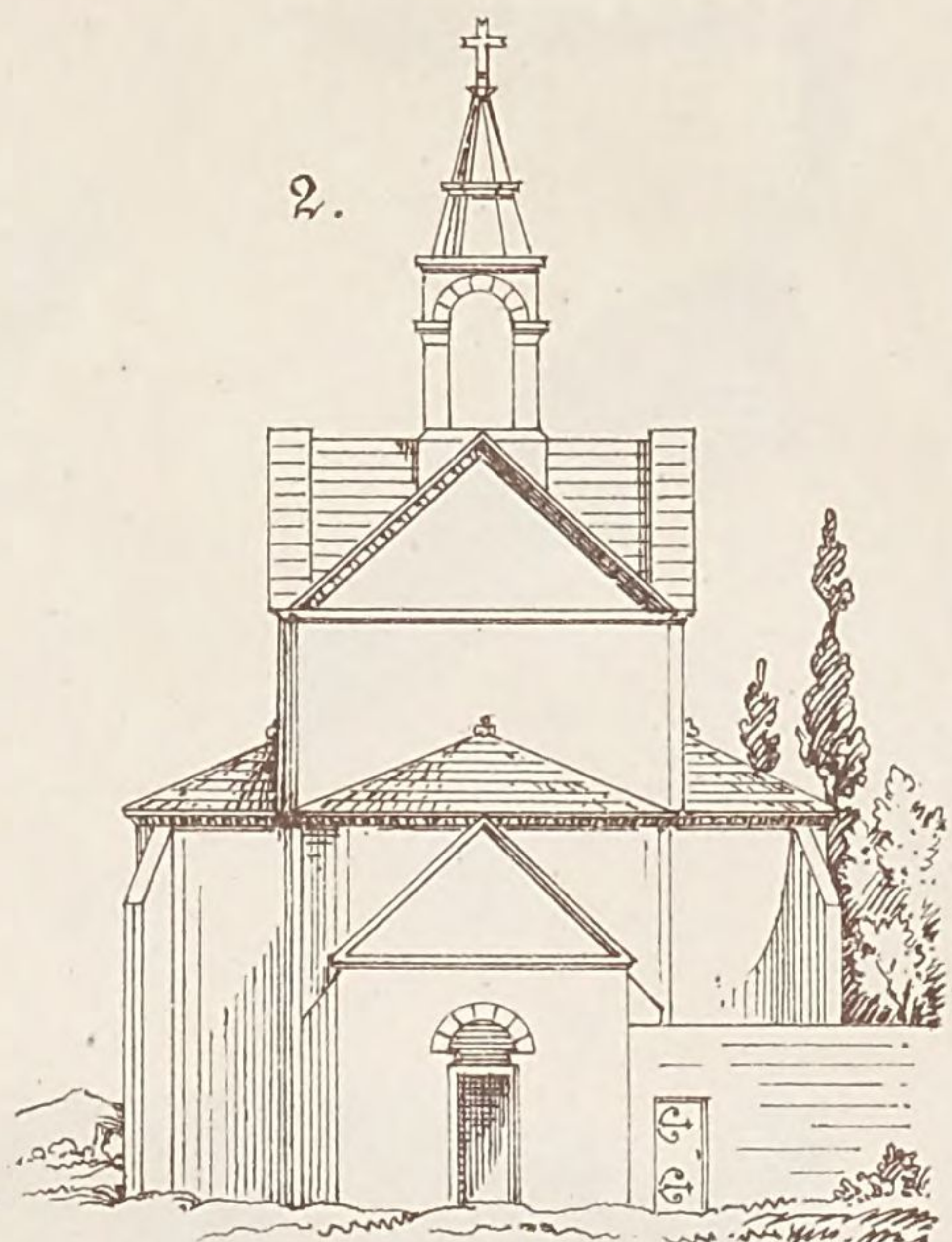
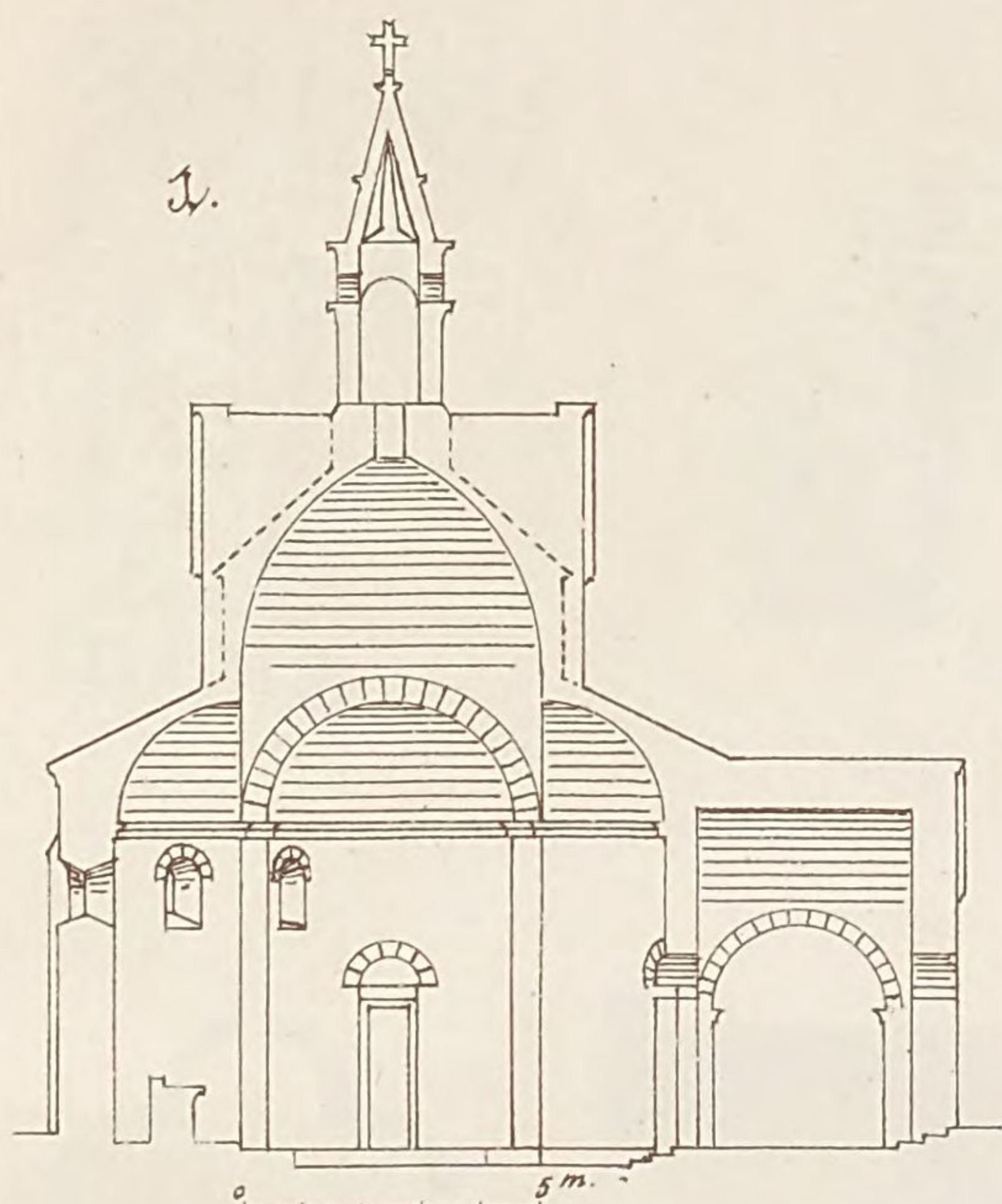


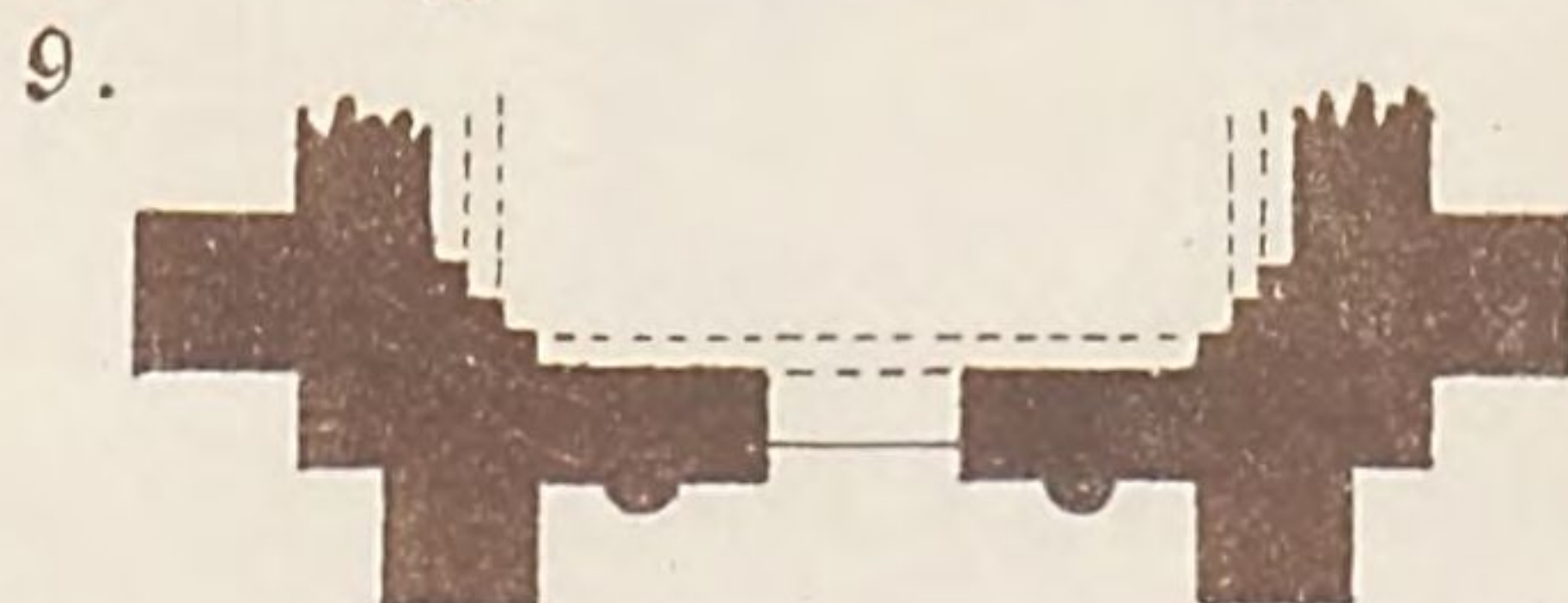
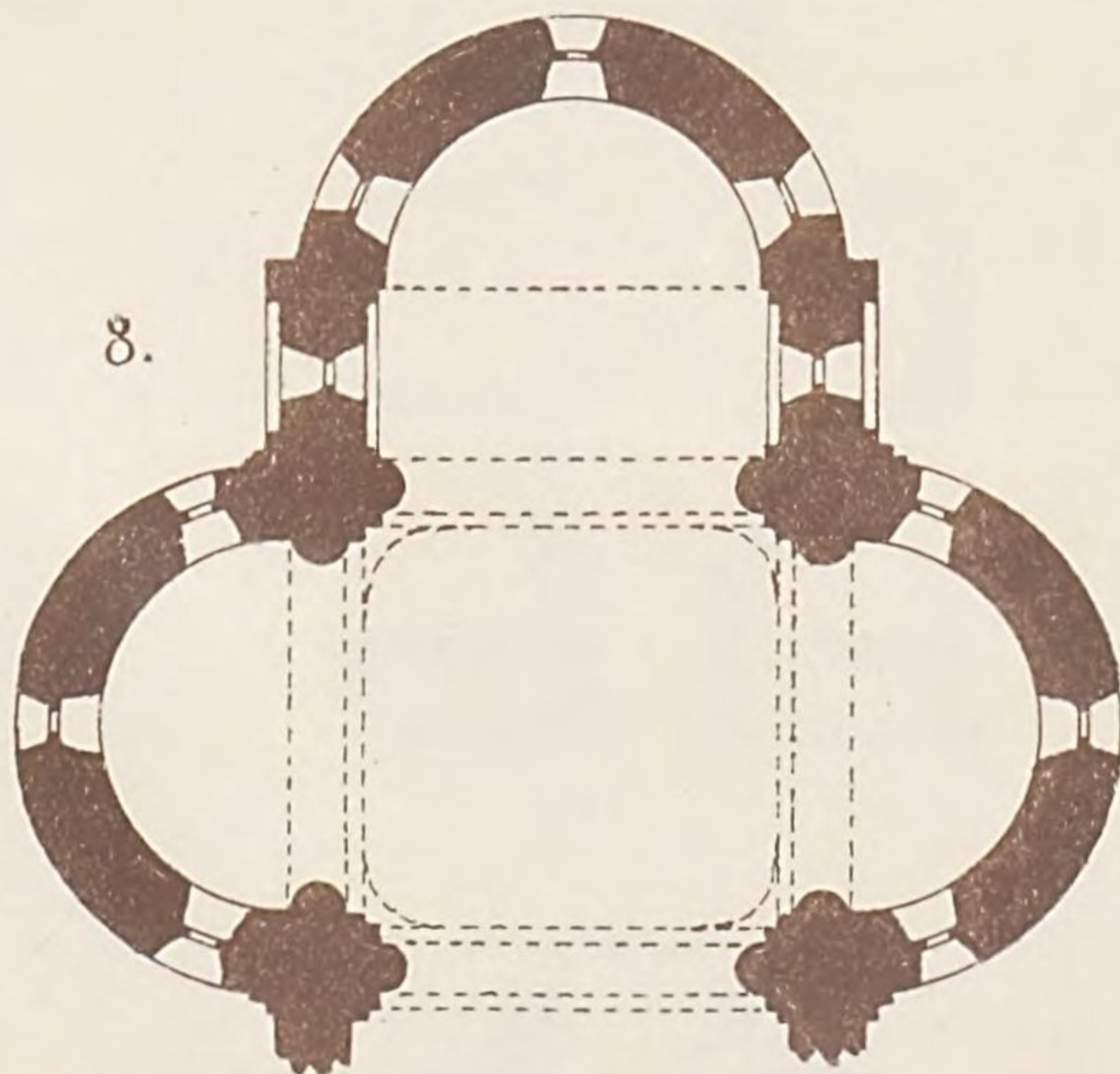
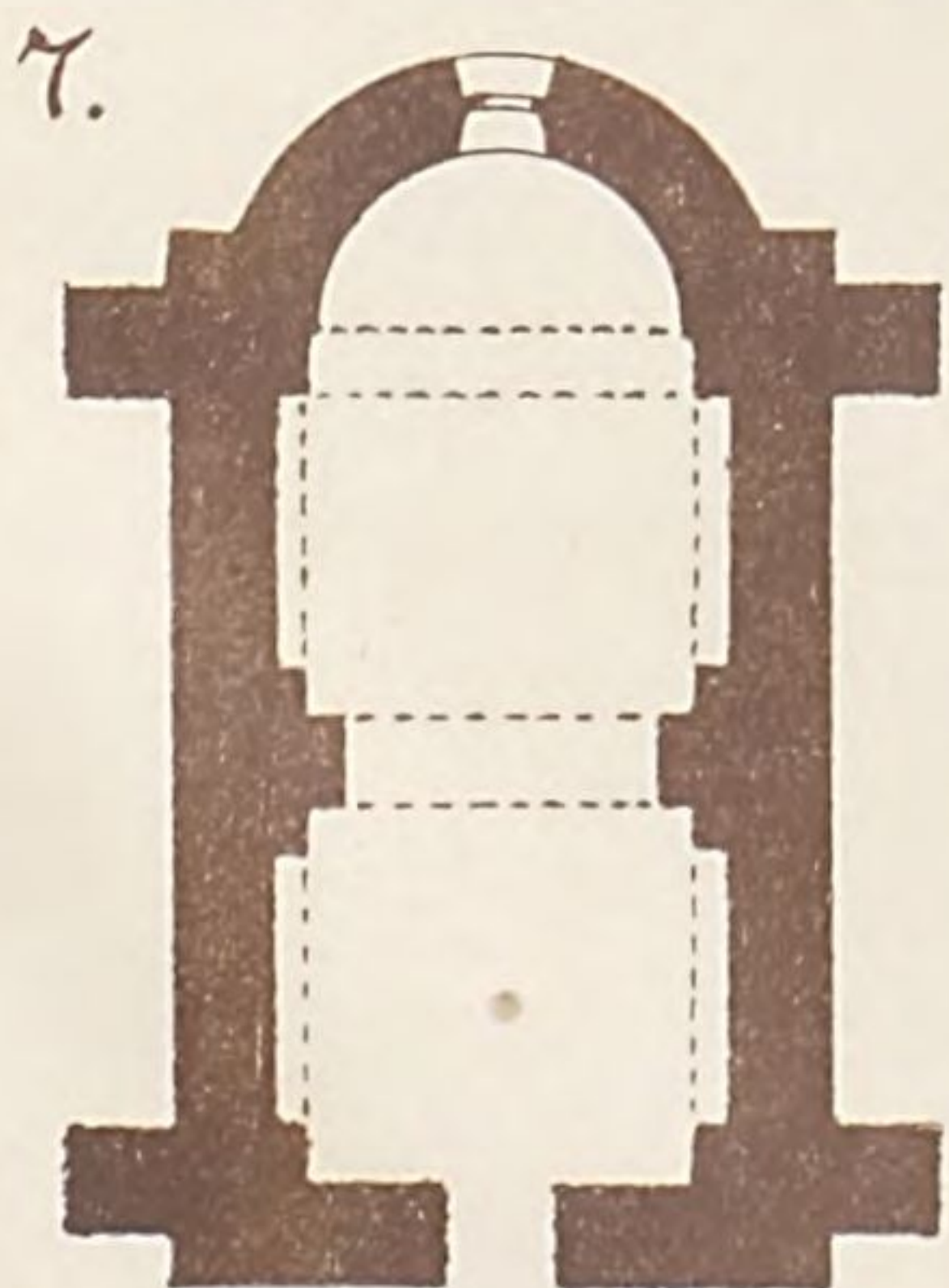
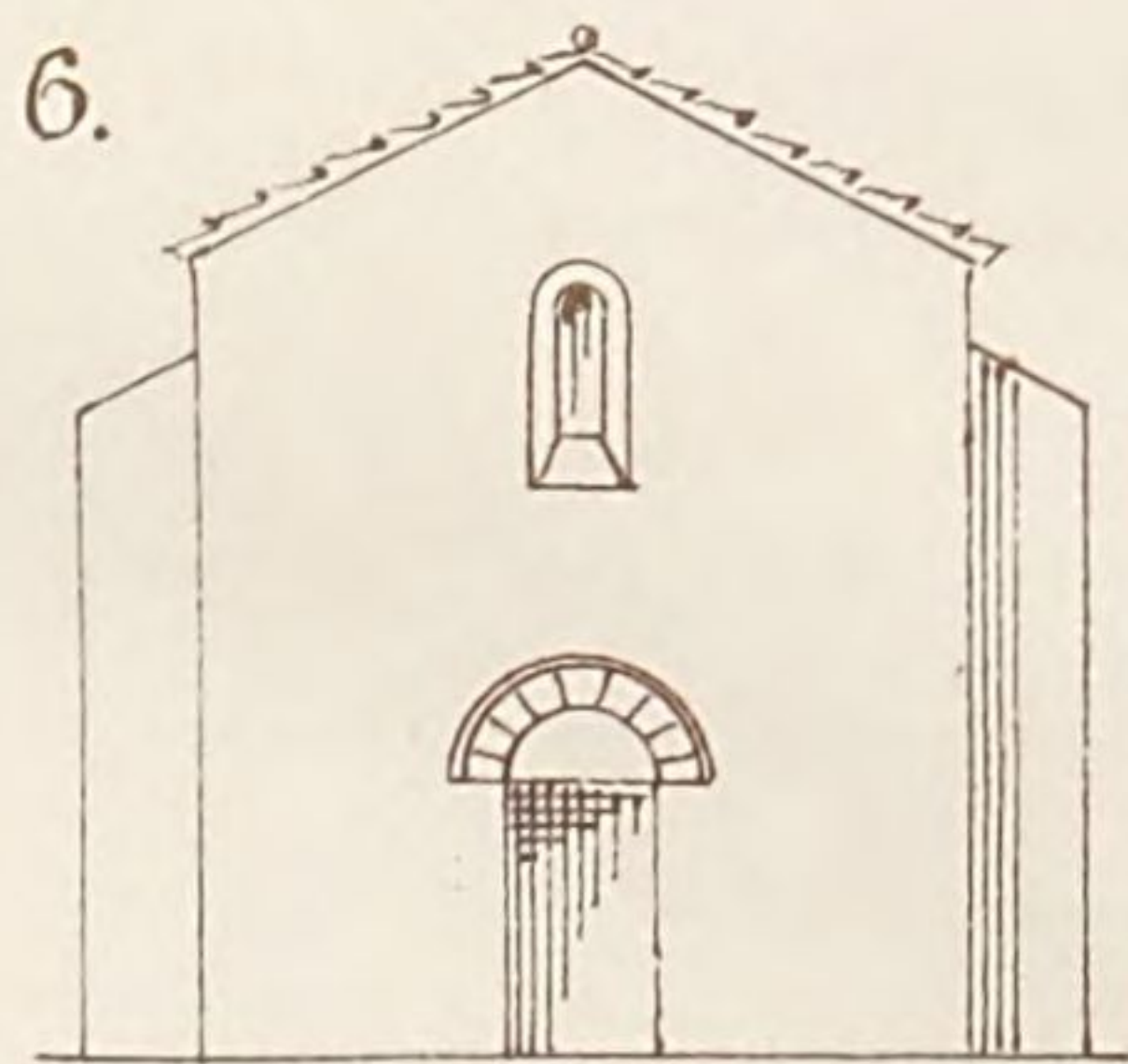
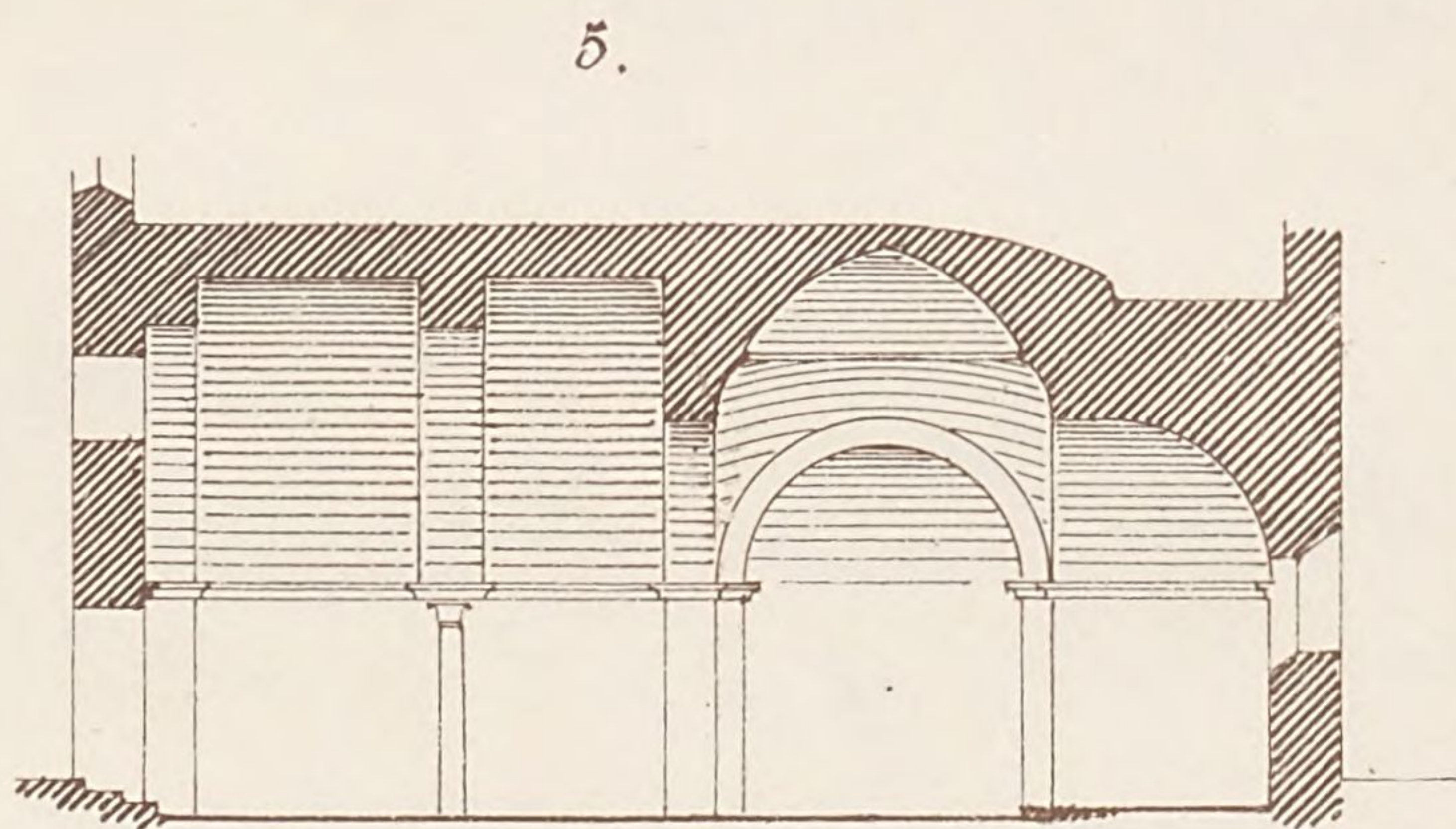
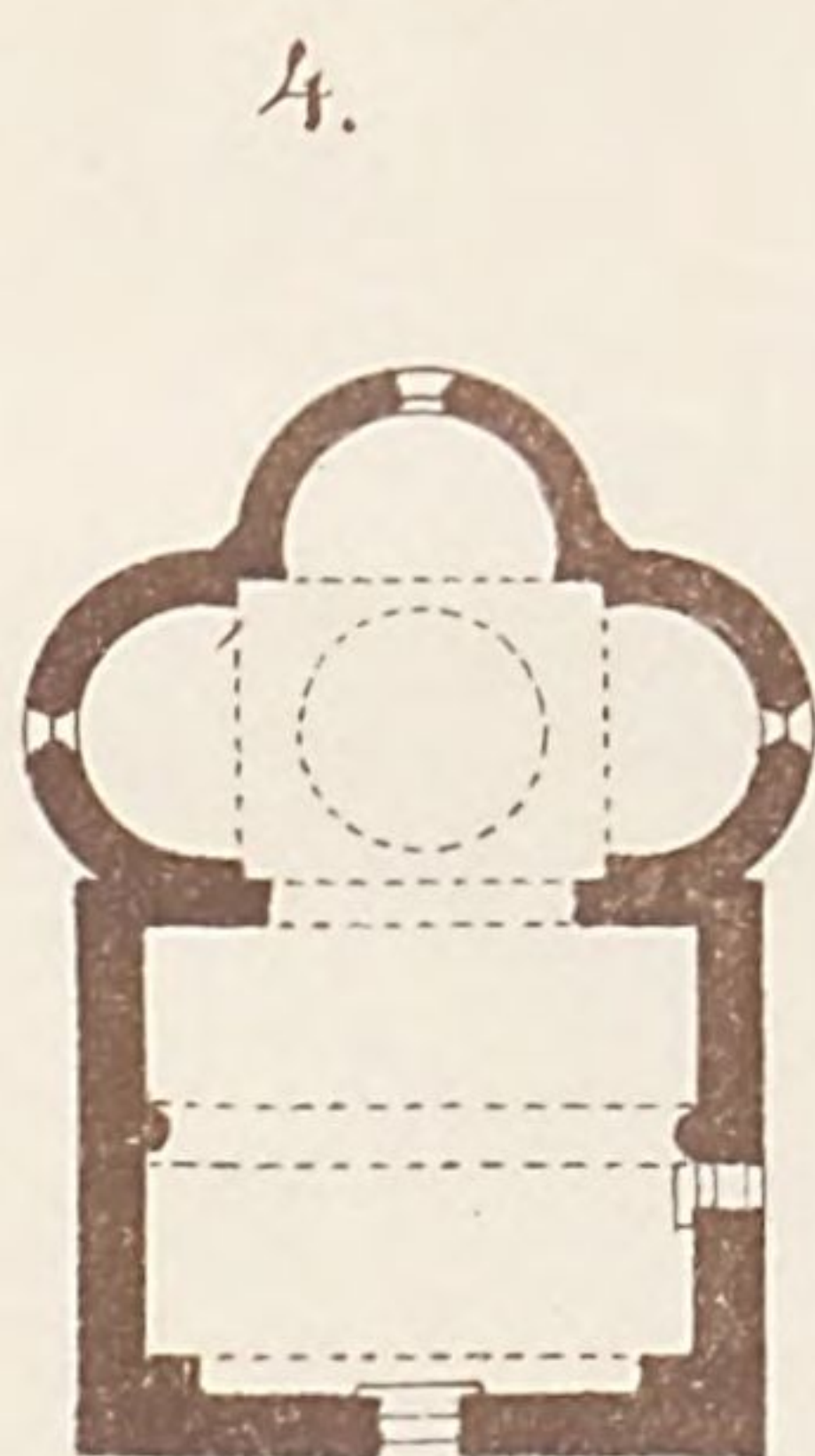
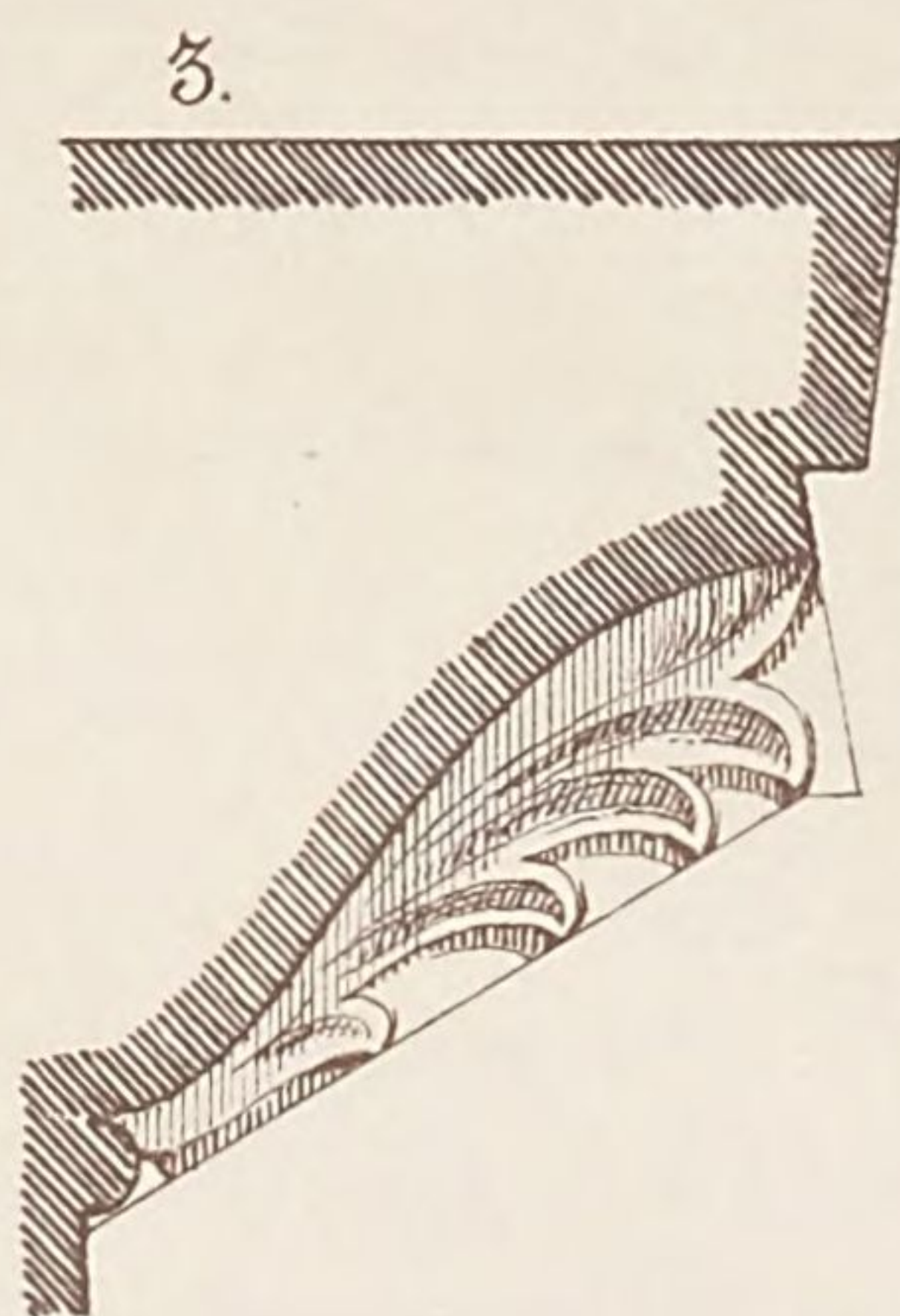
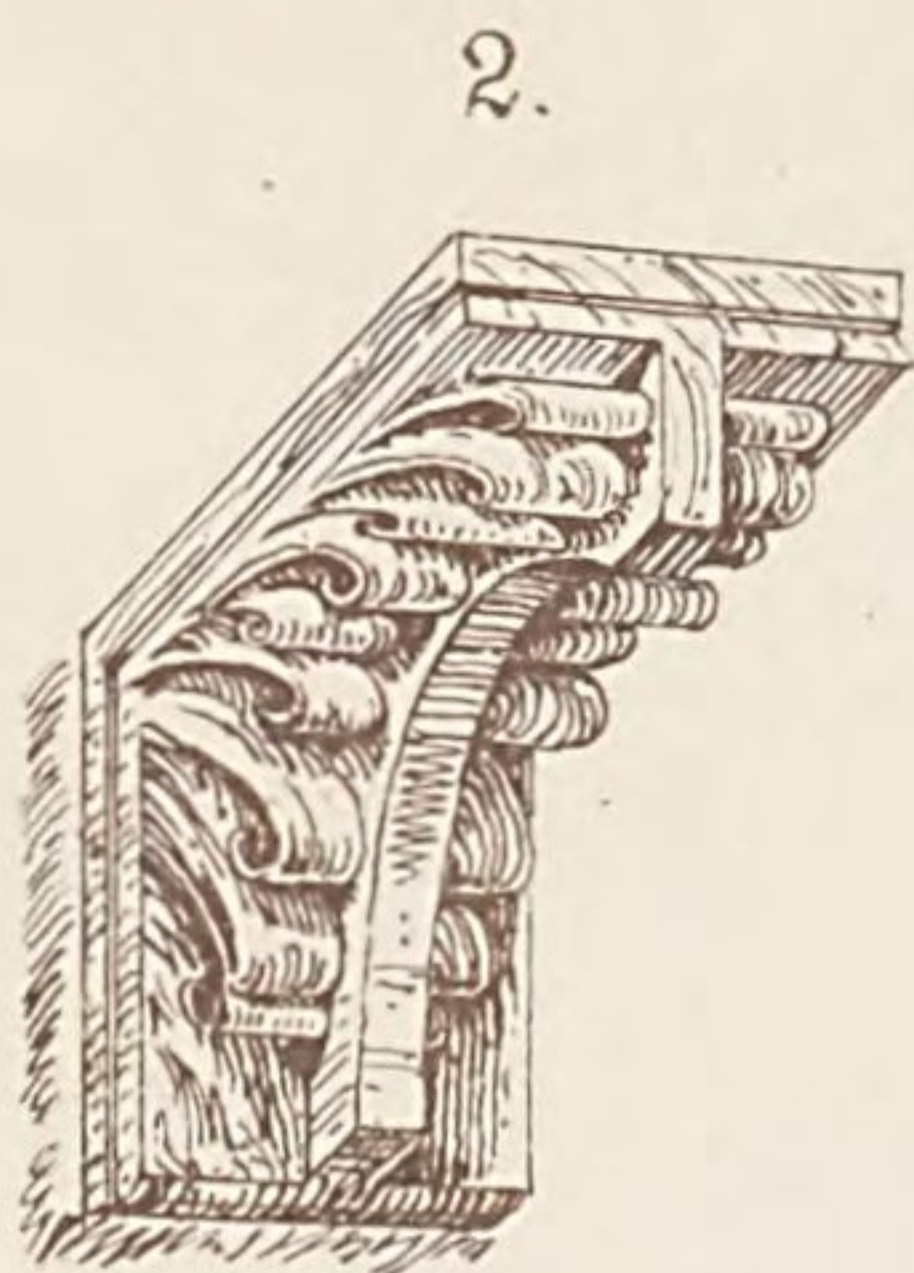
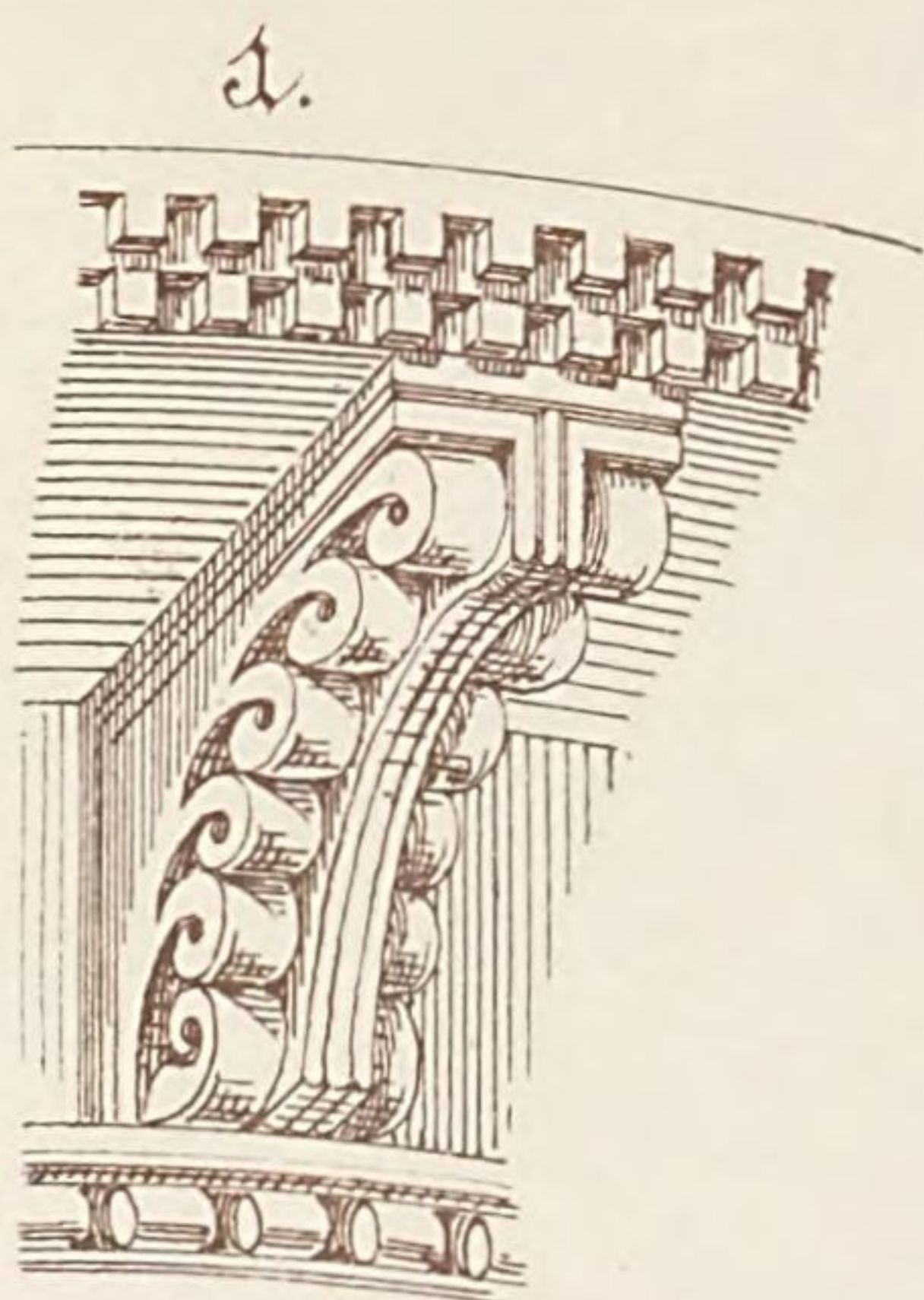
5.

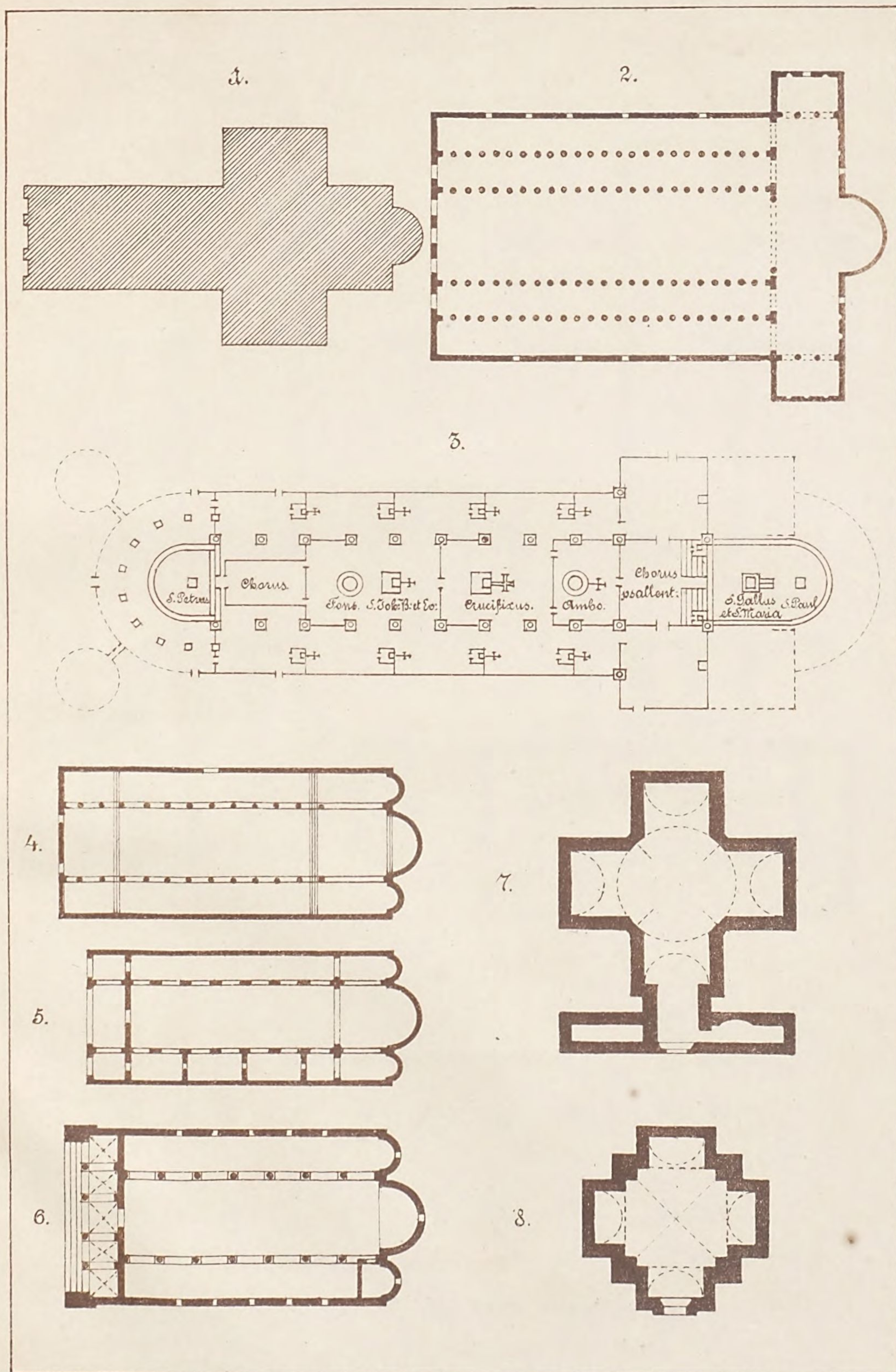


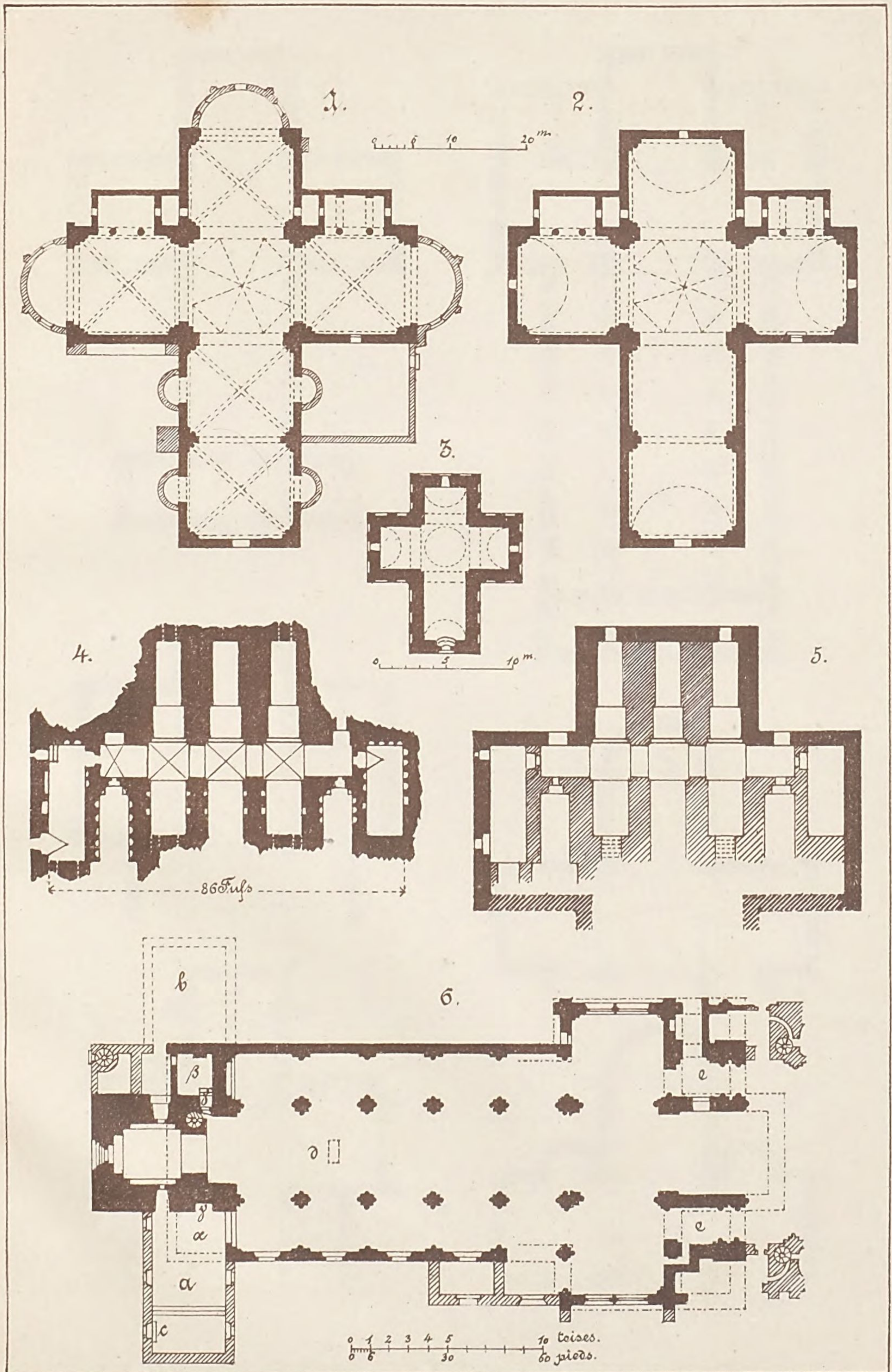
6.

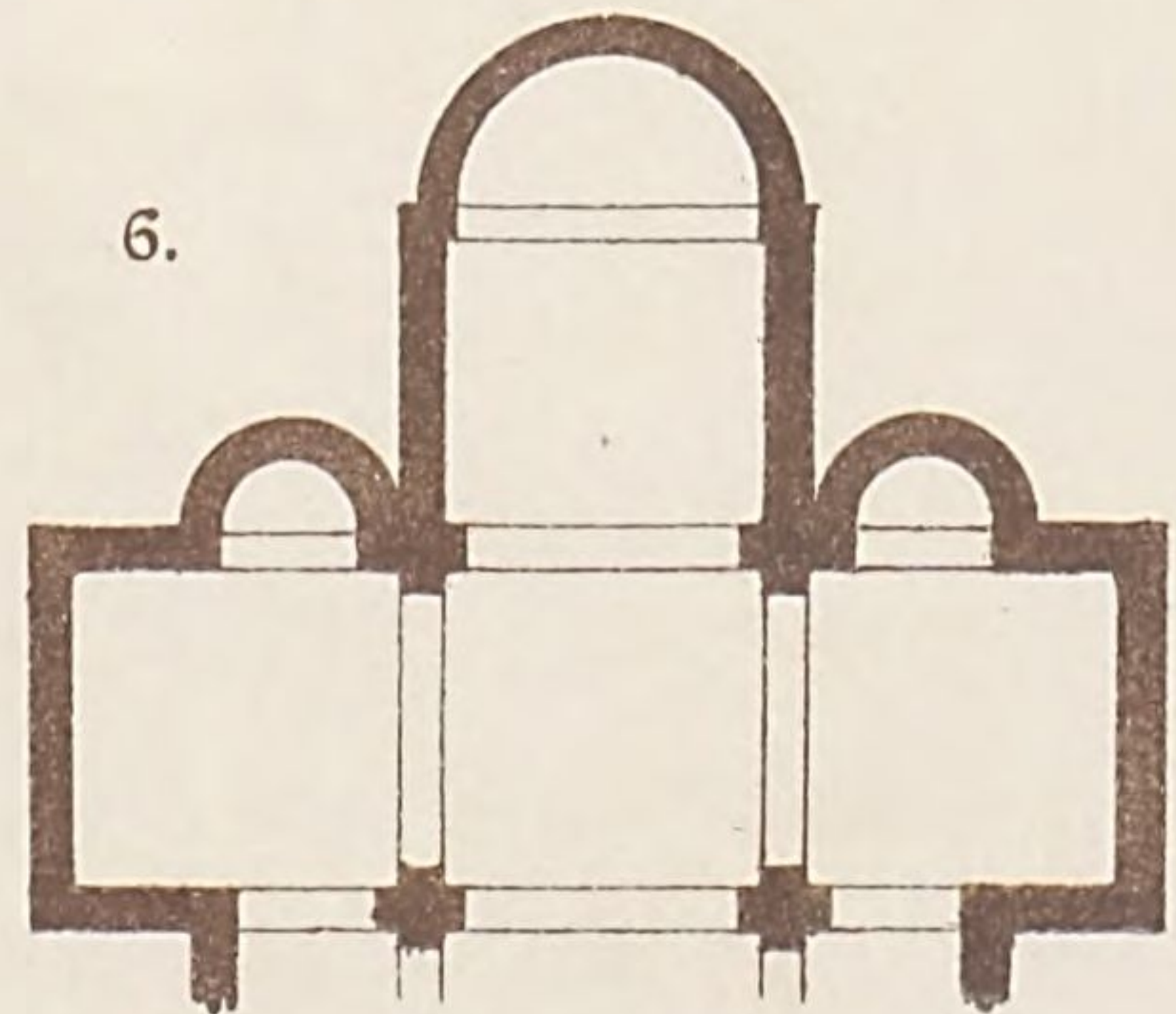
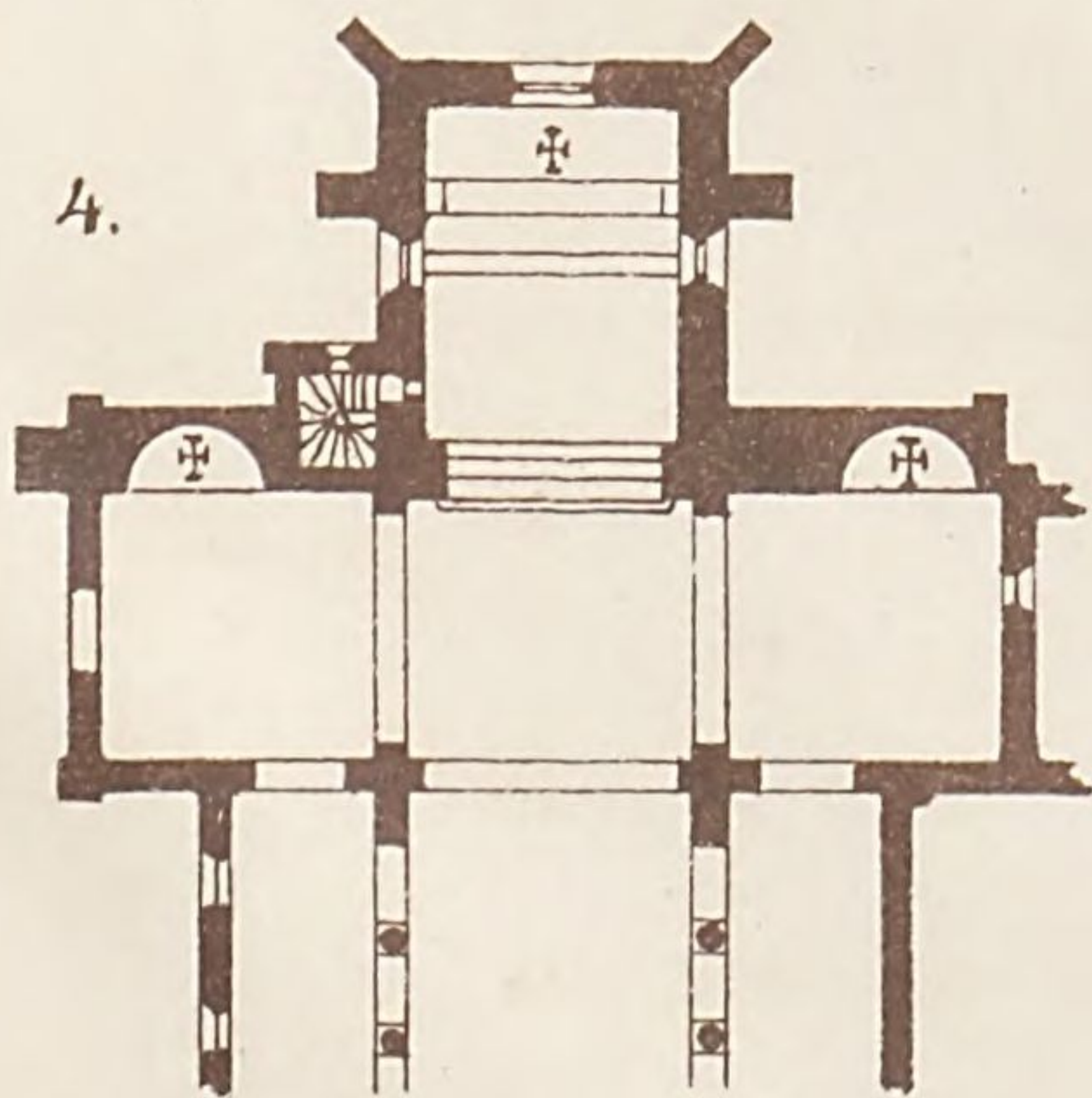
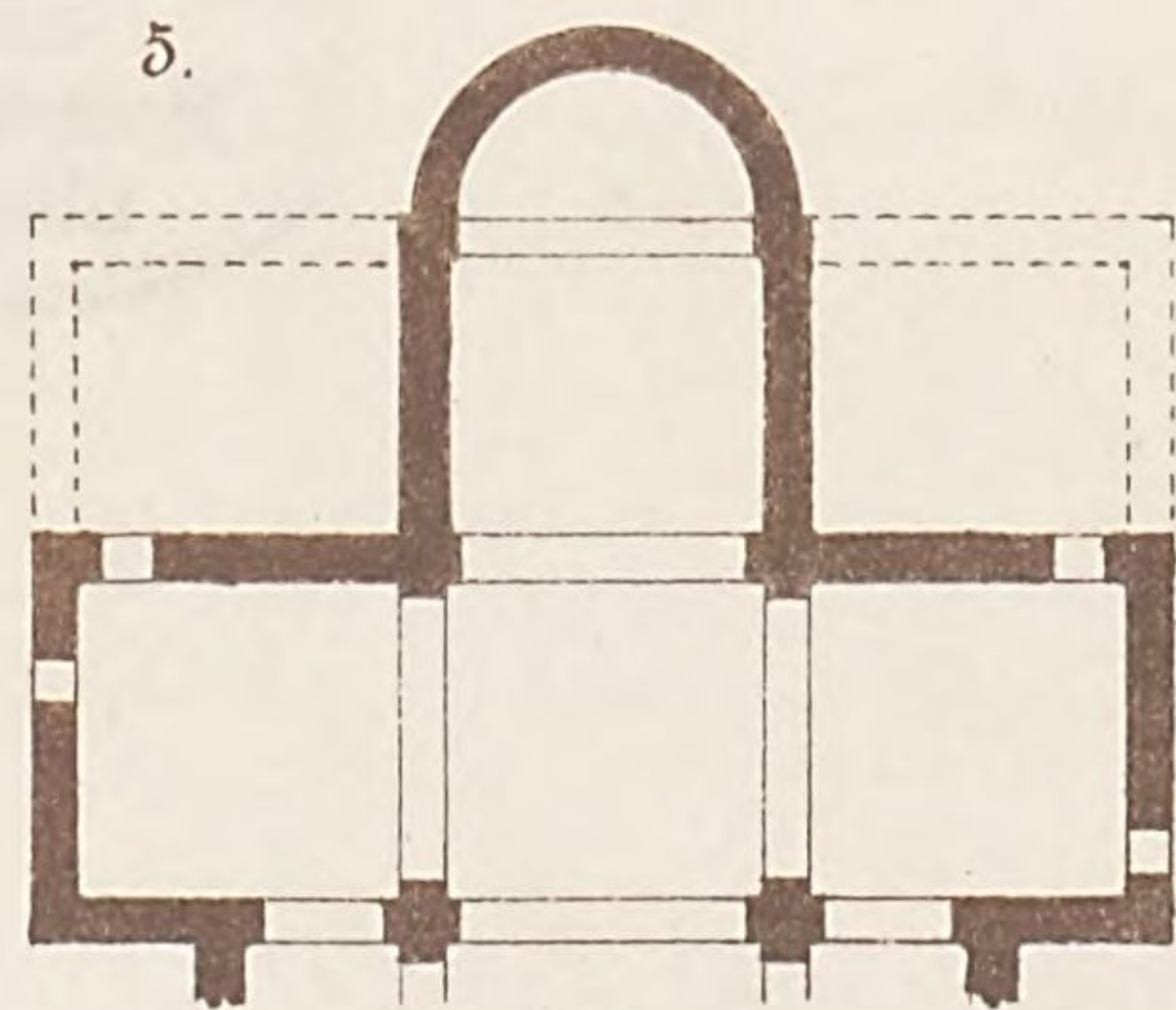
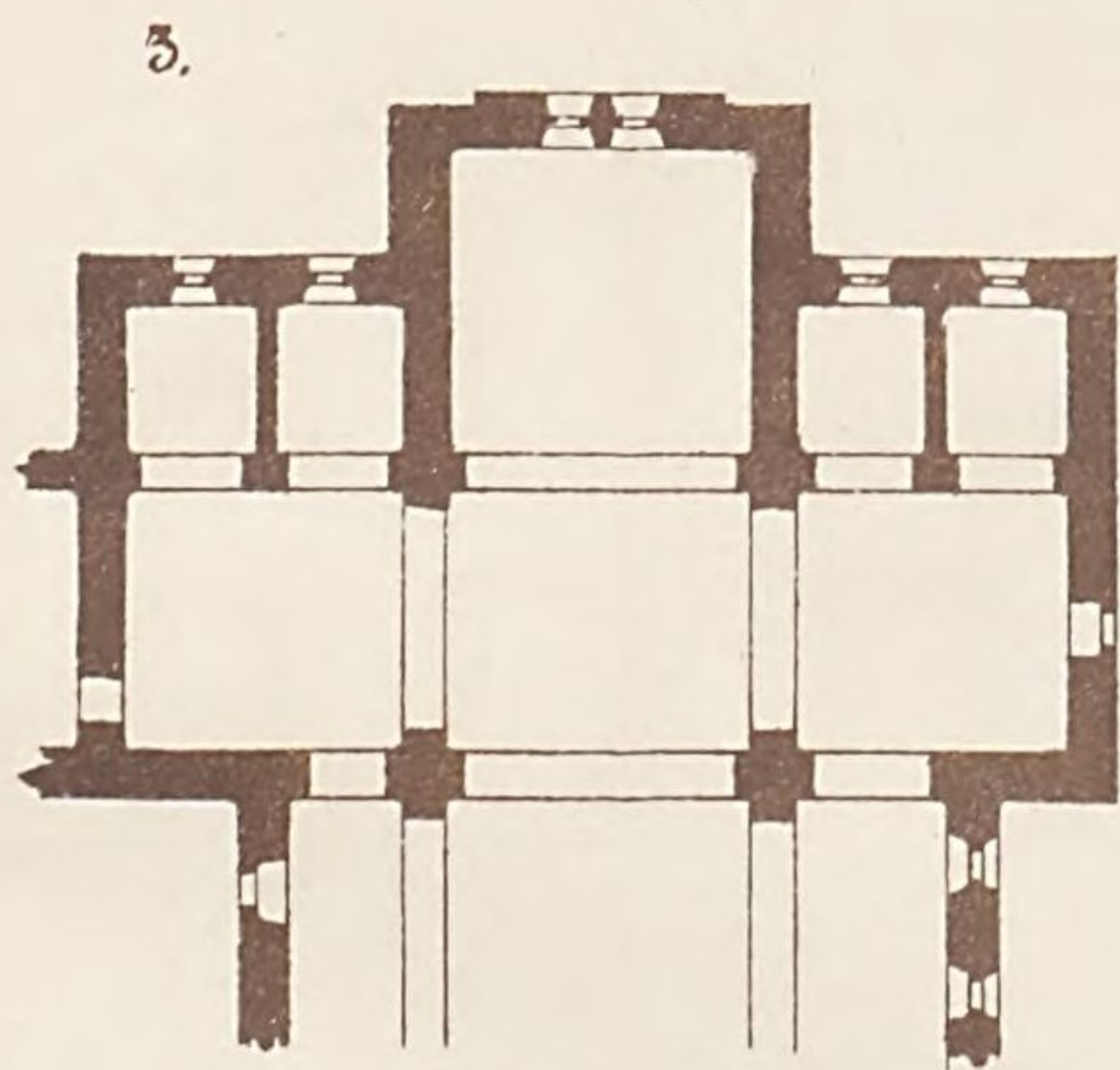
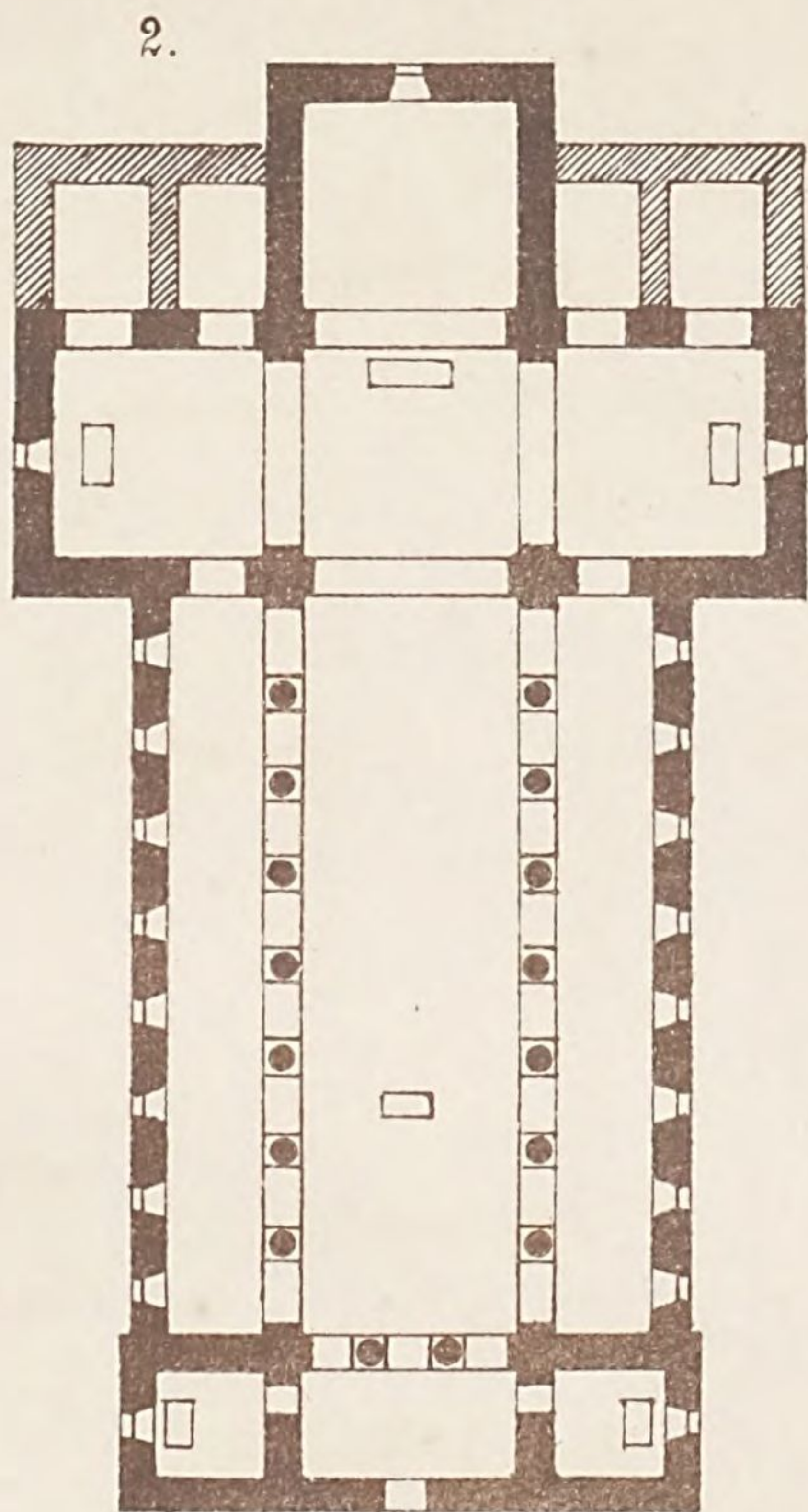
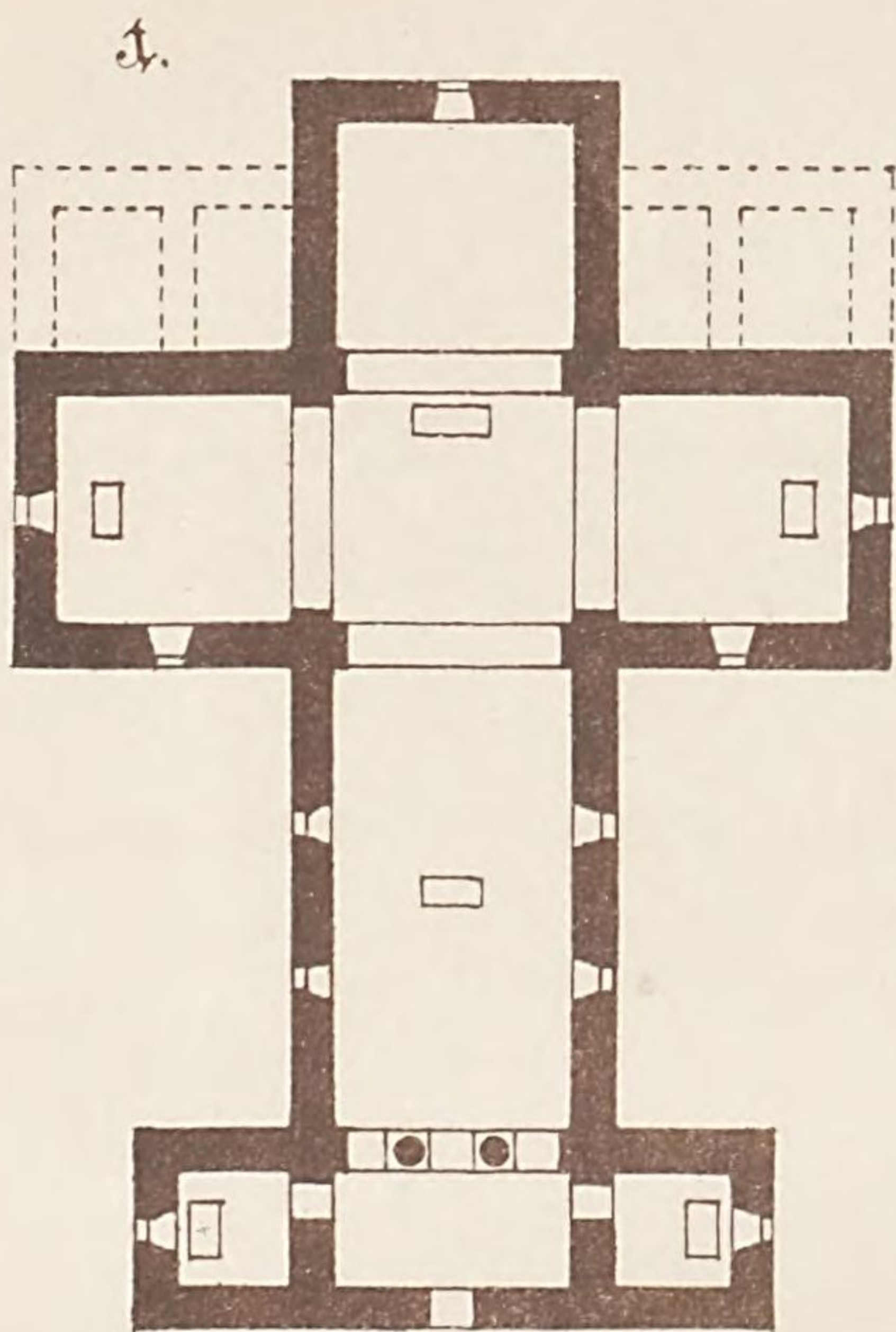




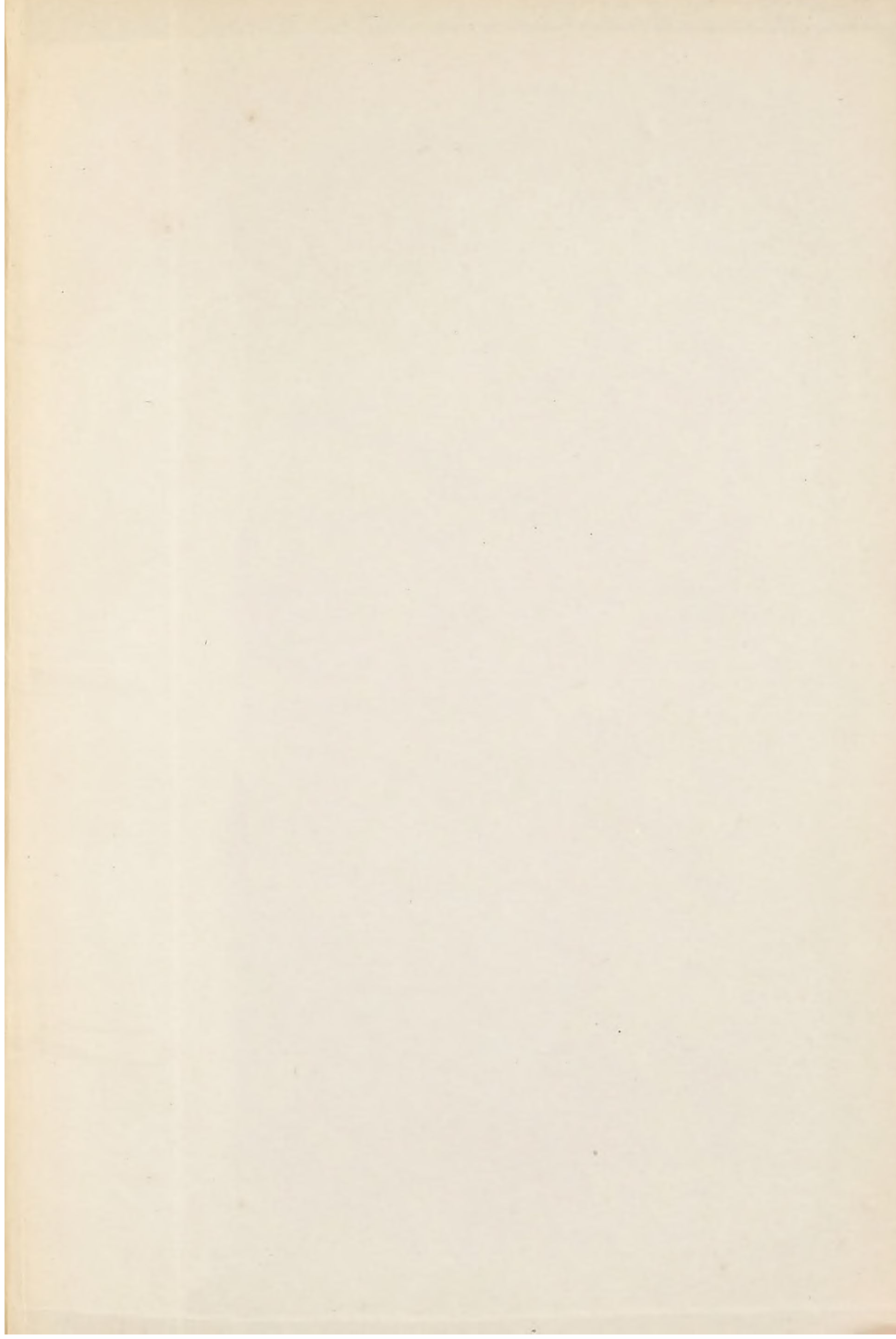












Graf, Hugo

Opus francigenum Studien zur Frage nach d. Ursprunge d. Gothik

Stuttgart 1878

42.2935

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11368029-1